Die dunkle Stunde.

Zweiter Band.

Die

Dunkle Stunde

von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1863.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.

Die dunkle Stunde.

Neunzehntes Kapitel.

Nach der Oper.

Als Herr Bander hinter der Scene wieder auf seine Füße zu stehen kam, befand er sich vor dem Inspicienten Herrn Bärenstecher, welcher gelassen den Deckel seiner Schnupftabaksdose zuklappte und mit einem viel wohlwollenderen Tone der Stimme, als man von ihm gewohnt war, sagte: „Das ist ein Mißgeschick, mein lieber junger Freund, welches Sie nicht zu schwer nehmen müssen. Wenn es Sie trösten kann, so will ich Ihnen von einer Anzahl unserer größten Künstler Beispiele von ähnlichen verunglückten Debuts erzählen. Das thut alles nichts, wenn man nur den wahren Funken in sich fühlt und eine unüberwindliche Lust zu diesen fürchterlichen Brettern. Ist die aber vielleicht bei Ihnen nicht besonders groß, so könnten Sie wohl auch nicht übel daran thun, diesen Vorfall als einen kleinen Fingerzeig zu benutzen. Gott der Gerechte! Sie sind jung und die Welt ist groß — Herr Löffler," unterbrach er sich selbst, indem er mit halber Stimme

einem Zimmermann zurief, „sagen Sie den Andern da hinten, daß man nicht den Platz in der achten Coulisse versperrt, da wird ja das ganze Balletchor hinausrasen.“

Bander dankte für die gut gemeinte Rede des Inspicienten und stammelte ein paar Worte der Entschuldigung gegen den Regisseur, der auf ihn zutrat.

Dieser zuckte mit den Achseln und sagte: „Es ist schlimm, wenn man zum Lachen Anlaß gegeben hat. Was das falsche Singen anbelangt, so würde ich mir daraus nichts machen, aber —! — Nun, lassen Sie sich keine grauen Haare darüber wachsen, ziehen Sie sich aus, Sie dürfen doch heute nicht mehr auf die Scene.“

Diesem Befehl gemäß ging Bander in die Garderobe und machte dort unter widerstreitenden Gefühlen seine Toilette. Unglücklich fühlte er sich wohl, daß ihm dieser Unfall gerade vor ihren Augen geschehen war, daß er sich vor ihr lächerlich gemacht, und gerade ein paar Minuten nachher, da sie so freundlich mit ihm gesprochen. Was den ächten Funken anbelangte, den Herr Bärenstecher berührt, so mußte er sich selbst eingestehen, daß er diesen nicht so sehr in sich verspürte, um hoffen zu dürfen, ihn in gewaltiger, heiliger Lohe emporflammen zu sehen. Ihm war sein Betreten der Bühne nur Mittel zum Zweck gewesen, und oft, wenn ihn sein Freund Richter auf ein anderes Talent, welches in ihm schlummerte, aufmerksam gemacht, mußte er ihm Recht geben und fühlte wohl die Kraft in sich, auf diesem andern Gebiete der Kunst etwas Tüchtiges leisten zu können. Aber Rosa, sie, die er so unbeschreiblich liebte, daß es Augenblicke gab, wo er sich mit seiner lebhaften Phantasie ausmalte, es müsse irgend ein Zauber sein, der auf ihn eingewirkt und der ihn nur dann

ruhig und glücklich sein ließ, wenn er sich in ihrer Nähe befand! Wie oft schon hatte er sich in der Garderobe des Theaters etwas zu thun gemacht, wenn er in Wahrheit nichts dort zu thun hatte, wie oft war er dem Inspicienten, dem Garderobier, dem Hausverwalter in kleinen Dingen nützlich gewesen, nur um mit ihr, die an solchen Abenden beschäftigt war, die Luft unter einem Dache athmen zu können. Wie konnte er sich Stunden lang vor dem glänzenden Hause aufhalten, wo sie wohnte, Abends an die erleuchteten Fenster hinaufschauen und oft von Weitem dem Wagen folgen, wenn sie in Gesellschaft fuhr, um sich alsdann, nachdem die raschen Pferde längst verschwunden waren, an einer Straßenecke nieder zu setzen und zu träumen von dem dumpfen, behaglichen Rollen eines Wagens, welcher jeden Lärm der Außenwelt abschnitt und der es bei seinem einförmigen Getöne so angenehm machte, ein heimliches Gespräch an ihrer Seite zu führen, wenn seine Hand an dem feinen Gewebe ihres Shawls streifte, wenn seine Wange den duftigen Hauch ihres Mundes spürte.

Seine ärmliche, in dem Viertel des arbeitenden Volkes gelegene Wohnung gewährte ihm häufig eine angenehme Ruhe, ein unbeschreibliches Behagen. Hier war es ihm oft, wenn er in tiefes Sinnen versunken in dem alten Lehnstuhle saß, als könnten seine mächtigen Gedanken, die gewaltsam an ihrer Sphäre zogen, sie in seine Nähe zaubern, da schien es ihm, wenn er sein Auge schloß, als vernehme er den Klang eines leichten elastischen Schrittes auf der Treppe, als höre er an den Wänden des engen Corridors draußen ihre Gewänder rauschend anstreifen, als erschalle in seiner Nähe ihre tiefe, wohlklingende Stimme. Ja, oft schon hatte es ihn in solchen Augenblicken aus seinen Träumen aufgeschreckt; er war aus

seinem Zimmer gegangen in das vordere Haus und hatte dort geschaut und gelauscht, um nichts zu sehen, als vielleicht eine der ärmlichen Arbeiterinnen seines Nachbars, des Damenkleidermachers Daniel Schweizer, oder dessen dünnes, zwirnfadenähnliches Organ zu vernehmen. Die Zeit ist vorbei, sprach er dann zu sich selber, wo holde Feen einen armen Sterblichen, wenngleich incognito, beglücken, wo irgend eine Blumenkönigin erscheint, mit holder Stimme sprechend: Deine stille Liebe zu mir, deine Verehrung für die Rosen hat mich gerührt, laß uns glücklich sein die wenigen Augenblicke, die mir vergönnt in der Sphäre zu leben, der ich nicht angehöre.

Dies und Aehnliches bewegte auch jetzt wieder den Geist Bander's, als er in der Garderobe Stück für Stück seines Ulema-Costumes ablegte, und er dachte mehr und mehr, daß sein heutiges Mißgeschick wohl der Fingerzeug einer gütigen über ihn wachenden Macht sein könne, die ihn vor anderem größerem Mißgeschick bewahren wolle. Noch ehe er sich gänzlich in den gewöhnlichen Menschen umgewandelt hatte, war er mit sich selbst im Reinen und sagte, als er das letzte Stück seines Costumes ablegte: „Gute Nacht, Herrendienst; hoffen wir auf das Glück, noch zwei Worte mit ihr reden zu können!"

Daß er so mit sich ins Reine gekommen war, gab seinem Geiste die Spannkraft wieder, und so war es ihm möglich, sich im Zwischenact den Collegen auf der Bühne mit lächelndem Munde zu präsentiren, ja, auf die Scherze mit einzugehen, die sich dieser oder jener minder zarte Charakter erlaubte.

Der lange und hagere Chorist mit der Gräberstimme, der einen Kreuzfahrer darstellte, stand da in malerischer Haltung an eine riesenhafte Banane gelehnt und sagte: „Laßt

Euch diese Kleinigkeit nicht anfechten, guter Bander; was kümmert's einen großen Geist, ob das vielköpfige Ungeheuer da unten, welches sich Publikum nennen läßt, witzelt oder spöttische Bemerkungen macht? Der Eleganteste unter ihnen soll es versuchen, einen Brief heraus zu bringen, oder was noch schlimmer ist, singend zu melden, wie ich im Robert dem Teufel: ‚Zu dir, Robert der Normandie, bringt diesen Ruf zur Fehde —‘ ha, beim Styx, sie würden sich schön ausnehmen! Wenn sie sich dann so selbst sehen könnten in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle!"

„Komisch war es bei alledem, lieber Kerl," meinte Richter lachend, „als du so kopfüber unter die entsetzten Ulemas hineinschlugst."

„Ja, ja, komisch!" meinte ein Dritter, der hinzutrat.

„Und recht komisch," sagte der lange Kreuzfahrer, „und so ist's Recht; was man thut, muß man ganz thun; aber die feine Nuancirung in Ihrem Spiel," setzte er etwas boshaft lächelnd hinzu, „verstand doch Keiner von denen da unten. Sie wollten pantomimisch zeigen, daß jeder zu Boden geschmettert wird, der es wagt, dem Strahl der Augen der göttlichen Fatime entgegentreten zu wollen. Glaubt mir, da ist schon mancher Sterbliche unterlegen, dafür aber auch zehntausendmal glücklich der, dem er einst in heißer Liebe zulächelt. — Ah, dort kommt sie wieder, seht nur hin, Kameraden, ob das nicht eines der prächtigsten Wunderwerke der Natur ist, ein herrliches Stück Arbeit, auf das der Schöpfer stolz sein kann. Bei meinem Schwert!"

Er hatte diese Worte sehr poetisch gesprochen und legte seine Rechte an den Griff seines langen Ritterschwertes und blickte dabei so herausfordernd um sich, als warte er nur auf

ein mißbilligendes Wort, um einem solchen Frevler gleich den Ritterhandschuh zuschleudern zu können.

Aber die Männer, die umherstanden, waren alle der Ansicht ihres hageren Collegen und wandten ihre Augen mit Vergnügen der leuchtenden Erscheinung zu, die aus ihrer Garderobe trat und sich der Bühne näherte. Nur eine weibliche Stimme, die der Madame Schelle nämlich, welche hinter der Banane saß und an ihrem wollenen Strumpfe strickte, ließ sich vernehmen.

„Gewiß, Pauke, wie ich ja schon vorhin sagte, es ist nächstens keine Ehre mehr, bei dem Theater zu dienen. Jetzt schaut mir einmal die wieder an, könnte sie nicht gerade so gut den leichten Fetzen, den sie noch anhat, an die Coulisse hängen und so herauskommen? Damit wäre ihr und Manchem da unten noch besser geholfen."

Worauf die Pauke entgegnete: „Weiß Gott, daß Sie Recht hat, Schelle; ich wäre nicht dazu zu bringen, so hinaus zu treten."

„Was auch entsetzlich für das Publikum wäre," bemerkte der lange Chorist, indem er um die Ecke schaute nach den beiden Colleginnen hin, die aber beruhigt fortfuhren, zu stricken, und durchaus nicht so thaten, als gäbe es überhaupt Kreuzfahrer in der Welt.

Ja, da schritt sie hin, und Vander's Auge hing in kaum verdeckter Glut an ihr. Eigentlich schritt sie nicht, sondern sie ging mit festem Schritte, ruhig und majestätisch, aber jeden Auftritt des Fußes durch eine unbeschreiblich elegante Bewegung markirend. Dabei wiegte sie sich leicht und elastisch in den Hüften und schaute mit dem schönen edlen Gesicht freundlich nach allen Seiten, während sie die Lippen leicht geöffnet

hatte und sie nur zuweilen schloß, nachdem sie geathmet. Einige dunkel blühende Granatblüthen in ihrem schwarzen Haar waren der einzige Schmuck, den sie an sich trug.

„Was meint Ihr, Richter," sagte der lange Kreuzfahrer, „um dieses wunderbare Mädchen da, wie es geht und steht, einen reichen feinen Pelz geschlungen und nun fort mit ihr in einem dicht verschlossenen Wagen, um sie ans Ende der Welt zu entführen? — Wie?"

Richter nickte lächelnd mit dem Kopfe, worauf er zur Antwort gab: „Wenn du deine üppige Phantasie nur mit deinen übrigen Gaben in Einklang bringen wolltest! Du bist mir ein rechter Don Quixote, schwärmst für die Dulcinea von Toboso und kannst glücklich sein, wenn dich ein geringes Schenkmädchen mit einem zweifelhaften Blicke beehrt."

„Bah, so habe ich doch wenigstens meine Phantasie! —"

„Ja, und Andere die Wirklichkeit."

Vander biß sich heftig auf die Lippen, als er diese Aeußerung hörte, und war schon im Begriff, mit bebender Stimme eine Frage zu thun, als ihm der Chorist mit der üppigen Phantasie zuvorkam und lachend sagte: „Kannst Recht haben, mein Junge, es ergeht mir wie dem kleinen Bettelbuben, der sein Stück trockenes Brod behaglich vor dem Küchenfenster des Restaurant verzehrt, wo ihm die pikantesten Speisedüfte in die Nase steigen. Eine edle Phantasie, wie die meinige, ist etwas Göttliches und frei von allem Egoismus. Wenn ich nachher im Regen nach Hause patsche und ihr Wagen bei mir vorüberfährt, so bin ich im Stande, ohne Neid den Traum von dem reichen Pelze fortzuträumen."

„Das können Sie freilich ohne Egoismus thun," mischte sich Vander in das Gespräch, wobei er sich Mühe gab, den

Ton seiner Stimme vollkommen gleichgültig erscheinen zu lassen, „denn daß die in ihrem Wagen allein fährt, darauf würde ich Gift nehmen.“

„Aber sehr geringes Gift,“ versetzte der Andere mit einem verschmitzten Lächeln, „sonst würde es Ihnen unbedingt schaden.“

„Sie glauben?“

„Wenn ich etwas glaube, so brauche ich doch darum meinen Glauben nicht auszusprechen. Was das Auge sieht, glaubt das Herz.“

„Na, du wirst auch nicht viel gesehen haben,“ warf Richter leicht hin. „Madame Pauke hat Recht,“ sprach er mit einem Blick auf die Bananengruppe, „daß sie mich vor dir warnt, du hast eine glatte Zunge. Nicht wahr, Madame Pauke?“

„Ob ich Sie vor dem da gewarnt habe,“ entgegnete die würdige Choristin, „weiß ich mich in der That nicht zu erinnern, was aber den erwähnten Fall anbelangt, so möchte ich mir erlauben, zu sagen, daß Sie es so wenig wie ich schriftlich haben, daß die da nach der Vorstellung allein nach Hause fährt. Wenn wir nur reden wollten, nicht wahr, Schelle?“

Diese hob ihre Achseln so hoch empor, als es ihr möglich war, worauf sie mit einigem Geräusch eine neue Nadel anstrickte und sich zu sagen begnügte: „Darüber schweigt man besser.“

Ein wilder Beifallssturm, Händeklatschen und der Ruf: Bravo, bravo! schallte aus dem vollen Hause hinter die Coulissen.

„Der, welchen wir meinen, meine verehrten Damen,“ sagte schmunzelnd der lange hagere Chorist, „schaut und hört

jetzt mit Entzücken zu und denkt an die nächste Stunde, wo sie erhitzt und noch bebend von der gehabten Anstrengung an seine Seite geschmiegt mit ihm durch die dunkeln Straßen fliegen wird.“

Mehr konnte Bander nicht hören, er schützte Kopfweh vor, preßte die Hand vor seine Stirn und ging nach dem Hintergrund der Bühne, wo er sich in einem dunkeln Winkel bei der Requisitenkammer auf das Polster niederließ, welches vor einer halben Stunde während seines unglücklichen Debuts dem Kalifen zum Sitze gedient, das Polster, vor welchem sie geknieet, auf das sie während eines Augenblickes ihre kleine liebe Hand gedrückt.

Bander stützte seinen Arm auf seine Kniee und vergrub den Kopf tief zwischen die Finger. — — Ah, wenn er vorhin glücklich gewesen wäre, wenn er seine kleine Rolle glänzend durchgeführt, wenn man ihm applaudirt hätte, wenn ihr Auge ihn darauf wohlgefällig angeblickt und sie ihm ein paar freundliche Worte gesagt! — Das hätte ja so kommen können, wenn ein großes, eminentes Talent aus seiner kleinen Rolle durchgeschillert, wenn ihm die Collegin ein Wort der Anerkennung gezollt, wenn der Intendant im Zwischenacte zu ihm tretend gesagt hätte: Vortrefflich gelungen, Herr Bander, melden Sie sich morgen um 10 Uhr bei mir, man wird Ihnen eine große Rolle zutheilen. — Dabei hatte sie freundlich gelächelt und — — — im Traume fliegt man rasch und hoch — er hatte die große Rolle erhalten, und schon ehe er auftrat, war's im Publikum bekannt geworden, daß man etwas Außerordentliches zu erwarten habe. Das Haus erschien angefüllt in allen Theilen. — Er trat heraus, nicht mehr befangen, wie damals bei seinem ersten Debut, nein,

er war sich seines Sieges bewußt, und mit einem Lächeln auf seinen Lippen begann er den ersten Ton seines großen Recitativs. Drunten hielten sich die Tausende, die diesen gewaltigen Tönen entzückt lauschten, todtenstill, bis im Gesang und Musik eine Pause eintrat, dann —

Ein wiederholter verdoppelter Beifallssturm durchbraus'te abermals das Haus — — — — ihr geltend — — und ließ ihn weiter träumen. In der Leichtigkeit, mit der er sang, war es ihm auch möglich, gänzlich unbeirrt von Angst und Spannung ruhig das ganze Haus zu beobachten. Ah, wie viele schöne weibliche Köpfe lehnten lauschend in der Logenbrüstung, wie viel schöne Augen blickten mit angestrengter Aufmerksamkeit auf die Bühne, auf ihn. — Was waren ihm all diese glühenden Blicke! Er, der große Sänger, scherzte mit ihnen, wie mit Musik und Spiel; er schaute triumphirend, gleichgültig an den Tausenden vorbei, um immer an einer gewissen Loge schüchtern umzuwenden oder dorthin noch einen schnellen Blick zu wagen. Da saß sie nämlich, für die er allein sang und spielte, welcher all die Glut galt, die mit den Tönen seiner Brust entströmte. Zuweilen mitten im Spiele wagte er es, ihr ein kleines Zeichen zu geben; er legte die Hand auf seine Brust und bemerkte alsdann mit unaussprechlichem Entzücken, wie sie ihre Rechte erhob und leicht ihr dunkles Haar aus der Stirn strich. Dann wieder überbot er sich selber, und wenn es am Schluß einer großen Scene Blumen und Kränze regnete, so war das nur der schuldige Tribut seiner außerordentlichen Leistung. Was kümmerten ihn aber all die reichen Kränze und Blumenbouquets? Er hob von alle dem nichts vom Boden auf, als einen kleinen Strauß Veilchen, deren feiner, angenehmer

Duft ihm eine süße Erinnerung war, denn es waren ihre Lieblingsblumen, ihr Lieblings-Odeur.

Das alles träumte er in dem dunkeln Winkel neben der Thür der Requisitenkammer, indem er seinen Kopf tief in beide Hände vergrub.

Die Oper ging zu Ende, die seiner Einbildung nämlich, und ehe er sich in seine Garderobe zurückzog, trat er in das nun schon leere Vorzimmer, von wo eine Thür auf den Corridor führte, der mit den ersten Logen zusammenhing. Dort wartete er einen Augenblick, und dann kam sie, in ihren weichen Pelz gehüllt, blieb eine kleine Weile stehen und reichte ihm ihre Hand, die er heftig an seine Lippen drückte, mehrere Mal heiß und innig, bis sie dieselbe sanft zurückzog und lächelnd sagte: Bis morgen, mein Freund, schlaf wohl!

Ah, mit welchem Bewußtsein ging er in sein Zimmer, um sich umzukleiden. Sie setzte sich drunten in ihren Wagen und fuhr allein nach Hause, sein Bild im Herzen — sein Bild ganz allein — allein im Herzen — und sie allein in ihrem Wagen — — — —

Warum entrang sich jetzt seiner Brust ein tiefer, schmerzlicher Seufzer? Warum drückte er die Nägel seiner Finger so fest in seine Haare, daß es ihn ordentlich schmerzte? — Sein Traum war zu Ende; er wurde jetzt gewaltsam zerrissen durch einen wahrhaft betäubenden, nicht enden wollenden Beifallssturm, der vom Hause heraufdröhnte. Ja, seine glänzenden Phantasieen zerplatzten wie Seifenblasen; für ihn rührte sich kein Mund zu einem freundlichen Worte, er hatte keinen glänzenden Abend verlebt, er fuhr nicht nach Hause, Triumph und Glück im Herzen. Von ein paar seiner Bekannten, die es gut mit ihm meinten, wahrhaft bemitleidet, von anderen mit

höhnischen Blicken verfolgt, mußte er das Haus verlassen, um in kaltem Regen seine dunkle Straße zu ziehen, während sie in ihrem dumpf rollenden Wagen nach Hause fuhr, gehüllt in den weichen Ueberwurf; — aber allein — o gewiß, allein — Tod und Hölle! Ja, allein, sonst wäre es ja zum Wahnsinnigwerden, neben ihrem Wagen zu stehen, von dem Schmutze ihrer Räder bespritzt zu werden, während sie und ein Anderer, traulich zusammen dahinfuhren, träumerisch an einander geschmiegt! — Und doch die marternde Seligkeit, wenn es so wäre, sich davon überzeugen zu können. — Und mit welchem Rechte? — O, mit dem Rechte, das ihm tausend qualvolle Stunden gegeben, in denen er schmerzlich gerungen, die sein Herz verbittert, zerrissen.

Ja, die Vorstellung war zu Ende; die Statisten und Choristen strömten bei ihm vorüber eilfertig den Ausgängen zu, um in der Garderobe in ihre gewöhnlichen Kleider zu gelangen, in ihr kleines Wirthshaus oder auch wohl nach Hause in den Kreis einer oftmals sehr ärmlichen Familie. Einige verließen schweigend die Bühne, verdrießlich nachsinnend, Andere mit einer Melodie des Finales auf den Lippen; Herr Richter, als er an seinem Freunde, ohne ihn zu sehen, vorüberschritt, sang auf irgend eine Melodie der Oper:

„So wär' vorüber dieses Stück,
Vorüber, ja, vorüber,
Ins Wirthshaus zieh'n wir uns zurück
Je länger, um so lieber,
Je länger, ja, je lieber."

Draußen hörte man das Publikum murmelnd und geräuschvoll die weiten Räume verlassen. Die Gaslichter in den Coulissen erloschen bis auf wenige, die noch zum noth-

dürftigen Beleuchten der Bühne blieben, dann auch die Proscenium-Lampen mit Einem Drucke des Gas-Inspectors an dem betreffenden Hahnen, und nun wurden auch die hundert Lichter am großen Kronleuchter mit einem Male von der Dunkelheit des weiten Raumes verschlungen — ein fetter Bissen für die gefräßige Finsterniß.

Bander verließ die einsame Bühne, ging durch die Vorzimmer und Corridore, auf der engen und finstern Treppe hinab, wo die alte Pförtnerin immer noch saß mit den unheimlich leuchtenden Brillengläsern. Man wußte eigentlich nicht, ob die Alte jetzt, nachdem das Theater geschlossen, bis morgen Abend in einen Zauberschlaf versunken hier sitzen bleiben würde, und konnte annehmen, dem sei so, denn bis jetzt hatte sie weder jemand kommen noch gehen sehen. — —

Drunten war es Nacht, eine finstere unbehagliche Nacht. Der Regen in dicken schweren Tropfen schlug schräg hernieder und spottete der mühsam gehaltenen Regenschirme. Die Gaslichter flackerten zuweilen in ihren Glasgehäusen und dann spiegelte sich ihr Licht in breiten Wasserlachen wieder, die stellenweise den aufgeweichten Boden bedeckten.

Die Zuschauer, die zu Fuß nach Hause gingen, schritten bedächtig auf dem Trottoir dahin, paarweise hinter einander, oder machten auch wohl große, hastige Sprünge, wenn eine eilige Equipage daher rollte.

Bander ging dicht am Theatergebäude hin, wo er von dem breiten Dache etwas gegen den Regen geschützt war, und trachtete, einen der größeren Eingänge zu gewinnen, welcher nicht weit von der kleinen Treppe für das Personal lag. Dieser Eingang hatte ein Vordach, von zwei Säulen getragen, an deren eine er sich anschmiegte, um einigermaßen

vor der Nässe geschützt, doch in der Nähe bleiben zu können, um einen der abfahrenden Wagen genau zu beobachten.

O, sie fuhr gewiß allein!

Als Bander ein paar Sekunden in seinem Versteck war, hörte er, daß auch noch Andere es für gut befunden hatten, sich dieses Versteckes zu bedienen. Er vernahm eine schüchterne Mädchenstimme, welche sagte: „Aber jetzt bitte ich Sie herzlich, lassen Sie mich gehen. Mama hört ganz gut an dem Rollen der Wagen, daß das Theater aus ist, und berechnet sehr genau, wann ich zu Hause sein kann.“

„Himmlische Emma,“ hörte der Lauscher die Stimme eines Mannes, „nur noch einen süßen Augenblick. Mama wird so gescheidt sein, zu denken, daß man bei dem schlechten Wetter nur langsam gehen kann. Wenn ich Sie nur nach Hause begleiten dürfte!“ setzte er zögernd hinzu.

„Nein, nein!“ versetzte sie angstvoll.

„Wie war ich so glücklich,“ sprach er nach einer Pause, während welcher man sie seufzen hörte, „heute Abend von der Straße aus Ihren Gesang zu hören. O, wie gern wäre ich hinaufgeeilt, um aus der Nähe zuzulauschen.“

Herr Bander erkannte jetzt die Stimme, welche sprach, es war die des jungen Offiziers, den er vorhin während der Vorstellung aus der kleinen Garderobe hatte kommen sehen, desselben, dem sie, wie ihm schien, einen langen Blick nachgesandt. — O, sie wird allein fahren! dachte er mit einem dankenden Blick, den er an den dunkeln Nachthimmel emporsandte.

„Darf ich nicht einmal kommen?“ bat Arthur schmeichelnd.

„Nein, nein, gewiß nicht! — — — — Das muß wohl überlegt sein,“ sprach sie zögernd.

„Aber nur nicht zu lange überlegt, schönste Emma,“ sagte er in etwas leichtfertigem Tone. „Wer lange überlegt, verliert die beste Zeit. O, laß mich nicht vergebens bitten!“ — —

„Nein, nein,“ hörte man sie leise mit gepreßtem Tone sagen, „nein — — nein — — nein! Aber jetzt muß ich fort, gewiß muß ich fort. An der Ecke steht mein Dienstmädchen im Regen und erwartet mich.“

„O, noch einen kleinen Kuß, Emma!“ — —

„Nein,“ versetzte sie; doch verging eine etwas lange Zeit zwischen seiner Bitte und ihrer Antwort. Dann riß sie sich aber los und eilte mit raschen Schritten über die Straße dahin.

Dies hier unten waren die Vorbereitungen zu einer süßen dunkeln Stunde.

Jetzt trat der Offizier zwischen die Säulen, und nachdem er dem dahineilenden Mädchen ein paar Sekunden nachgeschaut, lachte er vergnügt in sich hinein und murmelte zwischen den Zähnen: „Was das für ein kleines, wildes, widerspenstiges Ding ist! Glück, ich danke dir, daß ich hier zufällig wartend sie traf, die schöne Emma muß mir das bei solchem Hundewetter hoch anrechnen. — — Aber der Wagen bleibt verdammt lang!“ —

Bander, der diese Worte deutlich hörte, fühlte ein krampfhaftes Zucken in seiner Brust und biß seine Zähne in die Lippen.

Dem Theater gegenüber, wo sich ein kleiner, freier Platz befand, hielt eine Equipage mit zwei leuchtenden Laternen. Jetzt erschallte von der Thür, auf welche die uns bekannte kleine Treppe mündet, der Ruf eines Theaterdieners — der

Wagen mit den Laternen lenkt scharf auf das Haus zu, und Vander sah eine Dame einsteigen. O, er erkennt sie wohl.

„Der Teufel," murmelte der Offizier zwischen den Zähnen, „es sähe ihr ähnlich, mich im Stiche zu lassen, und das hieße zwischen zwei Stühlen niedersitzen. — Doch nein, sie vergaß mich nicht."

Er hatte Recht, der Wagen fuhr im Schritt längs dem Gebäude an das Portal mit den beiden Säulen, wo die zwei Männer standen, bewegt von den verschiedensten Gefühlen. Während sich Vander, von rasender Eifersucht durchzuckt, in den tiefen Schatten des Vorsprungs zurückwarf, trat der Offizier rasch auf die Straße, schwang sich leicht in den Wagen und zog den Schlag hinter sich zu.

„Also doch!" stöhnte der Andere, und von einem Gefühle der Wuth ergriffen, schnellte er aus seinem Versteck hervor, um den Wagen zu erreichen, was ihm auch nach einigen raschen Sprüngen gelang, da die Straße eine Biegung machte, während er, quer über den kleinen Platz eilend, schneller die nächste Ecke erreichte. So gelangte er auch an die Seite, wo sie saß.

Er knirschte mit den Zähnen. „Ah, welch marternde Wollust wäre es, den ersten glühenden Kuß der Beiden zu erlauschen! Und wer hindert mich daran? Ja, ich will ihn sehen," keuchte er, „und so auf meine Art mitgenießen, will mir das Messer bis ans Heft ins Herz stoßen."

Der Wagen rollte eben an ihm hin und war jetzt dicht neben ihm. Vander legte die Hand auf den glänzenden Metallbeschlag an der Thür; das Glück schien ihm günstig: das Fenster des Wagens war herabgelassen. Er schwang sich auf den Tritt, er sah — — das von ihm angebetete Mädchen

nicht, wie er geglaubt und gefürchtet, ja, im gegenwärtigen Augenblicke gehofft, in den Armen des jungen Mannes, sondern ruhig in ihrer Ecke lehnend und sich nun bei dem Anblick des fremden Gesichtes, das mit starren Augen hereinblickte, entsetzt und mit einem lauten Aufschrei auf die Seite werfend.

Dieser Schrei erschütterte ihn, brachte ihn zu sich, er fuhr zurück, und als er abspringen wollte, glitt sein Fuß von dem schlüpfrigen Wagentritte, seine Hand ließ den Metallbeschlag der Thür fahren, und von den rasch rollenden Rädern gestreift, ward er auf die Seite geschleudert, wobei sein Kopf mit einem heftigen Anprall auf das Straßenpflaster niederschmetterte.

Ein Sekunde lang rollte und saus'te es in seinen Ohren, wie das Getöse einer Legion davon rollender Wagen, dann zuckten seine Finger rechts und links, irgend etwas zu fassen, und einen Moment darauf lag er leblos da, benetzt von dem herabströmenden Regen, der sich mit seinem rieselnden Blute vermischte.

Zwanzigstes Kapitel.

Ein Werk der Barmherzigkeit.

Das Gesicht, welches so plötzlich am Wagenfenster erschienen war und eben so rasch wieder verschwand, hatte die Tänzerin einen Augenblick erschreckt, so daß sie, welche sich bis jetzt fest in ihre Wagenecke gedrückt, nun sich plötzlich gegen Arthur neigte, der als junger Mann voll großer Geistesgegenwart in ähnlichen schwierigen Lagen des Lebens, sogleich seinen Arm um sie schlang und sie sanft an sich drückte. Obgleich sie sich im nächsten Moment wieder von seinem Arm befreite, so hatte sie doch ein paar kostbare Sekunden verloren, während welcher der Wagen, von den raschen, unruhigen Pferden gezogen, schon wieder um die nächste Ecke flog und die Straße hinabeilte.

Sie wollte dem Kutscher ein Zeichen geben, sie wollte augenblicklich halten lassen, sie faßte mit der Hand an die Schnur, welche zu diesem Zwecke von draußen hereinging, doch ergriff der junge Offizier rasch ihre Hand und sagte in unmuthigem Tone: „Was wollen Sie thun, schöne Cousine?“

Sich doch nicht um diesen unverschämten Kerl kümmern, der, wie ich hoffe, beim Herabstürzen tüchtig etwas abgekriegt hat — oder soll ich halten lassen, um ihn der Polizei zu übergeben, wenn bei diesem Hundewetter jemand von der heiligen Hermandad auf der Straße ist?"

Rosa hatte zuerst an irgend eine Frechheit, an ein Attentat auf ihre Person gedacht, als jene starren Blicke so plötzlich vor ihrem Gesichte erschienen, dann aber durchzuckte sie mit einem Male ein Strahl der Wahrheit, als sie sich plötzlich jener Augen erinnerte, die den ganzen heutigen Abend, wie sie wohl bemerkt, und auch schon früher manches Mal auf ihrem Gesichte, auf ihrer Gestalt geruht.

Was konnte den Unglücklichen bewogen haben, ihren Wagen zu verfolgen und sich ihr aufzudrängen? Hatte ihn der Schmerz um sein verunglücktes Debut so alle Schicklichkeit vergessen lassen — hatte er vielleicht eine Hülfe von ihr verlangt — er hätte ja oben im Hause auf sie zutreten können — sie mit ihrem guten Herzen würde ihn angehört haben — sonderbar! Er war ihr als ein so ruhiger, stiller und anständiger Mann geschildert worden, es mußte etwas ganz Außerordentliches sein, das ihn zu dieser seltsamen That veranlaßt. — Sie dachte nach und strich dann plötzlich, wie von einer großen Unruhe befallen, ihr Haar von der Stirne zurück — ja es fiel ihr ein, daß sie einmal gehört hatte, er wohne in jenem ärmlichen Stadtviertel, das ihr so genau bekannt war — wenn er vielleicht eine Botschaft an sie auszurichten gehabt? —

Jetzt rasselte der Wagen in jenem eigenthümlichen Tone von dem weichen Mittelwege auf das Pflaster neben den breiten Trottoirplatten des Hauses, wobei er eine leichte

Schwingung machte und dann plötzlich hielt; der Schlag wurde geöffnet, Arthur sprang hinaus und streckte dann seine Hand hülfreich unter ihren Arm empor.

Rosa blieb auf dem Tritte stehen, wobei sie einen der Lakaien, der am Schlage stand, fragte: „Was war das vorhin mit dem Manne, der so plötzlich zu mir hereinschaute? Du hast es doch wohl gesehen?"

„Gewiß, gnädiges Fräulein," gab der Bediente zur Antwort, „sprang er doch wie wahnsinnig vom Trottoir weg gegen den Wagen hin. Er muß aber den Tritt verfehlt und dafür die Achse des Hinterrades erreicht haben, denn ich sah ihn gleich darauf auf das Pflaster niederstürzen, daß ich meine, er müsse Arm und Bein gebrochen haben."

„Gott wolle das verhüten! Sahst du ihn nicht wieder aufstehen?"

„Nein, gnädiges Fräulein, er blieb ausgestreckt liegen."

Rosa preßte ihre Lippen auf einander und sagte zu sich selber in entschlossenem Tone: ich muß nach ihm sehen, wenn ich nur nicht die Indiscretion meines Begleiters zu fürchten hätte.

— „Arthur," sagte sie mit lauter Stimme, „Sie könnten mir einen Gefallen thun. Gehen Sie zu Françoise hinauf, und sagen Sie ihr, ich käme im Augenblick, ich hätte etwas vergessen, was ich ihr hätte mitbringen wollen, ich fahre zum Theater zurück und werde in weniger als einer Viertelstunde wieder hier sein."

„In dem Falle werden Sie mir doch erlauben, Sie zu begleiten," erwiderte der junge Offizier; „das Theatergebäude wird schon geschlossen sein und Sie können doch nicht bei

dunkler Nacht allein den Hausverwalter aufsuchen und Ihre Garderobe öffnen lassen."

„Die ist noch nicht geschlossen," erwiderte die Tänzerin, „Jeanette braucht eine gute halbe Stunde, um meine Sachen zusammen zu packen."

„Gut," versetzte Arthur, „aber auf alle Fälle, und wenn Sie auch einen noch so geringen Begriff von meiner Galanterie haben, werde ich Sie doch nicht allein fahren lassen."

„Wenn ich Sie aber ausdrücklich darum bitte?" entgegnete sie in ruhigem, aber sehr bestimmtem Tone.

„Aber — schöne Cousine —!" Die dringenden Vorstellungen, welche dem jungen Offizier auf den Lippen schwebten, verstummten plötzlich, nicht sowohl weil sich Rosa schon in die Kissen des Wagens zurückgeworfen hatte und den Schlag zugezogen, als weil er auf der anderen Seite der Straße ein Dienstmädchen mit einer Laterne sah, die ihrer Herrschaft, einer jungen Dame, voranleuchtete, welche letztere sehr langsam und sehr sorgfältig die Fußspitzen aufsetzend über die nassen Trottoirplatten dahinschritt.

„Wenn Sie denn durchaus befehlen, so muß ich als Ihr unterthäniger Sklave, der gewöhnt ist, sich Ihren oftmals seltsamen Launen zu fügen, willenlos gehorchen — aber ich kann Ihnen versichern, schöne Rosa, mit gebrochenem Herzen."

„Nach dem Theater, rasch!" sagte sie, und der Bediente hatte kaum Zeit, sich neben den Kutscher zu schwingen, so rasch wandten die Pferde und eilten den Weg, den sie gekommen, zurück.

Einen Augenblick schaute der junge Offizier lächelnd dem Wagen nach, wobei er leicht an seinem Schnurrbart strich, und dann sagte er vor sich hin: „Wer wagt, gewinnt und

ich wäre einer der größten Tölpel auf der ganzen Erde, wenn ich einen solchen Fingerzeig vorübergehen ließe.“ Er nahm seinen Säbel unter den Arm, daß er nicht klirrte, und sprang leicht und gewandt über die Straße hinüber zwischen das Dienstmädchen mit der Laterne und die nachfolgende junge Dame.

Rosa warf beim Wegfahren rasch ihren seidenen Mantel ab, nahm einen einfachen, grauen Plaid, der auf dem Rücksitze lag, über die Schulter und zog die dunkle Capuze, die sie auf dem Kopfe trug, tiefer in ihre Stirne, dann ergriff sie die Schnur, die der Kutscher draußen um seinen Arm befestigt hatte; der Wagen stand augenblicklich still und der Bediente, welcher rasch hinabgesprungen war, öffnete den Schlag.

„Ich will zu jener Stelle hinfahren, wo jener Mann gestürzt ist,“ sagte die Tänzerin, „man kann den Unglücklichen nicht sich selbst überlassen. Wenn aber dort vielleicht Leute stehen, so laß etwas weiter fahren, dann will ich aussteigen.“

Der Schlag schloß sich wieder, die Pferde zogen abermals an, um wenige Minuten später zu halten, worauf der Bediente die Herrin aussteigen ließ.

Regen und Wind fegten noch immer durch die Straßen und die zuckenden Gasflammen in den Laternen warfen zitternde Streiflichter auf die Wasserlachen am Boden. Dort lag das massenhafte Gebäude des Theaters dunkel ohne eine Spur von Beleuchtung, und Rosa, welche um sich blickte, erkannte augenblicklich den kleinen Platz vor demselben, über welchen sie gefahren war, wo jetzt ihr Wagen stand, und dort die Hausecke, wo jener niedergestürzt war. Ihrem Befehle gemäß war der Kutscher eine kleine Strecke weiter gefahren,

weil dort bei dem Gefallenen einige Leute standen, die eben im Begriffe waren, ihn aufzurichten.

Die damit Beschäftigten schienen Polizeibeamte zu sein und eine ältliche Frau. Letztere hatte sich auf das Pflaster nieder gekauert und unterstützte das Haupt des am Boden liegenden, während sie in keifendem Tone sprach: „Das kommt von dem schnellen Fahren dieser vornehmen Leute; nicht genug, daß sie uns, die wir zu Fuß vorübergehen, mit Wasser und Koth bespritzen, nein, sie machen sich gar kein Gewissen daraus, uns umzufahren, wenn wir auch den Hals brechen. Den armen Teufel hier hat's nicht schlecht hingeschlagen; da hinten an seinem Kopfe, wo ich meine Hand halte, fühle ich ordentlich das Blut zwischen meinen Fingern durchrieseln. — Wofür seid denn Ihr von der Polizei eigentlich auf der Welt," fuhr sie lauter fort, indem sie aufblickte, „als um dem Straßenunfug Einhalt zu thun? Ja, ja, aber man weiß wohl, wo man Euch hat und wo Ihr niemals zu finden seid."

„Statt Eures dummen Geschwätzes," gab der Polizeisoldat verdrießlich zur Antwort, „solltet Ihr dafür sorgen, dem da eine Binde um den Kopf zu machen, ich will unterdessen laufen und nach einer Tragbahre suchen, es scheint mir wahrhaftig auch nicht, als ob der da, wie ich geglaubt, sich von selbst aufkrabbelt."

„Binde machen?" murmelte das alte, ärmlich gekleidete Weib, „möcht' wissen, wovon? Springt nach einer Tragbahre und laßt ein paar Binden mitbringen."

„Kann das da vielleicht für den Augenblick helfen?" sagte eine leise Stimme, und als der Polizeisoldat rasch in die Höhe blickte, sah er eine weibliche Gestalt neben sich stehen,

die der Frau ein Taschentuch und eine lange seidene Schärpe darreichte.

Diese nahm das feine Gewebe in die Hand und sagte kopfschüttelnd: „Das ist so dünn, daß es als Charpie dienen kann, schade darum. Nun, im Nothfall thut sich's schon, die Binde kann schon besser helfen — seht nur, daß wir eine Tragbahre kriegen!“

„Könnt Ihr nicht auch einen Wagen gebrauchen?“ sagte rasch die verhüllte Dame, „hier wäre wohl einer, der den Unglücklichen nach Hause brächte.“

„Wo ist um diese Zeit und bei solchem Wetter eine Droschke zu finden?“ murmelte die Alte, „ja die sind nur zu haben, wenn die Sonne scheint.“

„Gleichviel,“ sagte die Andere dringend, „es ist ein Wagen da; meint Ihr, man könne den armen jungen Mann aufrichten?“

„Ich glaube wohl, denn ich fühlte so eben, wie er tief aufathmet. Da Ihr so mitleidig seid, was Euch Gott lohnen möge, so helft mir auch die Binde um seinen Kopf befestigen, während Ihr,“ sprach die Alte zu dem Polizeisoldaten, „ihn bei den Schultern festhaltet, — so ist's recht.“

Wer diese seltsame Gruppe bei Tage hätte sehen können! Der tiefaufathmende junge Mann von dem Polizeisoldaten aufgerichtet und unterstützt, die alte Frau in ihrem verblichenen, fadenscheinigen Anzuge, beschäftigt ein feines Battisttuch auf das blutige Haar zu drücken und die junge schöne Tänzerin, sonst umgeben von allem erdenklichen Comfort des Lebens, jetzt hier in finsterer Nacht im seidenen Kleide, mit dem weichen verwöhnten Knie auf dem nassen Pflaster

knieend und mit ihren feinen Fingern die seidene Schärpe zusammenknüpfend.

Sie erkannte wohl ihre seltsame Situation, worin sie ein unerklärlicher Drang ihres Herzens gebracht; sie hätte lächeln mögen, wenn nicht Thränen in den Augen sie daran gehindert hätten — Thränen des innigsten Mitleids, die aus ihren langen Wimpern hinabtroffen, als sie in das bleiche Gesicht des jungen Mannes sah, den sie gut erkannte, und dessen Herz wohl heute Abend von einem tiefen Weh erfüllt war. Jetzt schlug er die Augen auf und sie wandte rasch ihren Kopf auf die Seite; dann stieß er einen tiefen Seufzer aus, versuchte, sich aufzurichten, sank aber wieder in die Arme des Polizeisoldaten zurück und sein blutiges Haupt berührte in diesem Augenblick die Schultern des jungen Mädchens. Doch war es gerade, als habe ihm diese Berührung neue Kraft gegeben, denn er stützte seine rechte Hand auf den Boden, während seine linke langsam an seine Stirne fuhr. Rosa hatte sich rasch erhoben und war hinter ihn getreten, während sich auf ihren Wink der Wagen langsam näherte. Der Bediente hatte den Schlag geöffnet und sagte nun zu dem Polizeisoldaten, als er bemerkte, daß sich seine Herrin etwas zurückzog: „Wenn wir nur erst aus ihm herausgebracht haben, wo er wohnt.“

„Dazu brauchen wir kein Kopfzerbrechen und kein Fragen,“ sagte die alte Frau; „ich kenne den Herrn Bander wohl, wohnt er doch in meiner Nähe in der Balkenstraße bei der Wurstkönigin, wißt Ihr das? — Armer Herr Bander,“ setzte sie mitleidig hinzu. „Habe ich ihn doch heute Nachmittag noch so wohlgemuth nach dem Theater gehen sehen! Es soll ihm da schlecht gegangen sein, wie mir mein Vetter

der Chorist, vorhin sagte; es ist aber ein Jammer, wenn so gutes Blut auf's Theater geht."

„Hört doch auf mit Eurem Geschwätz," sagte barsch der Polizeisoldat, „er scheint mir wieder ganz bei sich zu sein, und wenn wir also den Wagen da benutzen dürfen, so wollen wir ihn hineinbringen, wenn er nur nicht von dem nassen Pflaster so gar naß und schmutzig geworden wäre — sollen wir also?" wandte er sich fragend an den Bedienten.

Dieser schaute seine Herrin an, welche sehr entschieden mit dem Kopf nickte.

„Vielleicht könnte er aber auch zu Fuße gehen."

„O ja," sagte nun Herr Vander mit matter Stimme, „ich kann schon wieder gehen," und damit machte er einen wankenden Schritt vorwärts.

„Nein, nein," rief die alte Frau eifrig, während sie empor sprang und ihn unterstützte, „er kann sich ja kaum auf seinen Füßen halten! Nur nicht lange gefragt; kommen Sie, Herr Vander. Da ist eine gute mitleidige Dame, die will Sie in ihrem Wagen nach Hause fahren lassen. Gott möge es ihr lohnen!"

Der junge Mann griff mit beiden Händen nach seinem Kopfe, und versuchte, um sich zu schauen, doch schien ihn bei dieser Bewegung ein Schwindel zu befallen und er stützte sich auf die Schultern der alten Frau, welche ihn sorgsam an den Wagenschlag führte. Hier faßte der Polizeisoldat und der Bediente ihn unter den Arm, hoben ihn empor und ließen ihn sanft auf die weichen Kissen des Wagens niedergleiten, worauf die Tänzerin rasch an die Seite der alten Frau trat und ihr etwas in die Hand drückte. „Fahrt mit ihm nach

Hause, da Ihr wißt, wo er wohnt, und sorgt für ihn, man wird sich morgen sorgfältig erkundigen."

Der Bediente, welcher hinter der Alten den Schlag geschlossen hatte, griff fragend an seinen Hut und schwang sich dann auf eine hastige Handbewegung seiner Herrin neben den Kutscher, worauf der Wagen augenblicklich davon fuhr.

Rosa blieb noch einen Augenblick auf der Straße stehen, dann zog sie ihren Plaid fester um ihre Schultern, blickte mit einem eigenthümlichen Lächeln nach dem Theatergebäude hinüber und schritt dann langsam dem Hause ihrer Schwester zu.

Der ganze Vorfall, den wir eben erzählt, hatte kaum die Zeit einer Viertelstunde in Anspruch genommen, kaum fünfzehn Minuten, welche Arthur auf seine Weise auf's vortrefflichste benutzt hatte. Seine neue kleine Eroberung, welche mit vollem und warmem Herzen aus dem Theater kam, wo der schöne, glänzende Offizier es nicht unterlassen hatte, ihr von seiner Loge aus alle erdenklichen Aufmerksamkeiten zu erweisen, in deren Ohren noch süß und berauschend die flüchtigen Worte nachklangen, welche er ihr nach beendigter Vorstellung unter dem Portale zugeflüstert, war wohl erstaunt, aber leider auch erfreut, ihn, dessen Bild sie sich auf dem Heimweg lebhaft vergegenwärtigte, wieder so plötzlich vor sich hintreten zu sehen. Wie gerne glaubte sie seinen Worten, daß er Sturm und Wetter nicht achtend, vorausgeeilt sei, um noch für ein paar Augenblicke den Klang ihrer lieben Stimme zu vernehmen.

„Mama ist ruhig in ihrem Zimmer oben," flüsterte das gefällige Dienstmädchen, als Emma mit einem kleinen Erschrecken an dem Hause emporblickte und dabei nur schwach den Versuch machte, sich dem Arme des jungen Offiziers zu

entwinden, der schnell und kühn seine Hand um ihre schlanke Taille gelegt.

„Schöne Emma, nur eine Minute!“ bat er schmeichelnd. „Sie sind so furchtbar rasch gegangen, daß Sie noch unmöglich zu Hause sein können; gönnen Sie mir ein paar süße Augenblicke, wer weiß, ob mir ein glücklicher Zufall bald wieder so günstig sein wird. Oder versprechen Sie mir, dem Zufall nachzuhelfen? So lange habe ich mich gesehnt, Sie zu sehen und zu sprechen. Wenn Sie wüßten, wie lange ich mich vergeblich bemüht, Ihre schönen Blicke auf mich zu ziehen.“

„Wer soll Ihnen das glauben?“ entgegnete sie kopfschüttelnd mit einem freundlichen Lächeln. „Wo nehmen Sie die Zeit her, nach mir zu schauen? Nein, nein, glauben Sie nicht, mir solche Märchen aufzubinden. Gute Nacht, schlafen Sie wohl!“ Damit machte sie sich von ihrem Begleiter los und sprang auf die erste Treppenstufe ihres Hauses, wo sie aber lachend stehen blieb.

Es ist das nun aber von allen Stellungen eines Mädchens gegenüber einem jungen Manne, dem sie sich entziehen möchte, die allergefährlichste, auf der ersten Stufe zu stehen, während er noch auf dem Trottoir bleibt; da sieht man sich so plötzlich und so nah Aug' in Auge, da braucht es nur eines kleines Nachgebens von ihrer Seite, um fast willenlos an seine Brust zu sinken, da ist ein Entkommen fast unmöglich, namentlich wenn ein unvorsichtiges Dienstmädchen das schützende Licht der Laterne auslöscht, und da vermag man sich nur gewaltsam loszureißen, nachdem man gezwungen worden ist, mit Hand und Mund die Versicherung eines baldigen Wiedersehens zu geben.

Hier war es aber vielleicht ein glücklicher Zufall für

Emma, der es ihr auch nach dem gegebenen Versprechen möglich machte, in ihrer Hausthüre zu verschwinden, und dieser Zufall trat in Gestalt einer verhüllten Dame auf, welche, dicht vorüberschreitend, einen raschen Blick unter der tief herabgezogenen Capuze auf die Beiden warf, um dann, geräuschlos die Straße überschreitend, in der Nacht zu verschwinden.

„Nicht um eine Million blieb ich länger hier an der Thür,“ sagte das zitternde junge Mädchen, indem sie sich jetzt ernstlich bemühte, ihre Hände denen des jungen Offiziers zu entziehen, „wer weiß, wer es war, der mir einen so leuchtenden Blick zugeworfen. Sie konnten die Gestalt freilich nicht sehen.“

„Wer könnte das gewesen sein?“ lachte der leichtsinnige junge Mann. „Jemand, der absichtslos so dicht an uns vorüberging. Süße Emma, nur noch einen kleinen, süßen Augenblick.“

„Nein, nein, gute Nacht!“

„Aber auf baldiges Wiedersehen?“

„Vielleicht.“

Die Thür schloß sich geräuschlos, und Arthur fühlte jetzt erst wieder, daß der Regen noch immer herabrieselte. Er wandte sich unmuthig nach dem Hause seiner Cousine und sagte fast in vollem Ernste: Nun, wenn das nicht unverantwortlich ist, mich hier im Regen warten zu lassen, während sie, Gott weiß wo, in der Welt herumfährt, so gibt es gar nichts Unverantwortliches mehr; bin ich doch auf Ehre so naß wie ein begossener Pudel, und wenn sie jetzt zurückkäme, ich könnte sie nicht einmal mit Anstand mehr hinaufbegleiten. Ah, das soll sie mir büßen, und wenn sie mir wieder einmal sagt: ich komme sogleich wieder, so werde ich ihr zur Antwort

geben: ja, ja, wie nach jener Theater-Vorstellung, schöne Rosa; ich verstehe alles, wie ein Mensch — wahrhaftig, man kann sich auf niemand mehr verlassen, kaum mehr auf sich selber.

Unter diesen halblaut gemurmelten Worten vorwärts schreitend, blickte Herr von Marlott noch ein paarmal nach dem Hause zurück, das er so eben verlassen und meinte, stille vor sich hinlächelnd: Das ist ein angenehmes, warmes Mädchen, gut und hingebend, wir müssen diese Bekanntschaft cultiviren. Wenn auch Rosa sehr liebenswürdig sein kann, so weiß doch der Teufel, woher es kommt, daß sie die Theaterprinzessin nie ganz verleugnen kann; wenn ich einmal denke, jetzt geht ihr das Herz weit auf und ihre Liebe zu mir — denn daß sie mich liebt, daran ist gar kein Zweifel — trägt die erwarteten Früchte, so blickt sie mich plötzlich mit ihren großen Augen an und macht eine Bewegung, wie die Herrin zu ihrem Sklaven. — Auf Ehre, zuweilen ganz Theaterprinzessin! Dabei thut dann, setzte er stehen bleibend hinzu, indem er sich halb umwandte und seine Fingerspitzen gegen das Haus küßte, so eine frische Natürlichkeit Einem so unbeschreiblich wohl — wenn ich nur in dem verfluchten Regen nicht so pudelnaß geworden wäre; ich muß wahrhaftig nach Hause gehen und mich umkleiden. —

Die verhüllte weibliche Gestalt, welche vorhin das junge Mädchen an der Treppe erschreckt, hatte, von Herrn von Marlott ungesehen, das gegenüber liegende Haus des Grafen Lotus erreicht und sich dort rasch in den tiefen Schatten einer der Säulen gestellt, welche das Vorbach trugen. Von hier warf sie einen Blick auf die Straße, sah, wie sich der junge Offizier entfernte, und drückte dabei ihre Hand heftig auf das pochende Herz. Wer ihr nahe gewesen wäre, hätte ihre leuch-

tenden Augen sehen müssen und bemerken, wie sie ihre Zähne fest auf einander biß und sich dabei ihre Lippen wild und trotzig öffneten; ihr ganzer Körper bebte, und wenn sie sich zuweilen etwas vorbeugte und sich dann wieder stolz aufrichtete, so hatten ihre sonst so schönen Züge einen so wilden Ausdruck, daß man hätte glauben können, sie habe die so leise gemurmelten Worte des Davoneilenden verstanden, was doch unmöglich war; vielleicht aber mochte sie, die ihn genau kannte, etwas von seinen Gedanken errathen.

So blieb sie hier stehen, nicht nur, bis er in der Dunkelheit verschwunden war, sondern bis sie auch nichts mehr von seinem klingenden Tritt und seinem klirrenden Säbel vernahm. Dann wandte sie sich gegen die Hausthür und zog heftig an der Klingel.

Augenblicklich wurde geöffnet, und sobald der alte Portier nicht ohne einiges Erstaunen die Dame erkannt, zog er rasch eine Klingel, die im ersten Stocke zweimal anschlug. An der Treppe öffnete sich sogleich die Thür, welche in das Vestibul und den kleinen Wintergarten führte, und der Kammerdiener des Grafen, durch das zweimalige Anschlagen der Glocke benachrichtigt, daß jemand gekommen sei, der besondere Aufmerksamkeit beanspruche, huschte rasch die Treppen hinab und machte dann eine tiefe Verbeugung, als er der Schwester der gnädigen Gräfin ansichtig wurde. Auf seinem Gesichte zeigte sich trotz des in Unordnung gerathenen Anzuges der Dame durchaus keine Veränderung, kein Erstaunen; er war dafür zu gut geschult, und wenn der Herr Graf vielleicht einmal im Schlafrocke hätte ausgehen wollen, würde er kaum gewagt haben, lächelnd die Bemerkung zu machen, daß der Thermometer kaum sechs Grad Wärme anzeige.

„Meine Schwester ist zu Hause?“ fragte die Tänzerin.

„Zu Hause wohl,“ entgegnete der Kammerdiener, „doch werden das gnädige Fräulein die Güte haben müssen, ein paar Augenblicke im Boudoir zu warten; der Herr Graf zog sich in seine Zimmer zurück, da er einige Schmerzen fühlte, und die gnädige Gräfin lesen ihm, wie gewöhnlich in solchen Fällen, etwas vor.“

Rosa nickte mit dem Kopfe und stieg rasch die Treppen hinauf. Oben öffnete einer der Lakaien geräuschlos die Thür und, minder wohl erzogen, als der Kammerdiener, zog er seine Augenbrauen hoch empor, als er die junge Dame in ihrer Capuze, mit durchnäßtem Plaid und bespritztem Kleide an sich vorbeieilen sah. Es war derselbe, der vor dem Diner mit der Orange gespielt und die kleine Frucht, da er jetzt nichts Besonderes zu thun hatte, aus seiner Tasche hervorgesucht. Er kniff sein linkes Auge gegen seinen Collegen zu, und als der Kammerdiener die Treppe langsam wieder heraufstieg, sagte er mit einem bezeichnenden Lächeln: „Draußen scheint es stark zu regnen.“

Der Kammerdiener nickte statt aller Antwort ernsthaft mit dem Kopfe und ging links nach dem Zimmer seines Herrn, während die junge Dame auf der rechten Seite verschwunden war.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Françoise und Rosa.

Das zierliche Vestibul sah jetzt am Abend noch gemüthlicher, ja noch reizender aus, als am Tage. Vor den großen Glasscheiben des Wintergartens waren grüne Vorhänge herabgelassen und zwischen den Blumengruppen in den Ecken standen Carcel-Lampen, deren matte Kugeln ein angenehmes Licht rings umher verbreiteten. Von draußen her hörte man zuweilen den Wind um die Ecke des Hauses sausen und vernahm auch wie die schweren Regentropfen gegen das Glasdach des Wintergartens schlugen.

Bei der Stille, die im Hause herrschte, vernahm man das Plätschern des kleinen Springbrunnens deutlicher, wie am Tage.

„Ich muß schon gestehen," sagte der Lakai, indem er kopfschüttelnd nach links blickte, „es ist das ein eigenes Vergnügen, im Regen zu gehen, wenn man einen Wagen zur Verfügung hat."

„Besonders," meinte der andere Bediente, „den Wagen zu verlassen, wenn man einmal warm darin sitzt. Diese Damen haben doch ganz eigene Gelüste."

„Hm," sagte der Erste, „wenn der Kammerdiener das Wort hörte, so würde er dir eine Bemerkung dafür nicht ersparen. Vornehme Personen, würde er sagen, haben keine Gelüste, man nennt dies in diesem Falle Phantasieen. Merke dir das, junger Anfänger."

Der junge Anfänger mochte vielleicht ein halbes Dutzend Jahre älter sein als der Andere, doch war er erst seit einigen Monaten aus dem Stalle in das Vorzimmer befördert worden und bedurfte deßhalb noch einer sorgfältigen Erziehung.

„Eigentlich hätte auch ich den Regen nicht scheuen sollen," fuhr der Andere fort, nachdem er sich auf dem niedrigen türkischen Divan niedergelassen, der die hintere Wand einnahm, „es ist heute Abend hier verdammt langweilig und mich hätte der Kammerdiener schon ein paar Stunden fortgehen lassen können. Oh—oh—oh—oh," machte er, sich dehnend, und streckte sich hintenüber in die weichen Kissen.

Außer den beiden Lakaien war noch eine dritte Person anwesend von so eigenthümlichem Aeußern, daß wir es für unsere Pflicht halten, dieselbe dem geneigten Leser etwas näher zu beschreiben. Es war dies ein nicht großer, aber schlank gebauter Mann von vielleicht dreißig Jahren, der neben dem Divan mit untergeschlagenen Beinen auf dem Bodenteppiche gesessen. Er hatte den rechten Ellenbogen auf das Knie gestützt und blickte, während er den Kopf auf der Handfläche ruhen ließ, ohne eine Miene zu verziehen, in die spielenden Wasserstrahlen des kleinen Springbrunnens. Sein Gesicht

war dunkelgelb oder hell broncefarben, jenachdem der Schein des Lichtes darauf fiel; die Stirne breit, über die lang geschlitzten, tief liegenden Augen wölbten sich seine, hochgeschwungene Brauen, und an die glatten, etwas mageren Wangen schloß sich ein voller krauser Bart von einer Schwärze, wie man ihn nur bei den Orientalen findet.

Jussuf war ein Indier, den der Graf Lotus mit nach Europa gebracht, der ihm in gefährlichen Lagen seines wildbewegten Lebens mit seltener Treue und Umsicht zur Seite gestanden und der die glänzendsten Anerbietungen zu einer sorgenfreien Existenz in seiner Heimat zurückgewiesen und es vorgezogen hatte, seinem hochverehrten Herrn Tausende von Meilen nach dessen fernem Vaterlande zu folgen.

Der Graf behandelte ihn auch hier mehr als Vertrauten denn als Diener. Er war der eigentliche Haushofmeister, ohne daß ihm diese Stelle ausdrücklich übertragen worden war, und sorgte dabei für das Interesse seines Herrn verständig und so taktvoll, daß er mit der übrigen Dienerschaft durch keine Veranlassung in eine schiefe Stellung kam. Wie meistens die Südländer, sprach er sehr ruhig, nur in gewählten, oftmals sogar in poetischen Ausdrücken, und wenn auch keiner seiner Collegen ihm nachsagen konnte, er habe je ein hartes oder verletzendes Wort von ihm gehört, so wußte er sich gerade durch dieses feste und ruhige Auftreten so in Achtung zu setzen, daß sie allen seinen Worten und Winken unbedingt folgten und es auch sogar in seiner Abwesenheit nicht wagten, von ihm anders als dem „Herrn Jussuf" zu reden.

Daß er seine sanfte und gute Herrin fast noch mehr verehrte als den Grafen selbst, mochte wohl darin liegen,

daß er, der so häufig um die Person desselben war, wohl bemerkte, welche sanfte und mildernde Gewalt sie auf dessen oft wilde und heftige Laune äußerte, und weil er mit fast schaudernder Ehrfurcht die Kraft ihres himmlischen Gesanges mit empfand, wenn er sah, wie diese wunderbaren Töne im Stande waren, den finsteren Unmuth von der Stirne seines Herrn zu bannen, ja seine schmerzhaft zusammengepreßten Lippen zu einem milden Lächeln zu kräuseln.

Wenn er sie singen hörte, blieb Jussuf wie eine Bildsäule stehen, kreuzte die Arme über seine Brust, schaute mit dem blitzenden Auge tiefsinnend vor sich hin, gedankenvoll wohl in die weite, weite Ferne, wo Palmen rauschen und sich im stillen Strome der Lotus auf schwankem Stengel wiegt, und dabei murmelte er, allen unverständlich, jene geheimnißvollen Worte, die von den Lippen der knieenden Indier ertönen, wenn sie am Ganges betend ihre heiligen Gebirge von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne beschienen sehen.

War sie doch die lebende Sonne seines Herrn, die Sonne des Hauses, seine eigene Gnaden spendende Sonne. Konnte er doch in der Frühe sagen, wenn jemand nach der Gebieterin fragte: ‚Das Gestirn des Tages ist noch nicht sichtbar!‘ oder Abends spät, wenn sie zur Ruhe gegangen war: ‚Unsere Sonne ist verschwunden!‘ — Blitzten doch seine Augen unwillig, wenn er im Anhören der wunderbaren Töne ihrer Stimme durch einen rauhen Fußtritt gestört wurde, und er konnte mit tiefem strengen Tone sagen: ‚Störe nicht den Frieden des Hauses, hörst du nicht den Engel des Herrn?‘

Neu eintretende Diener unterließen es wohl im Anfange nicht, über das eigenthümliche Betragen des Indiers

zuweilen ihre unpassenden Bemerkungen zu machen, die er mit dem Ausdruck der tiefsten Verachtung hinnahm; doch achteten in kurzer Zeit auch die leichtsinnigsten Kameraden sein ruhiges Walten im Hause, lernten wohl auch seine tigerartige Gelenkigkeit und riesenhafte Körperstärke kennen, von welcher er bisweilen spielend, aber ohne jemand ein Leid zuzufügen, die erstaunlichsten Proben ablegte. Und dann war es noch etwas anderes, was die unbändigsten Charaktere veranlaßte, den Indier mit Furcht und scheuer Ehrfurcht zu betrachten. Der eine der Lakaien nämlich, der schon sehr lange im Hause war, hatte bei einem kleinen Souper servirt, wo der eben erst von seinen Reisen zurückgekommene Herr von Scherra anwesend war, und dort eine abgebrochene Unterhaltung aufgelesen, wo von Jussuf die Rede gewesen und wo der Graf, so behauptete er nämlich, zugegeben, daß Jussuf den Thugs oder dem indischen Mörderorden angehört habe. Leider konnte der Bediente den Faden der Unterhaltung nicht fortspinnen hören, da er ab- und zugehen mußte, doch war er so glücklich, eine Aeußerung des Grafen zu erlauschen, als dieser sagte, ein Angehöriger dieser eigenthümlichen Verbrüderung, deren Existenz historisch nachgewiesen sei, und er ganz besonders bezeugen könne, vollführe nach Art der alten Assassinen unbedingt jeden Mord, der ihm von seinem Herrn befohlen werde, mit Dolch oder Schlinge, wie es ihm gerade am passendsten erscheine. — Dazu kam noch, daß Jussuf, wenn er übler Laune war, den Andern zuweilen seine Geschicklichkeit in der Handhabung seines langen zugespitzten Messers zeigte und den Lasso mit einer Geschicklichkeit warf, bei deren Anblick ein furchtsamer Zuschauer allerdings unwillkürlich an seinen Hals greifen konnte.

Der deutschen Sprache war der Indier nicht sehr mächtig; er gab sich wenigstens den Anschein, als achte er nie auf Gespräche, welche Andere in seiner Gegenwart führten und die nicht besonders an ihn gerichtet waren, oder als verstände er sie nicht. Der Graf sprach mit ihm in seiner Landessprache und die Gräfin brauchte ihm selten ihre Befehle oder Wünsche mitzutheilen, denn er schien in ihren Augen zu lesen und überreichte ihr oft schon das Verlangte, ehe sie nur die Lippen öffnen konnte.

Wie er aber solchergestalt seine Sympathieen kund gab, so konnte oder wollte er auch seine Antipathieen nicht verbergen. Zu den Personen, die er im besten Falle mit einer eiskalten Gleichgültigkeit betrachtete, über die er aber nicht selten aus seinen dunkeln Augen einen Strahl des Hasses hingleiten ließ, oder deren Fragen er, Unkenntniß der Sprache vorschützend, häufig ein finsteres Stillschweigen entgegensetzte, gehörte vor allen der junge Reiter-Offizier, Herr von Marlott. Dessen leichtfertige Art, sich zu benehmen und zu reden, so wie auch seine an sich vielleicht harmlosen Späße, die er sich gegen den ernsten Indier erlaubt, hatten im Letzteren eine Empfindung des Widerwillens hervorgerufen, die er sich auch gar nicht zu verbergen strebte. Jussuf ging dem jungen Manne einfach aus dem Wege, wann er ihn kommen sah, und auch dieser schien gerade nicht besonders Lust zu haben, nach seinen ersten übel aufgenommenen Scherzen, sich weiter mit dem Indier einzulassen. „Bah," pflegte er zu sagen, „so ein Kerl ist wenig mehr als eine wilde Bestie, und wenn mich ein böser Hund anknurrt, so bin ich der Gescheidtere, wenn ich ihm aus dem Wege gehe." Jussuf kam auch nur

ins Zimmer, sobald Herr von Marlott anwesend war, wenn er ausdrücklich gerufen wurde.

Eine andere Angehörige des Hauses, welcher der Indier nie Beweise von Sympathie, höchst selten von Anhänglichkeit, wohl aber von Unterwürfigkeit gab, war Fräulein Rosa, die Schwester der Gräfin. Sie, das schöne, junge Mädchen von guter Familie, reich und unabhängig, war eine Tänzerin — unbegreiflich in den Augen des Indiers; eine Tänzerin, die öffentlich auftrat, um sich von der schaulustigen Menge bewundern zu lassen. Der erste Eindruck, den das auf den Indier gemacht, war unverwischbar; wenn er es auch nicht unterlassen wollte, der jungen Dame als Schwester seiner angebeteten Herrin, als so gerne gesehenem Mitglied des Hauses seine Dienstwilligkeit und seine Ehrfurcht zu bezeigen, so betrachtete er sie doch dabei mit einem scheuen Widerstreben, mit einem mühsam unterdrückten Widerwillen, daß es Rosa verletzt haben müßte, wenn sie nicht die Quelle seiner Abneigung gekannt hätte, und wenn nicht oft sein zurückschreckendes Benehmen durch einen Zug von Theilnahme und Anhänglichkeit gemildert worden wäre, ja durch unverkennbares Mitleiden, welches er ihr, der so schönen, reizenden, liebenswürdigen Dame, nicht vorenthalten zu können schien, obgleich sie nur eine Tänzerin war.

Als sie vorhin ins Zimmer trat, hatte er sich rasch und ehrerbietig vom Boden erhoben, denn er würde sich nie unterstanden haben, eine äußere Achtungsbezeigung gegen sie zu unterlassen. Dabei fuhr sein blitzendes Auge über ihre ganze Gestalt hin, und was keiner der Lakaien bemerkt, das sah er sogleich mit seinem scharfen Blick: einen kleinen Blutflecken an ihrem weißen Halse. Er schüttelte leicht mit dem Kopfe,

zog seine Augenbrauen finster zusammen, und ließ dann nach einem langen Athemzug, den er that, einen Augenblick zwischen den dünnen Lippen hindurch seine großen schneeweißen Zähne sehen; dabei hatte er den Kopf wie zum Gruße gesenkt, und als er ihn wieder emporhob, war die junge Dame hinter der Thüre verschwunden. —

Sie ging durch das Vorzimmer und das Schreibgemach ihrer Schwester geräuschlos auf dem weichen Teppiche nach dem Boudoir der Gräfin, wo sie an der Thür einen Augenblick lauschend stehen blieb und schmerzlich bewegt um sich her blickte, wobei ihre Lippen zuckten und sich zu einem Lächeln zu zwingen schienen, als wollte sie gewaltsam die finstern Schatten von ihrem bleichen Gesichte verjagen. Doch wenn ihr das auch zu gelingen schien, so drückte sie doch vergebens ihre Hand auf das heftig pochende Herz, und schon ihr tiefes und schweres Athemholen zeigte deutlich den Sturm in ihrem Innern. Dabei war das Lächeln, welches jetzt um ihre Lippen erschien, ein so unaussprechlich schmerzliches, daß sie nach einem raschen Blick in den Spiegel selbst davor zu erschrecken schien und mit beiden Händen ein paar Sekunden ihr Gesicht verdeckte. Dann schüttelte sie leicht mit dem Kopfe, entfernte die dunkle Capuze und trat näher vor das Spiegelglas, um ihr Haar ein klein wenig zu ordnen und aus der Stirn zu streichen. Ihren Plaid legte sie nicht ab, sondern zog ihn noch höher am Halse zusammen.

Mit einem Mal blieb sie regungslos horchend stehen. Sie vernahm die Stimme ihrer Schwester, welche durch das Nebenzimmer gedämpft in leisen Tönen an ihr Ohr schlug. Françoise sang ein Schlummerlied, das verstand sie wohl, und wenn Rosa nun starr vor sich hin auf den Boden blickte,

so sah sie die Schwester am Lager ihres Mannes sitzen, wie sie ihm mit ihrer zu Herzen gehenden Stimme ihr einfaches Lied sang, dessen Klänge er so gern hörte und die ihn weich und milde einwiegten, so daß er mit einem sanften Lächeln auf den Lippen einschlief.

War die eigene weiche Stimmung der Tänzerin schuld daran, die ihr jenes einfache Lied heute so besonders rührend erklingen ließ, oder war es der Gedanke, der sie unwillkürlich beschlich, wie noch ganz anders Françoise am Lager eines kleinen Wesens singen würde, das mit frischen, erhitzten Wangen und glühenden Lippen auf seinen Kissen vor ihr läge, vielleicht auch noch selig beschaut von einem andern Augenpaar, das mit demselben Stolze, derselben Lust auf die blühende Mutter des reizenden Kindes schauen würde.

„Warum kommen mir gerade heute diese Bilder?“ murmelte Rosa, welche sich auf einen der kleinen Fauteuils am Kamin niedergelassen hatte und, den Kopf in die Hand gestützt, in die spielenden Flammen blickte. „Will diese Glut mit ihren eigenthümlichen Figuren und Bildern das Bild jenes leuchtenden Berges in mir wach rufen, den wir noch so schön an jenem schrecklichen Abend gesehen, oder sind es die Töne des Liedes, welches Françoise so eben singt? — — Ja, ja, es sind die bekannten Klänge, und ich begreife nicht, wie sie dazu kommt, ihr armes Herz aufs neue zu zerreißen, indem sie dieses einfache Fischerlied singt mit jenem für sie so entsetzlichen Refrain:

„Jo ti voglio bene assai,
Ma tu non pensi a me.“

„Ja, ja,“ fuhr sie nach einer Pause in ihrem tonlosen Selbstgespräch fort, „du denkst nicht mehr an sie, du hast nie

ehrlich an sie gedacht!" Sie drückte beide Hände vor das Gesicht, dann durchflog ein heftiges Zucken ihren Körper, und sie sagte mit tiefer, gewaltsam unterdrückter Stimme: „Sei verflucht, falscher Italiener! — —

„Oh, ich kann mir nicht anders helfen," fuhr sie empor, wild um sich blickend, „wenn es auch eine Sünde ist, so muß ich's doch hundertmal wiederholen, wenn die Erinnerung an jene furchtbare Zeit über mich kommt: Sei verflucht, falscher Italiener! — —

„Oh, wir hätten glücklich sein können," fügte sie nach längerem Nachsinnen bei, „oh, sehr glücklich! Françoise, das arme Kind, und sogar ich, — wären wir doch gewiß nicht mehr zurückgekehrt hieher nach dem kalten Norden, wo die Menschen nur sprechen, aber nicht empfinden, nur berechnen, aber nicht fühlen, wo es gegen Anstand und gegen alle Sitte ist, ein volles, warmes Herz zu zeigen, wo man Gefühle heuchelt, ohne zu fühlen, wo man sich hingibt, ohne zu lieben.

„Jo ti voglio bene assai,
Ma tu non pensi a me."

„Ja, ja, er denkt nicht an mich, aber auch ich will ihn aus meinem Herzen vertilgen, und wo sein Bild stand, soll Haß und Rache erglühen — nein, nur Haß," fuhr sie nach einem verächtlichen Lächeln fort; „warum auch Rache, warum ein so schönes, wohlthuendes Gefühl an jemand verschwenden, der dieses und jedes anderen Gefühles unwerth ist?

„Still, mein Herz, sprich nicht für ihn," flüsterte sie in einem entschlossenen und doch schmerzlichen Ausdruck, und dabei drückte sie beide Hände gegen ihre Brust.

Ein leichter Schritt im Nebenzimmer ließ sie aufschauen, und da sie die Schwester erkannte, strengte sie sich an, sie

ruhig und lächelnd anzuschauen; doch verschwand dieser erkünstelte Ausdruck augenblicklich wieder von ihrem Gesichte, als sie sah, wie Françoise so entsetzlich bleich war, wie ihre Augen Spuren von Thränen zeigten, wie ihr zerstörtes, dichtes blondes Haar Spuren ihrer eigenen Finger zeigte, welche darin gewühlt, — als sie sie mit wankenden Schritten näher kommen sah, und als sie erschreckt sehen mußte, wie die geliebte Schwester, nachdem sie mit tonloser Stimme gesagt: „er schläft," das Haupt langsam auf die Stirn Rosa's niedersinken ließ, und dann zusammenbrechend und krampfhaft weinend auf den Teppich des Bodens niederglitt.

„Um Gottes willen, was ist dir, meine liebe Françoise, was ist dir begegnet?"

Statt zu antworten, umklammerte die Gräfin mit ihren Armen die Schultern der Schwester, welche sich tief herabgebeugt hatte, und drückte ihr Gesicht fest an deren Brust.

„Du hast dich wieder selbst aufgeregt," sagte Rosa nach einer längeren Pause mit weicher Stimme, „ich habe es hier wohl gehört, wie du jenes Lied gesungen, das du doch suchen wolltest, zu vergessen, wie du mir auch fest versprochen."

Françoise schluchzte krampfhaft.

„Warum riefst du auch jene Zeit hervor und machtest die alten traurigen Geschichten lebendig durch den Klang jenes Liedes? Zuweilen denke auch ich jener Zeit, aber ich verjage jene Gedanken und lasse sie nicht zur Geltung kommen. — Sage mir, Schwester, ist dir etwas begegnet, das dich wieder so lebhaft an jene Zeit erinnert?"

„Ja, Rosa, ja, entsetzlich lebhaft."

„So hast du wieder in Briefen gelesen, in Briefen, die ich dich schon so oft, so dringend bat, zu vernichten?"

„O nein, o nein.“

„Oder hast du gar,“ setzte sie vorwurfsvoll hinzu, „sein Bild wieder hervorgesucht und betrachtet? — Ja, Françoise, das ist es, ich fühle es ja hier, wie deine wildbewegte Brust sich gegen die meinige drückt. Arme Françoise, dieser kalte, trübe, trostlose Herbstabend war wohl dazu gemacht, um Erinnerungen an warme, duftige Mondscheinnächte in dir wach zu rufen, aber du darfst das nicht, du mußt vergessen, du hast es dir und mir und — setzte sie mit leiser Stimme hinzu — dem armen Kinde heilig gelobt.“ —

Die Gräfin zuckte heftig und schmerzlich zusammen.

„Wie kannst du auch nur so an ihn denken, an einen falschen Meineidigen, der so viel Unglück über dich gebracht, an einen feigen Verräther — er sei verflucht!“

„Halt ein, Rosa, halt ein, mit deinen entsetzlichen Reden!“ fuhr die Gräfin heftig empor und blickte dabei wild ihrer Schwester ins Gesicht, während sie sich zu bemühen schien, ihre Haare hastig aus der Stirn zu streichen, dabei aber dieselben durch ihre krampfhaft zuckenden Finger noch mehr verwirrte — „halt ein, fluche ihm nicht!“

Waren es diese Worte oder war es der entsetzlich jammervolle Anblick Françoisens, welche auf Rosa's Zügen plötzlich einen so gewaltigen Schrecken erscheinen ließen; sie öffnete ihre Augen starr und weit, sie legte die rechte Hand auf die Stirn der Schwester, während sie ihren Hals mit dem linken Arm umschlang, als wolle sie dieselbe im gleichen Augenblicke von sich stoßen und an sich ziehen. „Du bist im Begriffe,“ murmelte sie, „mir etwas Fürchterliches zu sagen. Wie jetzt, habe ich dich nur einmal gesehen, du weißt wohl, damals.“

„Und heute ist mein Herz zerrissener,“ rief das unglück-

liche Weib, laut weinend. — „Doch was ist mit dir geschehen, Rosa,“ fuhr sie nach einer Pause im Tone des Schreckens fort.

Der umhüllende Plaid war bei der heftigen Bewegung von den Schultern der Tänzerin gefallen und zeigte an ihrem Halse, so wie an dem weißen Kragen über ihrem blauseidenen Kleide und an diesem selbst unverkennbare Blutspuren.

„Es ist nichts, Françoise,“ sagte Rosa dringend, „sprich, was du mir zu sagen hast, kümmere dich nicht um mich, es ist wahrhaftig nichts.“

„Doch, doch, du verheimlichst mir etwas Furchtbares. O sieh meine entsetzliche Aufregung, fühle, wie mein Blut stürmt, quäle mich nicht.“

„So beruhige dich, Françoise,“ gab Rosa zur Antwort, indem sie ihre Schwester an sich zog und sie innig küßte, „beruhige dich nur, mir ist wahrhaftig nichts Schlimmes widerfahren, und wenn du mir versprechen willst, ruhiger zu werden und mir mit Ueberlegung mitzutheilen, was dir widerfahren ist, so will ich dir vorher rasch mein kleines Abenteuer erzählen. Ich war Samariterin,“ fuhr sie, mühsam lächelnd fort, als sie sah, wie Françoise heftig mit dem Kopfe nickte. „Doch horch, vernahmst du kein Geräusch im Nebenzimmer?“

„Nein, nein, es kann auch niemand sein, der Graf ist ruhig und fest eingeschlafen; es war Wind und Regen, welche gegen die Fenster schlagen. Erzähle mir!“

„Als ich aus dem Theater fuhr,“ begann die Tänzerin, doch sprach sie leise und machte Pausen zwischen ihren Worten, während sie nach dem Nebenzimmer horchte, wo sich aber nichts mehr hören ließ, — „streifte mein Wagen einen armen

Fußgänger und warf ihn nieder. Ich erkannte ihn, denn er gehörte zum Theater und hatte heute Abend schon bei seinem ersten Debut Unglück gehabt. Daß er mich dauerte, kannst du dir denken, Françoise. Herr von Marlott, der bei mir im Wagen war —"

„Arthur?"

„Ja, Herr von Marlott, verhinderte mich daran, den Kutscher sogleich halten zu lassen und zu sehen, ob der arme junge Mensch keinen bedeutenden Schaden genommen. Als ich aber hier ans Haus kam und den Bedienten sagen hörte, er sei auf dem Pflaster liegen geblieben, so eilte ich augenblicklich zurück, um ihm wo möglich Hülfe zu verschaffen, obgleich ich dir versichern kann, daß der Kutscher nicht im geringsten an dem Unfalle schuld war; er warf sich wie absichtlich zwischen die Räder des Wagens."

Françoise schien nur mit halbem Ohre zu hören. Sie hatte ihren Arm auf die Kniee der Schwester gestützt und ihren Kopf auf die Hand gelegt.

„Ich fand ihn noch auf der Straße," fuhr Rosa fort, „und da ich in Gemeinschaft mit einer alten Frau Hand anlegte, um ihn aufzurichten, so kam es, daß sein Blut diese traurigen Spuren zurückließ. Ich sah es übrigens erst, als ich hier vor den Spiegel trat, und wenn du mir erlaubst, gehe ich zu deiner Toilette, um sie zu entfernen — sie fangen wahrhaftig an, mir fühlbar zu werden," setzte sie mit einem leichten Schauder hinzu, nachdem sie mit ihren Fingerspitzen ihren Hals berührt.

„Nein, nein," rief Françoise, „bleibe jetzt, ich fühle, daß ich mich so weit gesammelt habe, um dir, wie du es verlangt,

mit Ueberlegung das Entsetzliche mittheilen zu können, was ich gehört, was mich niedergeworfen. — Gaetano —“

„Nenne den Namen nicht,“ erwiderte die Tänzerin mit einer abwehrenden Bewegung der Hand, „denke nicht an ihn; und wenn dir in tiefer, stiller Nacht dieses unheimliche Bild erscheinen will, so bete, bete, und er wird vor deinem Gebete verschwinden, wie der Böse selbst.“

„So war es bis jetzt, meine Rosa. Ich dachte fast über ihn, wie du, fast so strenge. O, mein Gott,“ sagte sie mit weicher Stimme, „ein Band, welches uns verknüpfte, ließ sich ja doch von kalter Ueberlegung, vom Gefühle seiner Schuld nicht gänzlich zerreißen. O, meine geliebte Schwester,“ fuhr sie in steigender Heftigkeit fort und dabei ergriff sie Rosa's beide Hände, schlang sie um ihren Hals und drückte sich dann fester an ihr Herz. „Blicke nicht so ernst und finster auf mich nieder, durchbohre mich nicht so mit deinen leuchtenden Blicken, meine Rosa, wie ich es gethan!“ Und als sie das sagte, tropften ihre Thränen unaufhaltsam aus den weit geöffneten Augen, ihren sonst klaren Blick verwirrend.

„Gaetano —“

Die Tänzerin, erschreckt von dem unerklärlichen Benehmen der sonst so ruhigen Frau, zog sie hastig an sich und blickte sie gespannt, fragend an, beinahe willenlos das gleiche Wort wiederholend: „Gaetano?“

„Hat nicht so furchtbar an mir gehandelt, als wir geglaubt,“ rief Françoise schluchzend in wild ausbrechendem Schmerz, „hat mich nicht betrogen — Gaetano war nicht verheirathet.“

„Françoise, du bist wahnsinnig!“

„O, wäre ich es, Gott verzeihe mir die Sünde, wäre

ich es! Spräche die Phantasie des Wahnsinns oder des Fiebers aus mir — mir gleich, ich sähe ein Ende vor mir, wenn auch ein entsetzliches Ende; aber ich bin nicht wahnsinnig, meine liebe Schwester, es klingt auch keine Fieberphantasie aus meinen Reden. Was ich dir eben sagte, ist einfache und furchtbare Wahrheit."

„So ist er wieder erschienen, so hat er gewagt, zu dir zu dringen?"

„O nein, ich würde ihn nicht vorgelassen haben oder vor ihm geflohen sein."

„So hast du Briefe von ihm erhalten und gelesen?"

„Ich würde seinen Betheurungen nicht geglaubt haben."

„So gab er dir sonst irgend ein Lebenszeichen?"

Françoise schüttelte mit einem schmerzlichen Blicke gegen den Himmel das Haupt.

„Kann er wohl noch leben," sagte sie in einem Tone, der, obgleich ruhig und gefaßt, der Schwester doch tief ins Herz schnitt, „da er im Gefühle seiner Unschuld Jahre lang stumm blieb, stumm wie das Grab, in welchem er ruht?"

„Wenn du nicht wahnsinnig bist, Françoise," stieß die Tänzerin mühsam hervor, so sind deine Reden danach, mir den Verstand zu verwirren. — Du sahst ihn nicht, du erhieltest keine Briefe von ihm, auch sonst kein Lebenszeichen, was ist dir denn begegnet, Schwester? Todte erscheinen nicht, oh nein, oh nein," sie zuckte schaudernd zusammen — „fühle ich nicht, wie du?" fuhr sie nach einem tiefen Athemzuge fort. „Warum mich denn so entsetzlich quälen mit deinen verwirrten Reden, mit deinen abgerissenen Ausrufungen? Um des Himmels willen beschwöre ich dich, fasse dich, sei ruhig und sage mir, was ist dir begegnet?"

Nachdem Françoise mehrmals vergeblich versucht, ihrer Stimme zu gebieten, die sich bei jedem Versuche in ein krampfhaftes Schluchzen auflös'te, nachdem Rosa ihr Gesicht auf das Haupt der Schwester gelegt und deren weiches blondes Haar mit reichlichen Thränen benetzt, und nachdem sie dabei ihrer Schwester mit weicher, inniger Stimme wie einem hülflosen Kinde zugesprochen und ihr gesagt, daß sie auch ferner wie bisher alles mit ihr theilen werde in treuer, schwesterlicher Anhänglichkeit — Freud' und Leid, und daß es ja nur durch ruhige Ueberlegung und Besprechung möglich sei, etwas so Entsetzlichem, wie sie eben erwähnt, zu begegnen, da erst fing die unglückliche Frau an, ruhiger zu werden, und war im Stande, ihrer Schwester zu erzählen, was sie bei dem heutigen Diner von Herrn von Scherra gehört, was dieser alte zuverlässige Mann mitgetheilt von einer jungen deutschen Sängerin in Neapel, die zu dem Marchese Gaetano Fontana in einem Verhältniß gestanden, welches zu stören und aufzulösen die Mutter des Marchese alle Schritte gethan, wie ihr dies auch gelungen sei, da sie wahrscheinlich die Nachricht verbreitet, Gaetano sei bereits verheirathet, und auf diese Art das Band zwischen ihm und der Geliebten zerrissen.

Rosa's Hände, mit denen sie die ihrer Schwester hielt, zitterten heftig, und: „Gaetano war nie verheirathet?" fragte sie mit kaum vernehmlicher Stimme.

„Nie, sagte Herr von Scherra, der ihn genau kannte."

„Und jene Dame, die ich in jener Nacht mit eigenen Augen in seinem Wagen sah, wer war sie denn, was sagte Herr von Scherra?"

„Darüber vernahm ich nichts von ihm; oh, meine Rosa, wie hätte ich können ruhige Zuhörerin bleiben bei einer Geschichte, deren Anfang mich gleich so Ungeheures wissen ließ!“

„Aber Herr von Scherra erzählte seine Geschichte ruhig zu Ende?“

„Gewiß, und eine lange Geschichte. Mir schien die Zeit eine Ewigkeit zu sein, während sie drüben in dem Zimmer des Grafen blieben und ich hier in diesem kleinen Gemach fast vergeblich nach Fassung ringend mit zusammengepreßten Händen auf- und abschritt. Ich durfte ihn ja keine trübe Miene, keine Thränenspur im Auge sehen lassen.“

„Arme, arme Schwester! — — Oh warum war ich nicht anwesend! Glaube mir, ich hätte lächelnd ausgehalten, um alles zu erfahren — und wir müssen alles erfahren,“ setzte sie mit einem entschlossenen Tone hinzu. „Wer war sonst noch bei dem Diner anwesend?“

„Arthur.“

Rosa machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand, wobei sie mit finsterem Blick einen Moment die Lippen fest auf einander preßte. — „Nichts von ihm, wie könnte ich über eine so furchtbar ernste Begebenheit auf eine so leichtsinnige Art mir von ihm berichten lassen? Schade, daß er es angehört.“

„Oh, Arthur hat das bald wieder vergessen.“

„Wie alles! — Aber Herr von Scherra muß meine unschuldige Neugierde befriedigen,“ sagte sie mit festem entschlossenem Tone. „Er muß mir unsere eigene Geschichte erzählen, und ich werde ihm mit großer Ueberraschung zuhören. — O, das kann ich, Françoise, wenn ich will.“

„Ja, du kannst es, aber mich traf jedes Wort wie ein Dolchstoß, ich glaubte, zu vergehen.“

„Meine arme Françoise,“ versetzte die Tänzerin schmeichelnd, während sie ihrer Schwester die verwirrten Haare aus der Stirne strich, „fasse dich, nimm all deine Kraft zusammen; bedenke deine Stellung. Wenn es dir auch schrecklich ist, dich mit dem Gedanken vertraut zu machen, den du vorhin gegen mich aussprachst, daß den armen Unglücklichen das stille Grab deckt, so ist es doch der einzige, aus dem für dich ein Trost erwächs't. Die Zeit wird kommen, wo du ruhiger an ihn denkst, wo du ihn beweinen darfst, und dabei, meine Françoise, will ich dir redlich helfen, — glaube mir, so furchtbar es mir auch im ersten Augenblicke erschien, ihn schuldlos zu wissen, so athme ich doch jetzt schon freier auf, wenn ich an ihn denke, und wenn mir sein Bild nicht mehr als etwas Verabscheuungswerthes vorschwebt, sondern als ein Wesen, das mit Milde auf uns herabblickt, und das alles Unrecht vergessen wird, beim Anblick deines grenzenlosen Schmerzes, beim Anblick meines tiefen Leides.“ —

„Amen!“ hauchte es flüsternd durch das kleine Gemach. —

Rosa fuhr entsetzt empor und sagte wild um sich blickend mit gepreßter Stimme: „Sprachst du das Wort, Françoise?“

„Welches Wort? ich hörte nichts.“

„Sagtest du Amen, — meine Schwester?“

„Ich dachte so bei deinen tröstenden Worten, vielleicht sprach ich es auch unbewußt aus, wenn du es nicht selbst sagtest.“

„Nein, nein, ich nicht,“ erwiderte eifrig die Tänzerin, und dabei blickte sie forschend um sich und setzte nach einer Pause hinzu, während welcher sie die umschlingenden Arme

ihrer Schwester sanft gelös't und sich langsam erhoben: „Laß mich einen Augenblick in deinem Nebenzimmer nachsehen, ich weiß wohl, es ist kindisch, daß ich mir einbilde, von dort her ein Geräusch gehört zu haben, da der Graf schläft, aber laß mich nachsehen, es beruhigt mich."

Françoise, die sich ebenfalls erhoben hatte, nickte schmerzlich lächelnd mit dem Kopfe, als sie ruhig entgegnete: „Sieh nach, Rosa, wenn es dir gefällt, du wirst dort alles lautlos und still finden."

Darauf ließ sie durch eine Feder, auf welche sie drückte, den Vorhang über dem Kamin in die Höhe schnellen, und es schien ihr wohl zu thun, in die stürmische Nacht hinaus zu schauen, zu sehen, wie die wild aus einander gerissenen Wolken vom scharfen Wind östlich gejagt wurden, zu hören, wie der Wind saus'te, und wie er die fliehenden Regentropfen an die Scheiben des Fensters jagte, wo sie dann thränengleich an der glatten Fläche hinabrannen.

Oh, es war eine trübe Nacht, ein Nacht voll Thränen!

Rosa kam leisen Schrittes aus dem Schlafzimmer zurück und sagte: „Du hattest Recht, Françoise, es ist in deinem Schlafzimmer und im angrenzenden Gemach alles ruhig und still. Gott sei Dank, daß er wenigstens schläft — laß auch uns jetzt Ruhe suchen. Lege dich nieder, liebe Schwester, und thue dir Gewalt an, deine wilden finstern Gedanken niederzukämpfen. Denk an morgen, und daß man dich fragen wird, warum du so bleich aussiehst, woher die Thränenspuren kommen, woher deine gerötheten Augen."

„Oh, hätte ich dein Temperament, deine Ruhe, deine Fassung!"

„O ja," versetzte Rosa mit einem eigenthümlichen Lä-

cheln, „äußerlich erscheine ich oftmals sehr ruhig, sehr gefaßt, ich kann mich bezwingen und das solltest auch du noch lernen, Françoise; es ist das so nothwendig in dieser traurigen Welt. — Gute Nacht, mein Herz, gute Nacht, meine liebe Schwester!"

„Ich sehe dich doch morgen in der Frühe?" erwiderte diese fast ängstlich; „du mußt zu mir kommen, du mußt um mich sein, mit mir sprechen, mich nur mit deinem ruhigen, entschlossenen Blick anschauen, sonst fürchte ich mich." Sie warf einen scheuen Blick nach dem Nebenzimmer, fügte dann aber rasch hinzu, als wollte sie keine Antwort ihrer Schwester hören: „Du hast doch deinen Wagen unten?"

„Ausdrücklich wieder herbestellt habe ich ihn nicht; finde ich ihn unten, so ist es gut, ist er aber nicht da, soll es mir noch lieber sein; es wird mich mehr zerstreuen, ja fast beruhigen, durch die stürmische Nacht zu Fuße nach Hause zu gehen. — Gute Nacht, Françoise!"

„Gute Nacht, Rosa, Gott beschütze dich!"

Die Tänzerin glitt geräuschlos zum Gemach hinaus durch das Schreibcabinet und Vorzimmer auf das Vestibul, wo der Lakai, der seine Orange noch zwischen den Fingern hielt, laut und vernehmlich den Schlummer des Gerechten schlief. Unten öffnete der Portier und wollte sich entschuldigen, daß der Wagen nicht da sei, er habe auch keinen Befehl erhalten, ihn wieder her zu bestellen.

Rosa ging nach einem freundlichen Worte in die finstere Nacht hinaus, während Françoise droben in ihrem Zimmer eine Zeit lang vergeblich auf das Rollen des Wagens lauschte. —

„Sie ist zu Fuß fort," sagte sie endlich, „o Rosa ist

glücklich, sie darf ihren Thränen freien Lauf lassen, und dabei fliegen ihr die kühlenden Regentropfen ins Gesicht, und so bleibt es unentschieden, ob sie in der That geweint. Sie darf durch die Straßen wandeln allein mit ihren Gedanken, kann dort bei dem unscheinbaren Hause stehen bleiben, um nach einem einsamen Lichtschimmer zu spähen, der seine liebe, süße Wange beleuchtet, kann alles das thun, da sie frei ist, — frei — frei — während ich in einem glänzenden Käfig gefangen bin, während mich, wohin ich sehe, Gold umgibt, abermals Gold und wieder Gold — goldene Ketten und Banden."

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Eine schlaflose Nacht.

Der Schlaf war mitleidiger, als es sich die arme Frau gedacht. Er umgaukelte weich und linde das Lager, auf das sie sich unter strömenden Thränen geworfen; er ließ ihr sanfte, tröstende Musik erklingen, unerklärliche, beruhigende Töne, er ließ ihr Haupt umschweben weiche, duftende Nebel, seine wunderbaren Vorläufer, und schloß ihr dann tröstend mit sanftem Finger die schweren und müden Augenlider.

So that der Schlaf hier, während er bei einem andern Lager ganz in der Nähe, im anstoßenden Gemache, anders verfahren, während er dort ebenfalls müde Augenlider, die sich so innig nach Schlaf sehnten, mit einigen armseligen neckenden Schlummerkörnern bewarf, welche, leuchtend und unruhig zitternd durch das Gehirn rollend, statt festen erquickenden Schlafes jenen leichten, ermüdenden Halbschlummer hervorbrachten, wo man seine eigenen Athemzüge fühlt, wo man sich selbst zuflüstert: glaube nicht, daß du schläfst, wie andere glückliche Menschenkinder, du kannst ja aus tiefem,

lebendigem Traume deine Augen weit öffnen, schauen, hören, um gleich darauf wieder andere tolle Traumgestalten um dich gaukeln zu sehen — ja, du kannst schauen und hören und vielleicht decken deine schweren Augenlider in der nächsten Sekunde wieder deine müden Augen, wenn nicht zufällig ein Ton, ein Wort an dein Ohr schlägt, das deine ohnedies schon aufgeregten Nerven zum Zerspringen anspannt und alle deine Sinne mit einer erschreckenden Klarheit umgibt.

So war es dem Grafen Lotus geschehen, in dessen leichten und unruhigen Schlummer plötzlich ein Ton drang, der ihn zum Wachen aufschreckte — o, zum klarsten, erbarmungslosesten Wachen. Er hörte die Gräfin schluchzen, er hörte sie mit schmerzerfüllter Stimme Worte sprechen, deren Klang ihm, wenn er sie auch nicht verstand, anzeigte, daß sie aus zerrissenem Herzen kamen — ja, aus dem Herzen seiner Frau, die noch vor Kurzem mild und ruhig lächelnd neben seinem Lager gesessen und deren Hand nicht gezittert, als sie dieselbe sanft auf seine Stirn gelegt.

Ja, sie sprach, sie sprach Worte des Jammers und des Unglücks, und es war wohl begreiflich, daß ihn diese Töne nicht ruhig auf seinem Lager ließen; belauschen wollte er sie nicht, darum erhob er sich in derselben Art, wie er immer zu thun pflegte, doch wurde er nicht gehört, selbst kaum, als er das Schlafzimmer seiner Frau durchschritt. Dort aber an der Thür, als er eben den Griff des Schlosses anfassen wollte, um sie geräuschvoll ganz zu öffnen, vernahm er Worte, die das Blut gewaltsam gegen sein Herz strömen ließen, so daß die Pulse seiner Schläfen wild zu pochen anfingen und daß es ihm nur gelang, den Athem kurz und mühsam in seine Brust zu ziehen. — Er vernahm alles —

alles — alles, und als er hörte, wie Rosa die Schwester in ihrem grenzenlosen Unglück tröstete, war er es, der mit heiserer Stimme Amen dazu gesagt.

Ja — Amen, ein Wort, das man ausspricht mit dankendem Blick, mit glückselig geöffneten Lippen, nach einer überstandenen großen Gefahr, wo alles glücklich beendigt ist, das man aber auch hervorstößt tief aus gebrochenem Herzen zwischen zusammen gebissenen Zähnen, wenn alles verloren ist — alles, alles dahin, was uns lieb und theuer war. — —

Eine gute Stunde nach diesem Vorfall erhob sich der Graf abermals von seinem ruhelosen Lager. Wie er während dieser Zeit unter den fürchterlich marternden Gedanken gelitten, zeigte wohl die furchtbare Blässe seines Gesichts, die tiefen Furchen auf seiner hohen weißen Stirn, auf der jetzt die Spuren jenes Säbelhiebes dunkelroth zu sehen waren. Seine rechte Hand, mit der er sich bemühte, den seidenen Schlafrock über die Schultern zu werfen, zitterte heftig und benahm sich dabei oft so ungeschickt, daß er die verstümmelte Linke zu Hülfe nehmen wollte, um gleich darauf von diesem vergeblichen Bemühen unter einem bittern Lächeln abzustehen.

Er war so an ihre Hülfe gewöhnt, daß er sich vorkam wie ein armes unbeholfenes Kind. Als er endlich sein Gewand über der Brust befestigt hatte, that er einen tiefen, tiefen Athemzug und trat in die Thür ihres Zimmers, wo er sie beim Scheine der Nachtlampe auf ihrem Lager ruhen sah. Er legte den Arm an das Holzgetäfel, drückte seine Stirn dagegen und blieb so regungslos, sie anschauend, stehen.

„Wie sie bei all dem Jammer glücklich ist, so im ruhigen Schlaf ihr Leid vergessen zu können,“ murmelte er, „das heißt, wenn sie nicht von bösen Träumen beunruhigt wird!

— Doch nein, ihre Athemzüge sind ruhig und gleichmäßig, ja, ich glaube fast, es spielt ein Lächeln um ihre Züge. — O, sie kann lächeln," setzte er nach einer kleinen Pause flüsternd mit heiser klingender Stimme hinzu, „sind es doch wahrscheinlich glückselige Bilder, Bilder der Liebe, Bilder einer süßen Vergangenheit, welche sie umschweben.

„Ah, sie ist glücklich, sie schläft und hat süße Träume. Sie hat kein Recht, sich zu beklagen, sie nicht! Wer schläft, vergißt Leid und Schmerz. Ich," fuhr er fort, indem sein Blick düster aufflammte und sein Körper erzitterte, „ich schlafe nicht, ich liege müde auf meinem Lager, ein Fraß wilder, giftiger Gedanken, mich läßt kein sanfter Schlummer Leid und Schmerz vergessen. Wer weiß sogar," setzte er mit einem entsetzlichen Lächeln hinzu, „ob ich einstens im Grabe ruhig schlafen werde, oder ob ich auch da noch bevorzugt bin, von düstern, unheimlichen Träumen unterhalten zu werden.

„Doch fort mit diesem thörichten Vielleicht! Im Grabe ist Ruh', und die hat ja auch wohl jener gefunden, der seine gierige Hand aus der Ewigkeit herüberstreckt, um mir mein Liebstes zu rauben, das einzige schätzbare Gut meines reichen und doch so armseligen Daseins. Ja, er ist todt, er muß todt sein — er soll todt sein, oder —

„An Scherra muß ich mich wenden," murmelte er nach einem tiefen Seufzer, während dessen er krampfhaft und unruhig mit der rechten Hand seine Stirn und seine Augen betastete und darauf seine Finger an den Mund brachte, an deren Nägeln er, starr vor sich niedersehend, unruhig kaute. „Scherra muß mir das genau und umständlich erzählen, er muß sich aufs sorgfältigste nach diesem — Gaetano erkundigen; er muß nach Neapel schreiben — nach Palermo —

überall hin — überall, er muß mir zu Liebe ganz Italien, ja, die ganze Welt durchforschen, um — sein Grab zu finden, denn er muß todt sein; o—o—o—oh," fuhr er, wie vor seinen Gedanken erschreckend, auf, „todt muß er sein, oder —"

Während er mit zuckenden Lippen und unheimlich glänzenden Augen diesen Phantasieen, bald leise mit sich selbst flüsternd, bald dumpf in sich hinein murmelnd, nachhing, während die Muskeln seines hagern, bleichen Gesichtes krampfhaft spielten und sich zuweilen sein ganzer Körper zusammenbog, wie niedersinkend unter der Wucht der Gedanken, lag sie auf ihrem Lager, ein Bild der süßesten Ruhe, des tiefsten Friedens; ihre rechte Hand ruhte unter ihrem Haupte und hatte sich dort in der Fülle ihres reichen, blonden Haares vergraben, ihre Augenlider erschienen leicht geschlossen, so sanft zugefallen, als hätten sie sich in tiefer Ermüdung bei der leisesten Berührung des Schlummergottes geschlossen, während dagegen wieder ihre gleichförmigen und tiefen Athemzüge ihren festen Schlaf bekundeten. Ihr vorhin noch so bleiches Gesicht erschien jetzt leicht erhitzt und dadurch wunderbar rosig angestrahlt. Dabei verklärte ein mildes Lächeln ihre noch kürzlich so ernsten, ja, düstern Züge, und dieses Lächeln hatte ihre Lippen sanft geschlossen und ließ zwischen ihnen hindurch die glänzenden Zähne sehen.

Die linke Hand hatte sie auf ihre Brust gelegt, und nach den Fingern dieser linken Hand starrte der Graf, indem er sich an der Thür festhaltend, so weit als möglich vorbeugte. Zwischen Daumen und Zeigefinger schlang sich eine kleine fadendünne Goldkette durch, die unter ihrem Kopfkissen verschwand.

„Was sagte doch Rosa von einem Bilde, welches Fran-

çoise bei sich führe? Ich habe nie etwas davon bemerkt, habe aber auch niemals jene Goldkette gesehen, die dort so verrätherisch hervorlauscht. Ah, Madame, es scheint mir, daß Sie sich nicht damit begnügen, süße Erinnerungen in Ihrem Herzen zu begraben, sondern daß Sie auch sichtbare Zeichen einer besseren, glücklicheren Zeit bei sich verbergen! — Ich muß jenes Bild haben," setzte er zähneknirschend hinzu, „ich muß sehen, Françoise, wer so unaussprechlich glücklich ist, von dir so heiß geliebt zu werden! — Nehmen wir uns in Acht, seien wir vorsichtig, wie auf der Tigerjagd!"

Und nach diesen Worten wand er sich so rasch, so geräuschlos, so schlangenartig nach dem Lager seiner Frau hin, daß er sich auch einem aufmerksameren und scheueren Wesen, als das arglose Weib war, unbemerkt hätte nahen können. Dann griff er mit sicherer Hand die kleine Kette an, zog sie langsam unter dem Kopfkissen hervor und über seine Züge glitt ein triumphirendes Lächeln, als derselben ein sehr kleines flaches Medaillon folgte. Noch war aber das Ende der Goldkette leicht um den Zeigefinger der schlafenden Frau gewunden, und statt den Versuch zu machen, auch diese zu lösen, berührte er mit der eiskalten Spitze seines Fingers die warme Hand der Gräfin, wodurch er erreichte, was er gewollt: sie machte eine zuckende Bewegung mit der Hand, wodurch die Goldkette von dem Zeigefinger herabglitt; dann wandte sie leicht den Kopf auf die andere Seite und flüsterte im Schlafe: „Du irrst, es sind Regentropfen, aber keine Thränen."

Mehrere Sekunden lang betrachtete er mit starrem Blick die Schlafende, dann sagte er mit dumpfer Stimme: „Amen, mögen auch keine Thränen folgen." —

Geräuschlos, wie er gekommen, ging er in sein Zimmer zurück und schloß und verriegelte die Thür hinter sich. In seinem Schlafgemach angekommen, entzündete er auf einem silbernen Leuchter ein Bouquet Wachslichter, und als es taghell um ihn geworden, ließ er sich langsam in einen Fauteuil nieder, den er zum Tische gerollt, und schickte sich an, den goldenen Deckel des Medaillons aufspringen zu lassen. Doch ehe er dies ausführte, hielt er einen Augenblick inne, stützte die Stirn auf die rechte Hand und sprach: „Warum soll ich's thun? Wird ein Bild nicht schrecklicher in meinen Phantasieen erscheinen, als ein körperloses Wesen, als ein Ding, das sich Gaetano nennt? Ja, es nicht anzusehen, wäre vernünftiger gehandelt, aber der Teufel," rief er heftiger aus, „betrage sich immer vernünftig; ich will es sehen!"

Er drückte auf die Feder des Deckels, dieser sprang auf und der Graf betrachtete mit gierigem Blick das kleine Bild, welches sich seinem Auge darbot.

Lange betrachtete er es, hielt es bald weit von sich weg, brachte es dann wieder näher an die Augen und murmelte endlich: „Ein schöner Kopf, ein prächtiger Kopf, schade darum, daß er im Grabe fault — — — — lassen wir ihn verschwinden." —

Er erhob sich mühsam aus seinem Stuhle, ging nach einem Seitentischchen, wo eine kleine, zierlich gearbeitete Cassette stand, die er öffnete und das Bild hinein verschloß.

Als dies geschehen, ging er lange Zeit in tiefe Gedanken versunken in seinem Zimmer hin und her, wobei er sich zuweilen mit langsamen Schritten dem kleinen Tischchen, auf dem die Cassette stand, wieder näherte, sich aber jedesmal

hastig umwandte und nach der anderen Seite des Gemaches eilte.

„Als ich sie zu meinem Weibe nahm," sprach er zu sich selber, nachdem er längere Zeit vor sich hin gebrütet, „hätte sie mir die Wahrheit sagen sollen, die volle Wahrheit sagen müssen; doch ist das auch der einzige Vorwurf, den ich ihr machen kann, und den ich ihr doch nicht einmal machen werde — gewiß kein Wort des Vorwurfs — wenn — doch nein, nein, fort mit solchen entsetzlichen Gedanken! — Gab sie mir doch nie Veranlassung zum Mißtrauen! — Ihn deckt das Grab, sein Bild soll verschwunden bleiben und dafür werde ich ihr, wenn sie es wünschen sollte, meine Gründe angeben."

Der Graf blieb einen Augenblick mitten im Zimmer stehen, drückte die rechte Hand gegen seine Stirn und rief in schmerzlichem Tone: „O, wer jetzt schlafen könnte! Gab ich mir doch mit allen Gründen der Vernunft, der Milde, des Mitleidens alle Mühe, meine finsteren, entsetzlichen Gedanken niederzukämpfen, aber wenn ich einen Moment inne halte, ihnen beruhigt zuzusprechen, so springen sie an mir empor, die Zähne fletschend gleich wilden, blutgierigen Bestien — schrecklich, wenn er lebte — wenn er lebte! Ich muß jemand haben, der mit mir spricht, der mir hilft, meine Phantasieen nieder zu kämpfen; ich will Jussuf wecken, er soll mir von Indien erzählen."

Der Graf öffnete die Thür seines Nebenzimmers und schritt von dort über einen kleinen Corridor in ein auf der anderen Seite daran grenzendes Cabinet. Dort war es so dunkel, als es in einem Zimmer nur sein kann, wo kein Licht brennt und wo nur die zweifelhafte Helle des Nachthimmels

einen Gegenstand, irgend ein Möbel oder sonst einen Körper als noch schwärzere Schatten erscheinen läßt. Hier ließ der Graf einen leisen Ton vernehmen, der wie das Zischen einer Schlange klang, worauf sich augenblicklich in der Ecke des Zimmers, wie von einer Feder emporgeschnellt, eine Gestalt erhob und wonach man ein Geräusch hörte, als werde rasch ein Dolch aus einer Scheide gezogen.

„Ich bin es, Jussuf, folge mir!"

Der Indier warf rasch einen weißen Mantel über und schritt, ohne ein Wort zu verlieren, hinter seinem Herrn bis nach dem Schlafzimmer, wo sich der Graf in seinem Fauteuil niederließ und den Diener bedeutete, sich auf einen kleinen Divan, der an der Wand stand, zu setzen; „oder wenn es dir lieber ist," fügte er lächelnd hinzu, „auf den Teppich des Bodens," da er bemerkte, wie Jussuf diesen betrachtete. — „Ich kann nicht schlafen und du sollst mit mir plaudern."

„Ich hatte gehofft, Herr, Ihr vergäßet heute Nacht alle Freuden und Leiden in süßem Schlummer, denn es erklang ja die wunderbare Stimme, die Euch gewöhnlich Ruhe gibt."

„Ich schlief auch ein, doch weckte mich irgend ein Zufall, und so sollst du es denn dieses Mal versuchen, mir einen guten Traum zu verschaffen."

„Herr, meine Zunge ist rauh und ohne Wohlklang."

„Der Himmel soll mich bewahren," erwiderte der Graf lächelnd, „Gesang von dir zu verlangen, du sollst mit mir sprechen, mir etwas erzählen."

Der Indier neigte zum Zeichen des Gehorsams sein Haupt, ehe er zur Antwort gab: „Wollt Ihr, Herr, etwas hören von unseren Zügen in Afghanistan, von unseren blutigen Gefechten mit den Shiks? Ah eine schöne Zeit!"

„Nein, nein, dieses Mal nichts davon.“

„So werde ich es versuchen, vor Eure Augen zu führen die Bilder, wie wir den Tiger gejagt in den Jungeln am Ganges.“

„Nichts davon, Jussuf.“

„Oder den Elephanten auf Ceylon?“

Der Graf schüttelte leicht mit dem Kopfe, dann ließ er ihn in seine rechte Hand niedergleiten und starrte lange vor sich hin. „Wenn er noch lebte,“ murmelte er, unverständlich für den Andern, „so wäre all mein Glück dahin, so hätte die wildeste, finsterste Nacht den einzigen Sonnenstrahl ausgelöscht, der mein armes Leben erhellt; o, wenn er noch lebte! — Nein, nein, Jussuf,“ rief er nach einer Pause, „erzähle mir nichts von unseren Kriegszügen, nichts von unseren Jagden, ich will etwas Wilderes, Unheimlicheres hören.“

„Um Euch Schlaf zu bringen, Herr?“ fragte der Indier verwundert.

„Ja, um mir später vielleicht Schlaf zu geben, um Aufregung mit Aufregung niederzukämpfen, um Leid und Schmerz mit Unheimlicherem zu verjagen. Erzähle mir von den Thugs.“

„Herr!“ rief der Indier, und seine Augen flammten; ein convulsivisches, fast unmerkliches Zittern durchflog seinen Körper und er gab mit dumpfer Stimme zur Antwort: „Diesen Namen hat mein Ohr seit Jahren nicht mehr vernommen — o, es hoffte ihn auch nicht mehr zu hören, er sollte nicht mehr ertönen vor den Ohren Jussuf's — war nicht so die Abrede, Herr?“ setzte er mit fragendem Tone und einem lauernden Blicke hinzu.

„Die Verabredung war nicht ganz so," entgegnete ruhig der Graf. „Weißt du noch, als dein Gooror dich mir empfahl, der alte Bhurtotes, der furchtbare Erdroßler im Dienste der Göttin Kalee Davey?"

„Ja, dessen Blut floß auf Euern Befehl."

„Auf den Ausspruch des Gerichtes, Jussuf, den ich gezwungen war, vollziehen zu lassen, fast so, wenn auch ganz anders, wie Ihr gezwungen waret, die Aussprüche der finstern Göttin zu vollziehen; es war eine Nothwendigkeit, denn er durfte nicht leben, hatte er doch über 200 Mordthaten eingestanden."

„Ja, ja, es war ein großer und berühmter Burka," murmelte der Indier, und bei dieser Erinnerung belebten sich zusehends seine Augen.

„Wie er mir sagte," fuhr der Graf nach einer längern Pause fort, „bewiesest du bei der Vollziehung eurer furchtbaren Gelübde und bei euren Thaten um den Aussprüchen der Göttin Kalee gehorsam zu sein, einen seltenen Grad von Kaltblütigkeit und Gewandtheit."

„Es ist so, Herr," gab der Indier zur Antwort, nachdem er einen eigenthümlich murmelnden Ton ausgestoßen. „Ich war nicht lange unter den Sotahs, das sind Leute, die den Auserwählten ins Netz locken — zu den Lughas, die wie Ihr wißt, die Todten forttragen und mit der heiligen Hacke sein Grab graben, gehörte ich nur kurze Zeit — und als ich Shumseeas geworden, welche die Pflicht haben, dem zum Tode Bestimmten Hände und Füße zu halten, erbarmte mich der Unglückliche, da der Erdroßler selbst seinen Dienst schlecht versah, und ich vollzog sein Amt, um das Opfer

auf die kürzeste und sicherste Weise in den Himmel zu befördern."

„Du selbst bist aber nicht der Sohn eines Thugs?"

„Nein, Herr, ich wurde als vierjähriger Knabe bei einem großen Opfer verschont, an dem die Göttin meine Eltern und Verwandten verschlang."

„Und hattest du keinen Abscheu vor dem Dienste der Kalee?"

„Abscheu?" fragte der Indier verwundert, „gewiß nicht, Herr; man gab mir schon als Kind von dem heiligen Zucker, und ich fand den Dienst der Göttin süß und ehrend, wie alle meine Freunde und Bekannten, die zu dem Orden der Thugs gehören. Leider blieb ich nicht lange unter den Burkas, man machte mich zum Tillas, und ich begleitete als Wegweiser oder Dolmetscher die Karawanen, unter denen sich unsere Opfer befanden. — Aber, Herr," setzte Jussuf nach einer längeren Pause, während welcher der Graf nachsinnend vor sich hingeschaut, hinzu, „erlaßt mir diese Erinnerungen, sie ist ja vorbei, jene glänzende Zeit. Hier wo die Sonne so selten ihre erwärmenden Strahlen schickt, wo keine Palmen gedeihen noch der süß duftende Lotus, wo die Sterne nur mit bleichem, unsicherem Lichte schimmern, vernimmt man kein Zeichen der großen Göttin Kalee-Davey."

„Nein, nein, man vernimmt es nicht," versetzte rasch der Graf, wie aus einem tiefen Traume aufschreckend, „es wäre entsetzlich, wenn man es vernähme."

„Entsetzlich? O nein," versetzte der Indier mit funkelnden Augen. „Welche Wonnen müssen dem nach seinem Tode bestimmt sein, den die Göttin durch ein Zeichen begnadigte, daß sie ihm hieher folgte über Länder und Meere, um ihn

zu erwärmen und zu begeistern in dieser kalten, dunkeln Welt!“

Der Graf hatte sich erhoben und blieb nach einem Gange durch das Zimmer an einem der Fenster stehen, wo er den Vorhang aufhob und in die finstere Nacht hinausschaute. „Ja,“ sagte er, wie zu sich selber, indem er seine einzige Hand auf das Herz drückte, „es ist hier so frostig und dunkel und würde unerträglich sein ohne ihre belebende Wärme — ihre süße Wärme, die ich theilen sollte mit jemand, o nein — o nein. Was nützt ihm, der im Grabe liegt, jene Wärme? Die Hitze des Vesuv würde nicht im Stande sein, seine kalten Glieder zu beleben. Der im Grabe ruht? Und doch zieht es mich immer zu ihm hin. Noch einmal will ich ihn anschauen, um nicht zu vergessen das Bild desjenigen, dem Françoise ihre erste, vielleicht ihre einzige Liebe zugewandt.“

Rasch wandte er sich um, öffnete mit zitternder Hand die Cassette und ließ noch einmal die Feder des Medaillons spielen. Lange betrachtete er hierauf das kleine Bild, und während er es betrachtete, verfinsterten sich seine Blicke immer mehr und die Narbe auf seiner bleichen Stirne schwoll dunkelroth an.

Daß der Indier im Zimmer war, schien er ganz vergessen zu haben. „Wenn du noch lebtest,“ rief er aus, „es wäre fürchterlich! Todt mußt du sein, todt, todt!“ Und er ließ das Medaillon, ohne den Deckel zu schließen, wieder in die Cassette zurückfallen.

Wieder trat er an das Fenster, legte die heiße Stirne an die kühlen Scheiben. „Kalt, kalt, hier und dort,“ murmelte er zwischen den Zähnen, „o mein Gott, gib mir nur Ruhe — Ruhe.“

Er seufzte tief auf und fuhr dann, an Jussuf gewandt, fort: „Um die Nacht sind wir fast betrogen und auch den kleinen Rest derselben wollen mir meine zuckenden Nerven streitig machen, ich fühle das — gib mir Opium!"

„Ihr habt mir verboten, daß ich Euch ein Pulver mischen soll," entgegnete der Indier.

„Ja, ja," rief der Graf unmuthig, „aber heute brauche ich es, um nicht wahnsinnig zu werden; mische mir ein Pulver, wobei ich einschlafe; erzähle mir von unsern Zügen durch Kaschmir."

Der Indier richtete sich rasch vom Boden auf und ging aus dem Zimmer, während sein Herr den seidenen Schlafrock von seinen Schultern herabgleiten ließ, hierauf die Thür, die er vorhin verriegelt hatte, leise wieder öffnete, um in das Nebenzimmer zu lauschen, und sich alsdann langsam und scheinbar ruhig auf seinem Bette ausstreckte.

Jussuf kam nach einigen Augenblicken wieder und reichte dem Grafen eine kleine Krystallschale mit einer trüben Flüssigkeit, die jener rasch leerte und sich wieder auf das Kissen zurücklegte, wobei er seine beiden Arme unter den Kopf schob.

„Lösche die Lichter, nur die kleine Nachtlampe soll brennen bleiben, und erzähle mir von Kaschmir."

Jussuf ließ sich vor dem Bette auf den Boden nieder, und that wie ihm befohlen. Mit leisen monotonen Worten sprach er in blühenden Bildern von Kaschmir, von den klaren Fluten des Dschelum, der kühlend durch die Stadt fließt, von dem Berge Takt-Soliman, der sie überragt, der ihr die murmelnden Bergquellen sendet, und von dem schönen Thale rings umher voll Rosen, Lilien und Tänzerinnen.

Ein seltsames Lächeln überflog zuckend die Züge des Schlafenden.

Der Indier horchte noch eine Zeit lang, und als sein Herr keine Bewegung machte, welche ein Erwachen desselben andeutete, beugte er sich über ihn hin, beschaute ihn lange und aufmerksam und wandte sich dann dem Tische zu, wo die Cassette mit dem kleinen Bilde stand. Auf dieses warf er einen langen, forschenden Blick, und murmelte dann: „Vergessen werde ich es niemals, das Gesicht dieses Mannes, welches das Herz meines Herrn mit so tiefem Schmerz erfüllt, dem er den Tod gewünscht.

„Möge dein Schlummer sanft sein und fröhlich dein Erwachen," sprach er alsdann leise gegen den Schlafenden gewandt, wobei er seine beiden Hände erhob und hierauf das Gemach verließ.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Dr. Henderkopp und Familie.

Wenn schon die gewöhnliche Ausstattung des Wurstladens der Frau Wittwe Speiteler (der Wurst-Königin, die Firma hieß eigentlich: Josua Speiteler, selige Wittib) vom Herbst bis zum Frühjahr ein Glanzpunkt der Balkengasse war, ein Stolz für die häufig vorübergehenden Bewohner dieser Straße, ein Triumph für sämmtliche Straßenjungen dieses mit Kindern reich gesegneten Stadtviertels, welche hier beim Anblick all' der Herrlichkeiten, ihren an sich schon unmäßigen Appetit verrätherischer Weise noch zu schärfen pflegten, so war doch in diesen letzten Tagen hinter den zwei großen Spiegelscheiben, die sich auf dem alten, finstern Hause rechts und links von der verwitterten, narbigen Hausthüre ausnahmen wie klare Brillengläser auf der Nase eines verschrumpften alten Mannes, so Ungeheures geschehen, ja ein solcher Glanz, ein solcher Reichthum entwickelt worden, daß die Vorübergehenden, welche von der Veranlassung zu einer so ungewöhnlichen Ausstellung keine Ahnung hatten, kopf-

schüttelnd die alte Firma über der Hausthüre betrachteten, ob dort nicht vielleicht ein neuer Name prange, und ein junger rüstiger Nachfolger des Josua Speiteler selige Wittib entschlossen sei, den elegantesten Laden ähnlicher Art in den reichsten Stadtvierteln keck ein Paroli zu biegen.

Aber da oben in der Firma hatte sich so wenig geändert als im Allgemeinen in der Person der regierenden Wurstkönigin selbst, die auch in corpulenter Majestät, blühend wie der Vollmond, wenn er eben erst aus der Nebelschichte des Horizontes emporgetaucht, nach wie vor hinter ihrem Ladentische stand, und in behaglichem Schmunzeln und mit einem mehr oder minder freundlichen Wort ihre verschiedenartigen Kunden bediente.

Genauere Bekannte wollten bemerkt haben, daß sie seit einem Vierteljahre selten mehr ihre alten geblümten Kattunkleider trug, ja daß sie sich sogar zu einer seidenen Schürze verstiegen hatte, und daß die handbreiten Streifen und Spitzen ihrer Haube stets blendend weiß waren, außerordentlich gestärkt und mit bunten Bändern versehen, welche nicht selten über ihren fetten Nacken hinabflatterten. Dabei schwebte häufig, auch wenn sie sich allein im Laden befand, ein Lächeln der ausgesprochensten Zufriedenheit um ihre Lippen; die Knechte sprachen mit Begeisterung von dem Wohlwollen der sonst so strengen Meisterin, und der Lehrjunge hatte im Schlachthause erzählt, daß er die Wurst-Königin, und noch dazu am hellen Tage, habe singen hören:

„Guter Mond, du gehst so stille
Durch die Balkengasse hin.“

Und die Veranlassung von alle dem? —

Da wir es von jeher verschmäht haben, die Aufmerk-

samkeit unserer geliebten Leser auf eine unerlaubte Art zu spannen, wie es manche andere Erzähler zu thun für nothwendig halten, so wollen wir auch hier geradezu mit der Sprache herausgehen, und bitten zu diesem Zweck den geneigten Leser, durch die offene Thüre einen Augenblick in den Laden hinein zu lauschen, wo vor der Wurst-Königin ein alter Herr steht mit einer ärmlichen fuchsigen Perücke auf dem Kopfe, einfach, aber sauber angezogen, irgend ein pensionirter Beamter, der sich täglich etwas Wurst zu seinem Abendbrode holt. Zu diesem hören wir Frau Wittwe Speiteler die denkwürdigen Worte sagen: „Also Sie kennen meinen zukünftigen Schwiegersohn, den Herrn Doctor und Director? Nicht wahr, es ist das ein außerordentlicher Mann?“

Ja, geneigter Leser, die Veranlassung zu dem außerordentlichen Glanze, in welchem sich während der letzten Tage der Wurstladen in der Balkengasse befand, war die Verlobung der einzigen Tochter mit dem berühmten Doctor Henderkopp, Director einer Privat-Irren-Anstalt, Mitglied mehrerer gelehrten und ungelehrten Gesellschaften, Besitzer der Medaille für Kunst und Wissenschaften, welche ihm erlaubt war, an einem rothen Bande da zu tragen, wo andere Leute ihren Orden zu zeigen pflegen.

Die Vermählung sollte in acht Tagen statt finden, die Familie und Freundschaft war dazu aufgeboten, und zu dieser höchst ehrenvollen Umwandlung der Fräulein Sophie Speiteler in Frau Directorin Henderkopp wurden mit einem halben Dutzend Näherinnen in einem paar Stuben im ersten Stocke, so wie in Küche und Keller von der würdigen Wittwe selbst ganz außerordentliche Vorbereitungen getroffen.

Was wir von diesen Vorbereitungen genießen können,

ist freilich vor der Hand nur die Ausstellung des Ladens, die schon der Mühe werth ist, einige Minuten angeschaut zu werden. Wie in der Welt alles von einem soliden Mittelpunkte ausgeht, so auch hier, und obendrein hatte jedes der großen Spiegelgläser seinen Mittelpunkt für sich und bildete so eine eigene Ausstellung; auf der linken Seite mehr für derbere Gaumen und Mägen berechnet, auf der Rechten mehr für zartere Wesen, die ein feines Schweineknöchelchen einer vor Gesundheit und Fett strotzenden Wurst vorzuziehen pflegten.

Dort bei den derberen Genüssen bildete ein künstlich aus Fett modellirtes Schwein den eben erwähnten Mittelpunkt: seine Hauer, Klauen, ja sogar die Nase waren vergoldet, und im geöffneten Munde trug es einen Lorberzweig, wahrscheinlich als zarte Anspielung der Lorbern, welche sich Dr. Henderkopp durch sein verdienstvolles Wirken gesammelt. Dieses Schwein ruhte auf einem Piedestal, an dem man in Haut-Relief verdienstvolle Leute aus der ehrsamen Metzgerzunft sah, welche eine ungeheure Wurst trugen, unter der geschrieben stand:

„Wir tragen beim Feste die Riesenwurst,
Drum haben wir auch so großen Durst.“

Von diesem Mittelpunkte aus breiteten sich nach allen Seiten die Genüsse, welche das nützliche Thier, das wir unverdienter Maßen wegen seiner genialen Unsauberkeit verachten, zu gewähren im Stande ist: angeschnittene und ganze Schinken, deren Schwarten durch künstliche Einschnitte sich auf wunderbare Weise tätowirt darstellten, kühle, glänzende Sulzen und Hachés mit rothen und gelben Rüben, Gurken, rothem spanischem Pfeffer, Petersilie und zierlichen weißen

Zwiebeln, mosaikartig so prachtvoll hergerichtet, daß selbst einem nicht hungrigen Beschauer das Wasser im Munde zusammenlaufen mußte; unten, zwischen Wurst-Guirlanden in allen Farben, in gelb, weiß, hell- und dunkelbraun, stand ein trotziger farcirter Schweinskopf so kühn und mit solchem Erfolge herausfordernd, daß man sich unwillkürlich nach Messer und Gabel umsah, um ihm zu Leibe zu gehen. Alles dies war poetisch verbunden und die allenfallsigen Lücken ausgefüllt durch frische Immergrün-Kränze und blühende Blumen in Töpfen.

So die linke Seite des Ladens. — Wenden wir uns jetzt zu der rechten, und es wäre wahrhaftig keine Entweihung, wenn über der verbindenden Hausthür die Worte ständen:

„Wo Hartes sich mit Weichem bindet,
Da gibt es einen guten Klang."

War links das Reelle, so war rechts das Ideal, dort die strotzende Kraft, hier die weise Hingebung im Mittelpunkte der großen Spiegelscheibe, repräsentirt durch ein Lamm, zierlich aus weißer Butter gefertigt, welches auf seinem Kopfe als rührende Anspielung einen Myrtenkranz trug, über dessen Rücken eine himmelblaue Decke herabhing mit den Buchstaben S. und E., Sophie und Edmund, und dessen Fußgestell eine ländliche Scene zeigte, das Einfangen eines fetten Hammels auf giftig grüner Wiese, aus dessen Munde, — aus dem des Hammels nämlich, — die Worte zu kommen schienen:

„O, daß sie ewig grünend bliebe,
Die Wiese mit dem grünen Triebe!"

Wer hierin nicht augenblicklich die so zart verdeckte Anspielung herausgeschmeckt hätte, wäre wahrlich ein Barbar gewesen.

Ach und wie paßte hier alles zu dem weißen Butterlamme. Die sanft geringelten feinen Würstchen, die zierlichen Ferkelfüßchen, obgleich etwas wassersüchtig angeschwollen, Kalbs- und Schweineroulaben mit den schönen Farben, grün, weiß und roth: Unschuld, Liebe, Hoffnung, die ja so vollkommen das Bild und den Verlauf einer glücklichen Ehe repräsentiren. Vergessen wir vor allen Dingen hier nicht der schlanken Würste in silbernen Hülsen mit blauen Bändern zu einer strahlenden Guirlande vereinigt, die kleinen zitternden Sulzen aus Formen hervorgegangen, welche ihnen Rosen und Vergißmeinnicht aufgeprägt. Betrachten wir insbesondere als Seitenstück zu dem obenerwähnten trotzigen Schweinskopfe hier das allerliebste kleine Spanferkel in künstlichen Rosen gebettet, das sanft geringelte Schwänzchen mit einem rothen Band verziert, das kleine süße Maul aufgesperrt — durch eine zierliche Citrone — ja sehen wir nach dort und hier, und wer ein fühlendes Herz im Busen trägt, wird auch zwischen Schweinskopf und Spanferkel der beiden Fenster den rührend-sinnigen Zusammenhang nicht vermissen, der sich dem zarten Gemüthe eines empfänglichen Metzgerknechtes vielleicht unbewußt entwand.

Daß auch hier Blätter und Blumen zur Ausfüllung nicht fehlten, versteht sich von selbst, doch waren auch darin die beiden Gedanken durchgeführt. Wie dort zackigen Farrenkräutern schwere Astern entblühten, sah man hier die zierlich herabhängenden Blumen der Fuchsien; wie sich dort eine brennende Nelke zwischen dunklem Immergrün schreiend hervorthat, sah man hier zwischen feinen Mimosen die letzte weiße Rose.

Frau Wittwe Speiteler war in dem Augenblicke, von

dem wir hier reden, nicht in dem Laden. Ein Ladenmädchen wirthschaftete an ihrer Stelle, sie selbst war in ihre Privatwohnung im ersten Stock gegangen, nicht hinten hinaus zu den Näherinnen, sondern vorn hinaus in ihr Staatszimmer, wo man die alten Damastmöbel ihres weißen Kattun-Ueberzuges entledigt hatte, wo man die beiden künstlichen Blumensträuße in den zwei Vasen sorgfältig abgestaubt hatte, wo die Luft allerdings etwas moderig roch, wo aber frisch gewaschene Vorhänge dem an sich düstern Zimmer einen festlichen Anstrich verliehen.

Dort saß Frau Wittwe Speiteler, angethan mit einem etwas knapp gewordenen blauseidenen Kleide, die dicken Hände, an denen man einige Ringe bemerkte, so breit und quatschelig auf der schwarzseidenen Schürze ausgelegt — als wollten sie eine Fortsetzung der Ladenausstellung bilden.

Neben ihr, auf einem auffallend nahe gerückten Stuhle befand sich Fräulein Sophie Speiteler, ein kleines schmächtiges Wesen, welches so gar nichts von der robusten Haltung und dem energischen Auftreten der Mutter hatte. Sophie hielt gerne die Hände über dem Schooß gefaltet und liebte es, ihre blauen Augen niederzuschlagen. Sie war das einzige Kind der kurzen, aber an sich glücklichen Ehe ihrer Mutter mit ihrem Vater und das vollkommene Ebenbild des letztern, so weit nämlich eine Tochter dem Vater ähnlich sehen kann. Von ihm hatte sie das Hände-Falten, wozu er gern zu seufzen pflegte, auch das Augen-Niederschlagen, und außer vielem Andern auch noch die Gewohnheit, daß sie schreckhaft zusammenfuhr, wenn die Mutter sich heftig räusperte.

Freilich nannte Frau Wittwe Speiteler diese Schüchternheit ein angenommenes Wesen und behauptete, bei ihr, so

wie bei ihrem seligen Manne sei das Sprichwort anwendbar: Stille Wasser sind betrügerisch. Im Uebrigen war Sophie in alles Wissen einer bürgerlichen Haushaltung eingeweiht, war, wie ihre Mutter selbst zu sagen pflegte, was Schönheit anbelangt, vor Ah! und vor Pfui! bewahrt und hatte das nicht unbeträchtliche Vermögen beider Eltern zu erwarten — ein Magnet, der ihren Bräutigam mächtig angezogen.

Gegenüber den beiden Damen, in sicherer, selbstbewußter Nachlässigkeit nur die Hälfte des Stuhles einnehmend und den rechten Arm über die Lehne herabhängen lassend, saß Herr Dr. Henderkopp, ein Mann von dem glücklichen Alter zwischen dreißig und vierzig; er war schlank und seine Gestalt hatte nichts Außerordentliches, sie war nicht dick und nicht mager, wie man deren unzähligen begegnet, ohne sich zu der Frage veranlaßt zu fühlen, wer das wohl sein könne; auch trieb sein Kopf nicht besonders zu solchen Forschungen an: er hatte ein gewöhnliches, blasses, etwas dickes, vollkommen glatt rasirtes Gesicht mit einem auffallend spitzen Kinn, eine gewöhnliche Nase, schlichtes, hellblondes, über die Ohren herabhängendes Haar, einen gewöhnlichen, etwas großen Mund, ganz gewöhnliche graue Augen und zwei nicht sehr auffallende, gewöhnliche Ohren. Um aber dieser Gewöhnlichkeit seines Gesichtes, deren er sich wahrscheinlich bewußt war, etwas Piquantes zu verleihen, trug er hellblaue Brillengläser von gewöhnlichem Fensterglas, hob die Augenbrauen gern hoch empor, was ihm aber statt eines gedankenvollen, oft ein lächerlich erstauntes Ansehen gab, und liebte es, wenn er über etwas nachdachte, seinen Mund zusammen zu ziehen und pianissimo zu pfeifen oder vielmehr zischend

die Luft zwischen den Lippen hervorzustoßen, wobei er dann gern seine Augen schloß, um in seinen tiefen Betrachtungen durch den Anblick der übrigen gemeinen Welt nicht gestört zu werden. — Doch wurden wieder diese Erscheinungen, welche den tiefen Denker verkündigen sollten, etwas gemildert durch ein wohlwollendes Lächeln, welches fast beständig seine Züge erheiterte und sagen zu wollen schien: O, diese komische, alberne Welt, wie hoch fühle ich mich über ihr erhaben, und doch, welch' Mitleid bewegt sich in meinem großen Herzen über diese gemeine, im Staube kriechende Alltäglichkeit!

Er hatte den linken Fuß über den rechten gelegt und bewegte seinen tadellosen Stiefel taktmäßig auf und ab. Eben so wenig, wie an diesem Stiefel war auch an dem ganzen Anzug des Doctor Henderkopp das Geringste auszusetzen. Er ging gewöhnlich ganz in Schwarz gekleidet, und wenn er zuweilen einmal in Beinkleidern und Weste eine Farben=nuance machte, so war dies in Grau oder Braun. Er scheute alle hellen Farben, und nur aus dem Grunde, weil sie dem Ernst und der Würde in dem Aeußern eines Mannes Ein=trag thäten. Was er sich vielleicht im Sommer erlaubte, war ein grauer Strohhut mit schwarzem Bande, doch trug er auch diesen nur innerhalb der Grenzen seiner Anstalt; was er dagegen zu zeigen nie unterließ, war das rothe Band seiner Medaille, welches er als Schleife im Knopfloche ganz mit dem Anstande eines wirklichen Ordens trug, häufig so=gar doppelt an Rock und Paletot. Würdig und ernst war auch sein ganzes Auftreten, man sah ihn nur einherwandeln mit festem, feierlichem Schritte, das Haupt entweder betrach=tend dem Himmel zugekehrt oder nachsinnend der Erde.

Frau Wittwe Speiteler schien eben etwas gesagt zu haben,

was in ihren Augen von großer Wichtigkeit war, weßhalb sie ihr Erstaunen ausdrückte, daß es auf den zukünftigen Schwiegersohn so wenig Eindruck zu machen schien.

Dieser erwiderte: „Meine liebe Madame — zu dem Worte Mama hatte er sich noch nicht entschließen können — das, was Sie glänzende Verhältnisse nennen, konnte in keiner Weise auf mich da influiren, wo nur Einverständniß des Herzens gepaart mit den Ansichten der Vernunft maßgebend sein kann. Die Familie Henderkopp," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „obgleich sie niemals das war, was man reich im gewöhnlichen, gemeinen Sinne nennt — sehr reich dagegen an Adel des Herzens und Erhabenheit der Gesinnung — die meisten Mitglieder der Familie Henderkopp, wollt' ich bemerken, waren so glücklich, so viel Gediegenheit in sich zu besitzen, um sich mit einfachen, sorglosen Existenzen zu begnügen; ich gedenke dabei natürlich nicht meines Großoheims, des holländischen Admirals van Henderkopp, oder seines Neffen, des Vice-Staats-Secretärs von Batavia, eben so wenig, als des Banquiers Henderkopp in Rotterdamm; das sind Ausnahmen," setzte er achselzuckend hinzu, „und doch nur Männer, deren großer Einfluß und unermeßliches Vermögen sie nie daran gehindert haben, im Grunde ihres Herzens schlichte, ächte und rechte Henderkopp's zu sein; ja, meine liebe Madame, darauf wollen wir hinarbeiten, in dem Bündnisse, das wir eingewilligt haben, mit Ihrer Fräulein Tochter zu schließen. Hat die gute Sophie Glücksgüter, wird sie ein unabhängiges Vermögen besitzen, gut dann, gut, es kommt einer Zukunft zu Statten, die ich nicht gern näher hier bezeichnen möchte. — Sie hat Vermögen, wie Sie sagen — bei diesen Worten schloß er seine Augen, lächelte eigen-

thümlich und zuckte, wie, um seine Gleichgültigkeit zu bezeugen, mit den Achseln — gut dann, gut, ich werde es ihr verwalten als ein treuer Haushalter; in meinen Augen aber macht sie das nicht um ein Atom werthvoller, nicht um den Begriff eines Stecknadelkopfs."

Madame Speiteler war augenscheinlich verblüfft durch die lange und salbungsvolle Rede; sie, deren Zunge sonst durchaus nicht um eine Antwort verlegen war, strich, ohne anfänglich eine Silbe zu erwidern, ein paar mal mit den Händen über ihre Schürze und sagte dann fast kleinlaut: „Aber Sie werden an der Sophie eine brave, fleißige und doch demüthige Frau haben."

„Vortreffliche Eigenschaften, auf die ich gerechnet," sagte der Director der Privat-Irren-Anstalt mit hoch emporgezogenen Augenbrauen, „fleißig und demüthig, so schilderte ich auch meine Braut der großen Familie Henderkopp, und nur dadurch, daß ich feste Bürgschaft übernahm für diese Eigenschaften meiner Braut, gelang es mir, Vorurtheile zu überwinden, Meinungen zu brechen, die — die — die — über die wir nicht weiter reden wollen. Die Familie Henderkopp, ohne in den Fehler eines absurden Hochmuths zu verfallen, war doch zu allen Zeiten sehr wählerisch in den Verbindungen, welche sie einging, und es darf Sie durchaus nicht verletzen, meine liebe Madame Speiteler, wenn ich Ihnen später einmal den Brief des Admirals van Henderkopp vorlege, in dem der ewige Refrain auf Schilderungen meiner guten und liebenswürdigen Braut dahin lautet: Aber vergiß nicht, mein Cousin, du erhebst sie zu einer Henderkopp! — Doch reden wir nicht mehr davon," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, während welcher sein Gesicht ein strahlendes, die ganze ordinäre

Welt mit allgewaltiger Liebe umfassendes Lächeln zeigte, „schweigen wir darüber — abgemacht!“

Fräulein Sophie Speiteler schien förmlich niedergedrückt zu sein von der Größe des Glückes, welches sich so strahlend vor ihren Augen aufthat; zuweilen seufzte sie, aber fast unhörbar, und blickte auch wohl ihre Mutter an, die mit Bewunderung auf den Schwiegersohn schaute, welcher Worte sprach, so schön und wohlklingend, so vornehm und so stolz, daß sie kaum ein Drittel davon verstand und durch dieses Drittel momentan vollkommen überzeugt wurde, welche Ehre es für ihre Tochter, Frau Dr. Henderkopp zu werden, die Nichte eines reichen Banquiers, eines Vice-Staats-Secretärs, und die Großnichte eines Admirals.

„Wie gesagt,“ nahm der zukünftige Schwiegersohn nach einem kurzen Stillschweigen das Wort wieder auf, „reden wir vor der Hand nicht mehr von diesen Verhältnissen, die Sache ist arrangirt, und Sie können versichert sein, daß die Frau Director Henderkopp, wenn sie es verstehen wird, sich die Liebe und Achtung ihres Mannes zu erhalten, von der bedeutenden und vornehmen Familie desselben nach jeder Richtung hin anerkannt werden wird; reden wir von gewöhnlichen Dingen, von dem, was unter den gegebenen Verhältnissen doch erwähnt werden muß.“

Ein abermaliges Achselzucken, von einem bezeichnenden Lächeln begleitet, bewies deutlich, wie sehr sich Doctor Henderkopp über die gewöhnlichen Alltäglichkeiten des Lebens erhaben finde.

„Ach ja, lieber zu etwas Reellem; glauben Sie mir, lieber Herr Schwiegersohn, man kommt doch immer wieder

darauf zurück, und so vernünftig und schön auch alle die vortrefflichen Worte klingen, die wir von Ihnen zu hören gewohnt sind, so ist doch auch wahrhaftig das solide Fundament — bei diesen Worten patschte sie mit ihrer zusammen gelegten rechten Hand in die offene Fläche der linken, wobei sie sehr rasch und bezeichnend wiederholt den Daumen über den Zeigefinger schob — doch gewiß nicht zu verachten."

Doctor Henderkopp machte lächelnd eine abwehrende Bewegung mit seiner Rechten.

„Papperlapapp," rief gutmüthig die Wittwe, welche jetzt wieder festen Boden unter ihren Füßen fühlte, „einmal muß man darüber reden, und da es Ihnen unangenehm ist, dann lieber so rasch, als möglich. Sophie erhält bei ihrer Verheirathung zwanzigtausend Gulden in Staatspapieren, die Sie übernehmen können, wann Sie wollen, und wenn ich einmal sterbe —"

„Sprich nicht davon, Mutter," sagte die Braut in einem ängstlichen Tone, „wahrhaftig lieber gar nichts haben, als durch eine solche Veranlassung!"

„Ach was, Kindereien," entgegnete Madame Speiteler, wobei sie im Gefühle von Kraft und Gesundheit vergnügt um sich blickte, „auch davon muß man reden, es ist der Lauf der Welt, junge Leute können sterben, alte müssen sterben; aber wenn es an mir liegt," fuhr sie mit einem ziemlich schallenden Gelächter fort, „so soll das nicht so bald geschehen, und der Herr Schwiegersohn," sie klopfte ihm fühlbar mit ihrer dicken Hand auf die Schulter, „soll noch etwas warten müssen, ehe er mindestens noch einmal so viel bekommt, als seine Mitgift."

Doctor Henderkopp schien unzart berührt durch den der-

den Ausdruck von Lustigkeit der alten Dame. Er machte ein Gesicht, als habe er mit einem schlechten Zahn auf ein festes Sandkorn gebissen, und blickte scheu um sich, ob auch niemand die Vertraulichkeit gesehen, welche sich Madame Speiteler gegen ihn herausgenommen.

Sophie schien Blick und Pantomime verstanden zu haben. Sie preßte ihre Lippen auf einander und senkte den Kopf noch tiefer hinab. Nicht so die alte Dame; diese erhob heiter ihr Haupt, schlug in ihre Hände, daß es laut patschte, und sagte mit freudestrahlendem Gesichte: „Gewiß, Sophie, das soll ein ganz angenehmes Leben werden. Drunten die Friederik' im Laden läßt sich ganz gut an, ich bekomme dadurch Zeit genug und besuche Euch, so oft ich kann; dann sitzen wir draußen zusammen in dem Garten und ich helfe dir in der Haushaltung."

„Ach ja, Mutter, das soll mich recht freuen," entgegnete Sophie aus Grund ihres Herzens.

Doctor Henderkopp hielt seine Hand vor den Mund und hüstelte leicht, wobei er süß lächelte. „Gewiß," sagte er mit süßer Stimme, „liebe Madame, werden Sie uns besuchen, zuweilen, wenn wir gerade zu Hause sind; da aber meine Frau," fuhr er wichtig fort, „voraussichtlich eine ausgebreitete Bekanntschaft haben wird, so wollen wir uns alsdann über die Tage verständigen, wo wir für Sie zu Hause sein werden, damit Sie keinen Fehlgang machen."

„Werde ich mir daraus etwas machen?" rief die Wittwe lustig. „Sehen Sie mich an, mir kann Bewegung nur nützlich sein, und wenn ich Euch auch nicht zu Hause treffe, nun, so sehe ich nach der Wirthschaft und warte, bis Ihr nach Hause kommt. — Später," setzte sie hinzu, indem sie hände-

reibend mit einem glückseligen Blick vor sich niederstarrte, „sind dann noch andere Geschäfte — genug, genug,“ unterbrach sie sich, „ich werde gewiß willkommen sein mit meinem großen Korbe voll Rauchfleisch, delicaten Würstchen und Ferkelfüßchen.“

Doctor Henderkopp schien zwischen seinen schlechten Zähnen noch immer das fatale Sandkorn zu spüren. „Ja, ja,“ meinte er alsdann mit einem sauren Gesichte, „das wird sich alles finden, vor der Hand möchte ich aber noch ein paar Worte reden über die Einladungen zu der Hochzeits-Feierlichkeit. Wollen Sie denn nicht, meine liebe Madame,“ setzte er in fragendem Tone hinzu, „meinem Wunsche gemäß diese Feierlichkeiten klein und still, zum Beispiel mit einer Trauung im Hause oder in der kleinen Kirche meiner Anstalt und einem Dejeuner von ein paar guten Freunden vor sich gehen lassen?“

Sophie schaute zum ersten Mal in die Höhe und richtete einen ängstlichen Blick auf ihre Mutter, die einen Zoll zu wachsen schien und ihren Kopf mit solcher Energie emporhob, daß die breiten Spitzen ihrer Haube sich ordentlich zu sträuben schienen wie das erzürnte Gefieder eines Truthahns. „Nein, Herr Schwiegersohn,“ sagte sie in sehr entschiedenem Tone, „darüber, meine ich, hätten wir zur Genüge hin und her gesprochen, mein einziges Kind wird nicht nur so im Haus, im Verborgenen getraut, sondern in der Kirche vor unserem heiligen Altar! Dann wird hier so zahlreich zu Mittag gegessen, als dieses Zimmer Platz hat; sechs und zwanzig Leute können wir unterbringen, davon gehen ab wir drei, der Pfarrer, die Pfarrerin und ihre Tochter, macht sechs, und drei Brautjungfern, macht neun, bleiben siebzehn,

wovon ich Ihnen für Ihre Verwandtschaft und Freunde zehn Plätze überlassen habe und nur sieben für mich behalte, was doch wahrhaftig aller Ehre werth ist. Sollte sich der Herr Admiral oder der Herr Banquier, wie Sie gemeint haben, vielleicht doch noch mit ein paar guten Freunden einfinden wollen, so wäre es allerdings eine große Ehre für mich und meine Tochter und könnten wir in dem Falle dort im Nebenzimmer einen Tisch decken für ein paar jüngere Leute aus der Freundschaft, die sich daraus nichts machen würden."

Dr. Henderkopp schien nach einigen Anstrengungen eine bittere Pille glücklich hinabgewürgt zu haben, und nachdem sich die Wolken auf seiner Stirne verzogen, lächelte er wieder in unverwüstlicher Heiterkeit und erwiderte: „Ja so, ein Tisch im Nebenzimmer wäre für alle Fälle ein Ausweg; ich hoffe, Sie werden mich nicht mißverstehen, meine liebe Madame, aber die Familie Henderkopp, welche außer ihren Kreisen wenig Bekanntschaften sucht, noch macht, eben so einige meiner vornehmen Freunde, die anderen Schichten der Gesellschaft ziemlich ferne stehen, werden es dankbar erkennen, wenn die Hochzeit ihres Vetters und Freundes nicht allzusehr gemischt ist."

„Verzeihen Sie mir," unterbrach ihn die Wittwe, „wir wollen darüber weiter keine Worte verlieren, Sie und Sophie zehn, ich sieben, so wird es recht sein, nicht wahr?"

„Machen wir zwölf und fünf, meine liebe Madame, dabei sind Sie ja noch immer im Vortheil, und das Verhältniß stellt sich, Sophiens Freunde, die ja auch die Ihrigen sind, abgerechnet, wie sechs zu dreizehn."

Er hatte wohl bei sich überlegt, daß es ihm keine beson-

dere Mühe machen würde, über die sechs Plätze seiner Braut nach eigenem Gutdünken zu verfügen.

Glücklicher Weise schien Madame Speiteler sich den Begriff des Wortes „gemischt“ nicht besonders klar gemacht zu haben, auch begegnete sie einem bittenden Blicke ihrer Tochter und sagte deßhalb in ihrer gutmüthigen Weise: „Nun meinetwegen denn, darauf soll es mir nicht besonders ankommen, ich kann ja immerhin noch im Nebenzimmer decken lassen, und wenn uns auch eine Thüre trennt, so wollen wir doch mit Gottes Hülfe an diesem schönen und feierlichen Tage recht vergnügt sein.“

Vor der Hand entsprach das Aussehen der Braut dieser Voraussetzung der Mutter durchaus nicht; sie erhob sich mit einer ziemlich gedrückten Miene, als der Bräutigam nun aufstand, und reichte ihm fast widerstrebend ihre Hand.

„So bleibt es denn dabei,“ sagte dieser in salbungsvollem Tone, „daß unsere Hochzeit heute über zehn Tage statt finden wird. Die nothwendigen dreimaligen Verkündigungen von der Kanzel werden morgen noch einmal besorgt werden, die Papiere sind in Ordnung, und so,“ setzte er mit seinem milden Lächeln hinzu, „steht denn unserem Glück nichts mehr im Wege.“

Sophie hatte sich plötzlich gegen ihre Mutter gewandt, hatte ihre Arme um deren Hals geschlungen, und da es der guten Frau vorkam, als höre sie ihr Kind leise schluchzen, so füllten sich auch ihre Augen mit Thränen.

Kann man es einer Braut wohl übel nehmen, wenn ihr Herz ernste Gefühle erfüllen, in dem Gedanken an den Tag, wo sie aus dem Vaterhause scheiden, wo ihr Leben sich fortan in fremden und so geheimnißvollen Kreisen bewegen

soll? Ihre Brust durchzittert ein Gefühl wie Lust, mit Schmerz gepaart, denn ach, wie oft gleicht der Hochzeitstag einer dunkeln Stunde!

Der zukünftige Schwiegersohn des Hauses, der als ein feiner Mann wohl fühlte, daß es indiscret sei, hier bei Austausch der mütterlichen und kindlichen Gefühle der Dritte im Bunde sein zu wollen, er, der trotz der wichtigen Auseinandersetzungen schon mehrmals nach der Thüre geschielt, drückte jetzt seinen Hut mit beiden Händen gegen die Brust, neigte seinen Kopf und lispelte mit weicher Stimme: „Auf Wiedersehen denn, theure Sophie! Adieu, meine liebe Madame!"

Beide aber waren nicht in der Stimmung, darauf etwas zu entgegnen, vielleicht hörten sie diese Worte gar nicht einmal, das Mädchen hing bebend in den Armen seiner Mutter, und die rauhe, starke, oft so rücksichtslose Frau, der es übrigens nicht an einem gefühlvollen Herzen fehlte, drückte ihre Lippen fest und innig auf die Stirne ihres Kindes, und sagte mit fester Stimme: „Sei gescheit, Sophie, mein Mädchen, wir haben das ja gehörig überlegt und du bist ja recht aus freien Stücken damit einverstanden. Du magst ja deinen Bräutigam gut leiden, liebst ihn wohl auch ein wenig, und da er gewiß ein würdiger und braver Mann ist, so wirst du glücklich sein; dann," setzte sie mit einem bezeichnenden Lächeln hinzu, „dann hast du ja auch mich, ich werde dir fest zur Seite stehen, darauf kannst du dich verlassen. Heitere dich jetzt auf, betrachte alles wie ein vernünftiges Mädchen, wenn ich auch begreiflich finde, daß du dich jetzt ernst gestimmt fühlst. Du lieber Gott, mir ist es gerade so ergangen. So muß man sich doch nicht unterkriegen lassen, und denke, daß wir alle Hände voll zu thun haben."

Sophie preßte einen Moment ihr Taschentuch gegen die Augen, und blickte dann tief nachsinnend durch die Fenster an den Himmel empor. Ach, ihr war so Manches in dem Benehmen ihres Bräutigams aufgefallen, was sie mit Schmerz erfüllte, doch stahl sich durch ihre trüben Gedanken ein allerdings nicht sehr frohes Lächeln auf ihre Züge, aber es war doch ein Lächeln, das aufblitzte, wenn sie bedachte, wie er der Meinung sei, daß sie so gar nie und bei keiner Veranlassung einen eigenen festen Willen haben werde. Sie glaubte, das besser zu wissen, wenn nur diese Selbstkenntniß keine Täuschung war.

„Soll ich dir etwas helfen, Mutter?" fragte Sophie nach einer Pause, als Letztere sich an eine der schweren Eichenholzcommoden, die im Zimmer standen, begeben und die Schubladen, trotz ihres knarrenden Widerstrebens, leicht herauszog, um dort nach weißer unzerschnittener Leinwand zu sehen.

„Jetzt nicht," gab die Mutter zur Antwort, „ich habe Einiges zu überlegen, und will dir später sagen, wie wir's machen wollen. Gehe einen Augenblick hinauf zum alten Schweizer und sieh nach deinem Brautkleid, das wird dich zerstreuen. Wiederhole ihm noch einmal, daß er mir an Band und Spitzen gar nichts sparen soll."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Eine Lustspielscene.

Folgsam, wie immer, verließ Sophie, ohne weiter ein Wort zu entgegnen, das Zimmer und stieg langsam in den vierten Stock hinauf, wo sie an der Thür des Damenkleidermachers langsam anklopfte.

„Herein!“ rief eine frische Kinderstimme.

Die Braut trat in das ärmliche Gemach, wo der alte Meister, wie fast immer, zusammengebeugt auf seinem Arbeitstische saß. Neben ihm befand sich das kleine Bübchen, welches wieder vollkommen wohl zu sein schien, denn wenn es auch noch ein wenig bleich aussah, so blickten doch seine klaren Augen frisch um sich her, und es lächelte freundlich, als das junge Mädchen in das Zimmer und an den Tisch trat. Das Kind hatte eine der großen Scheeren in der Hand, zwischen derer Schneiden es sorgfältig ein Stückchen Zeug legte und dann den Versuch machte, mit beiden Händchen die schweren Eisen zuzuklappen, wobei der Schneider nie unterließ, mit seiner dünnen, näselnden Stimme auszurufen:

„Aufgepaßt, Finger weg!“ Diese Ermahnung durfte auch nie fehlen, und darin schien bei dem Kleinen gerade das Hauptvergnügen zu bestehen, denn ehe das Kind die Eisen zuklappte, blickte es immer erst schelmisch lächelnd zu dem alten Manne auf.

„Aha,“ sagte dieser, als er das junge Mädchen eintreten sah, „Jungfer Sophie kommt, nach ihrem Kleid zu sehen; Frau, reich mir einmal den Stoff herüber und Bänder und Spitzen.“

„Es ist noch nicht zugeschnitten?“ fragte die Braut.

„Wo denkt Ihr hin, Jungfer Sophie?“ Er hatte seine Kneifbrille von der Nase genommen und neben sich hingelegt, worauf er sie lächelnd mit seinen beiden Augen anblickte. „Wir haben ja zehn Tage, und so delicater weißer Atlaß darf nicht lange Zeit herumgezerrt werden. Das nimmt man die letzten vier Tage vor, schneidet's zu und macht's fertig, ohne es wieder aus der Hand zu legen. Ihr glaubt doch nicht etwa, wir werden Euch in Verlegenheit bringen?“

Dieses „Euch“ betonte er so ausdrucksvoll, daß das Bübchen, welches unterdessen die Kneifbrille aufgesetzt hatte, dieses Wort begierig auffaßte und ernst und gravitätisch sagte: „Nein, wir lassen Euch nicht im Stich, darauf könnt Ihr Euch verlassen.“

„Ja, kleiner Prinz,“ bemerkte lächelnd der Meister, „du wirst uns helfen und dann kann es nicht fehlen.“

Das junge Mädchen war näher zum Tische getreten, hatte ihren Arm um den Hals des kleinen Knaben geschlungen und küßte sein blondes, lockiges Haar. „Gott sei Dank,“ sagte sie, „daß es dir wieder gut geht, ich habe recht Angst um dich gehabt, als du krank wurdest.“

„Und warum hast du Angst gehabt?" fragte das Kind.

„Nun, wenn man sehr krank ist, so kann man ja auch sterben müssen."

„O, ich sterbe nicht so leicht und eher nicht, bis meine Mutter da ist; Tante Rosa hat's gesagt und ich hab's gehört."

„Was wird sie gesagt haben, kleiner Schelm?" sprach der Meister, und dabei schlug er ihm sanft auf die Wange, so daß die Kneifbrille herabfiel, worüber das Kind fröhlich lachte und die Brille wieder aufsetzte, die ihm dann der alte Mann auf dieselbe Art wieder herabschlagen mußte.

Die Frau des Schneiders hatte unterdessen den Atlaß ausgebreitet, Band und Spitzen daneben gelegt, und Sophie erklärte sich nach kurzem Besinnen und Betrachten mit allem einverstanden. Sie hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen, den ihr die Meisterin gebracht, und schien, die Hände in den Schooß gelegt, noch etwas plaudern zu wollen.

„Wie geht es denn Eurem Miethsmann?" fragte sie nach einer Pause; „nicht wahr, der Arzt meint, es seien keine schweren Verletzungen?"

„Nicht gefährlich, wohl aber schwer," erwiderte die Frau des Schneiders, welche am Tische stand und die Seide, die Bänder und Spitzen wieder sorgfältig zusammenpackte; „er sagte, der Herr Bander habe einen harten Kopf, sonst wäre es vorbei mit ihm gewesen."

„Habe ich auch einen harten Kopf?" fragte das Bübchen.

„Nein, keinen harten, aber zuweilen einen bösen Kopf," erwiderte lächelnd die Frau.

„Es kommt das von dem rasenden Fahren her, was die vornehmen Leute nun einmal nicht lassen können," meinte der Schneider achselzuckend, „neulich wäre es mir auch fast passirt,

daß mich so ein Wagen umgefahren hätte. Gerechter Gott, um mich selbst wär's am Ende kein großer Schaden gewesen, aber ich hatte ein Rosaseidenkleid in der Schachtel — denkt nur, wenn ich das hätte ersetzen müssen!"

„Liegt der Herr Bander zu Bette?" fragte das junge Mädchen.

„Nein, auf dem Sopha," sagte der Knabe in bestimmtem Tone, „wenn du ihn sehen willst, will ich ihn dir zeigen."

„Das würde sich nicht schicken," sagte Sophie, nachdem sie das Kind auf seine frischen Lippen geküßt, „wenn ich zu einem jungen Herrn aufs Zimmer ginge."

„Warum würde sich das nicht schicken? Tante Rosa hat ihn ja auch gesehen," meinte das Kind.

Die Frau des Schneiders gab dem Kinde einen leichten Klapps, wobei sie sagte: „Du bist ein kleiner Schwätzer; Tante Rosa hat nur draußen an der Thür gestanden, um zu hören, was der Arzt sagte. Der arme junge Mensch hat sie in seinem Unglück sehr interessirt."

„Und wen sollte er nicht interessiren?" warf der Meister dazwischen, „zwei Unglücke an Einem Abend. Hatte er doch geglaubt, er müsse ein großer Sänger sein, und wenn man ihn so hörte, klang es auch gar nicht übel; aber auf dem Theater singen, ist doch etwas ganz Anderes."

„So," rief das Kind, indem es die schwere Scheere auf den Tisch niederlegte, „jetzt will ich meinen Freund Bander besuchen und meinen Freund Richter; sie machen mir Schlitten und Pferde, und einen großen Drachen, wenn nächstens der Wind wieder geht." Damit erhob es sich auf dem Tische, spreizte seine Hände weit aus einander und ließ sich laut

lachend in die geöffneten Arme der Frau Schweizer fallen, die ihn herzlich küßte und dann auf den Boden niederließ.

„Ehe du aber ins Zimmer gehst, mußt du vorher anklopfen," rief sie ihm nach, als er aus der Thür hinausging, worauf er vom Gange her erwiderte: „Ja, aber mit dem Fuße, das klingt besser."

So that er denn auch, als er über den langen Gang hinweggeschritten war, von dem man in die benachbarten tiefen Höfe hineinblickte, und an die Stubenthür gelangte, hinter welcher Herr Bander und Herr Richter wohnten. Den dort Befindlichen schien diese Art zu klopfen auch sehr bekannt und der Besucher angenehm, denn es wurde nicht nur alsbald gerufen: „Komm herein, kleiner Bösewicht!" sondern auch die Thür von dem Herrn Richter geöffnet, welcher hinzusetzte: „So, mein Sohn, wenn auch kein süßes Saitenspiel in deiner Macht steht, so bist du doch vielleicht im Stande, durch liebliches Geplauder Saul's finstern Geist zu erheitern."

„Ja, Saul ist finster, finster, finster,
Ihn plagt ein tückisches Geschick!"

„So ungefähr müßte es in ähnlichem Falle in einer Oper von dem edlen Judenkönige heißen."

Herr Bander lag ausgestreckt auf einem Sopha, welches ihm der Vermiether dieser ärmlichen Wohnung, der Schneidermeister Schweizer, aus freiem Antriebe hingestellt, über welchen Fall unbegreiflicher Großmuth und Aufmerksamkeit Herr Richter eine halbe Stunde lang Recitative gesungen hatte. Ja, es war noch Unglaublicheres geschehen, denn der alte Meister, welcher sich sonst um seine Miethsleute nie viel bekümmert hatte, nöthigte dem Kranken einen warmen Haus-

rock, so wie ein Paar neue Pantoffeln um beispiellos wenig Geld mit kaum nennenswerthen Abschlagszahlungen fast mit Gewalt auf, und so ruhte der Verwundete, behaglich eingehüllt, die Füße mit dem kurzen Mäntelchen seines Freundes bedeckt, und streckte lächelnd seine Hand dem schönen frischen Knaben entgegen, welcher nicht unterließ, augenblicklich zu fragen: „Wie geht es dir heute, Vander? Ist es dir recht, daß ich gekommen bin?“

„Du weißt wohl, daß du mir stets willkommen bist,“ sagte der Kranke, wobei er seine Hand ausstreckte und den blonden Kopf des Knaben pätschelte.

„Hast du Schmerzen?“ fragte dieser.

„Nein, mein Sohn, Gott sei Dank.“

„Du wirst also nicht sterben?“

„Ich hoffe, dieses Mal nicht,“ entgegnete lachend Herr Vander.

„Nein,“ fuhr das Kind mit einem wichtigen Tone fort, „dieses Mal wirst du nicht sterben, weil du einen harten Kopf hast.“

„Wer hat dir das gesagt, kleiner Medicus?“ fragte Herr Richter unter lautem Lachen, indem er näher trat.

„Alle haben es gesagt,“ erwiderte das Bübchen, während es die Beiden mit großen Augen ansah, „alle, der Meister Schweizer und die Frau und die Sophie unten und Tante Rosa; nein,“ verbesserte er sich aber im gleichen Augenblicke, „Tante Rosa hat es nicht gesagt, die war gar nicht da, heute nicht, und den ersten Tag, wo du auf dem Bette lagst und die Augen zu hattest und so bleich warst, und wo der Mann mit dem Eisen neben dir stand, der dir am Kopfe krabbelte, da hat sie auch nichts gesagt — aber sie hat geweint.“

„All' ihr Heiligen, ein Abenteuer! — Kann ich dafür, daß mich die Damen vom Hofe verfolgen überall, schrumm, singt Raoul; kleiner Mann, wer ist Tante Rosa?"

„Sei stille, Richter, du machst das Kind ja confus mit deinen dummen Recitativen; wenn du überhaupt nur endlich vernünftig werden wolltest!"

„Ich habe noch lange hin, bis zu vierzig Jahren," versetzte der unverbesserliche College.

„Sage mir, lieber Sohn," fragte der Kranke den Knaben mit sanfter Stimme, „wer ist denn Tante Rosa?"

„Nun, Tante Rosa ist eben Tante Rosa."

„Wohnt sie bei Euch?"

„Nein, aber sie kommt, so oft sie kann, und bringt mir Gutes und Spielsachen."

„Ist Tante Rosa schon eine alte Frau?"

„Alt? Das weiß ich nicht, aber sie ist größer als ich, größer als Sophie und größer als die Frau Schweizer, gewiß, so groß;" er streckte sein Aermchen aus, so hoch er konnte.

„Aber sie ist nicht alt, wie die Frau Schweizer?"

„Beim Eid," sagte Herr Richter mit allen Zeichen von Ungeduld, „wenn man gescheit sein will und ist es doch nicht! Du willst wissen, ob Tante Rosa alt oder jung ist; laß mich den Kleinen fragen."

„Dabei wird was Gescheites herauskommen," sagte der Verwundete achselzuckend.

Herr Richter hatte eine theatralische Stellung angenommen, seine rechte Hand unter die Weste gesteckt und sagte mit einer Stimme, die süß klingen sollte: „Lieber Eugen, wem gibst du am liebsten einen Kuß, der Frau Schweizer, der Sophie oder deiner Tante Rosa?"

Der Knabe versetzte mit einem Blick, als wolle er sagen, diese Frage beantworte sich doch von selbst: „Nun, meiner Tante Rosa.“

„Und warum, kleines Kußmaul?“

„Warum? Nun, Tante Rosa ist Tante Rosa, und hat so klare, freundliche Augen, ich streichle ihr gern das Gesicht, weil es so fein und glatt ist, und am liebsten schlafe ich ein, wenn sie mich auf den Schooß nimmt und an sich drückt, da ist es wärmer, als in meinem Bettchen.“

Herr Richter schaute seinen Freund mit einem Blicke an, als wollte er sagen: wirst du jetzt meinen Scharfsinn bewundern? und als jener reden wollte, forderte er ihn durch eine wahrhaft majestätische Handbewegung zum Schweigen auf und fuhr gegen den Knaben gewandt fort: „Was hat denn deine Tante Rosa für Kleider? Ist sie angezogen wie Frau Schweizer?“

„Du fragst einmal dumm,“ sagte der Knabe mit Entschiedenheit, „Frau Schweizer hat ihr graues Kleid immer an, aber Tante Rosa hat unter ihrem dicken Tuche oft so was Gutes und Feines, oft so was Glattes, das kracht.“

„Aha, Atlaß,“ sagte Herr Richter offenbar befriedigt von seinem außerordentlichen Scharfsinn.

„Oder auch was Anderes, das fühlt, das fühlt sich so arg weich und warm an, daß ich gerne darüber streiche.“

„Sammt!“

„Zuweilen hat sie auch ein Kleid, und das ist mir das liebste, das hat eine dicke Schnur mit einer großen Quaste, und mit der darf ich spielen.“

„Du kleiner glücklicher Schelm,“ meinte Herr Richter

mit einem behaglichen Lächeln, „und diese Schnur ziehst du wohl auseinander?"

„Halte gefälligst dein Maul," sagte der Kranke ernst, „laß jetzt deine Fragen sein, und wenn du etwas Gescheites thun willst, so feuchte meine Umschläge an, sie sind ganz trocken geworden."

„Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen," entgegnete der College, that aber so, wie ihm geheißen, denn er nahm die Umschläge vom Kopfe seines Freundes, benetzte sie mit einer Feuchtigkeit, welche er aus einer Flasche darauf goß, und legte dann die Leinwandlappen wieder auf das Haupt des Kranken, und alles das machte er mit einer wahrhaft rührenden Sorgfalt, rückte auch die Kissen zurecht, und als Herr Vander Lust zeigte, sich etwas aufzurichten, nahm er ihn sanft unter den Armen und hob ihn in die Höhe.

„Du, Richter," sagte der Patient nach einer Pause, „hat unsere Wäscherin noch nicht das Tuch zurück gebracht, welches mir eine mitleidige Hand an jenem unglücklichen Abend um den Kopf gebunden?"

Der Gefragte schüttelte mit dem Kopfe. „Es war so voll Blut," sagte er alsdann, „daß unsere edle Wäscherin, Frau von Kärcher, behauptete, das müsse langsam und sorgfältig behandelt werden, besonders da es von so außerordentlicher Feinheit sei."

„Denk aber daran, und daß sie es uns so bald als möglich zurück gibt; ich will es wie eine Reliquie aufheben."

„Ja, wir wollen es unter Glas und Rahmen thun, und davor sitzen, uns mit unserer heißen Phantasie die Finger

vergegenwärtigen, welche das Tuch um dein verletztes Haupt gewunden. Was die seidene Schärpe anbetrifft, mit der man dich ebenfalls geschmückt, so habe ich sie auch der Frau von Kärcher zum Reinigen gegeben. Diese sah leider nicht weniger trostlos aus, und es war wahrhaftig jammerschade um das feine seidene Gewebe; möchte nur wissen, wer der Schutzengel gewesen ist? Frau von Springer, die dich gebracht —"

„Wer?" fragte der Kranke ärgerlich.

„Nun, die Springer, laß mir diese Grille, oder wenn es dir so lieber ist, unsere Obstfrau an der Ecke, die Springer, eine brave Frau, welche mir einen mäßigen Credit bewilligt, da sie wohl weiß, daß ich als edler Spanier bezahlen werde, sobald ich bei Geldern bin. Du, lieber Freund," unterbrach er seinen pathetischen Ton durch seine gewöhnliche Sprechweise, „das muß ein famoses Gefühl sein, wenn man so ohne alle Heuchelei und Selbsttäuschung mit vollem Munde, so recht fett sagen kann: meine Gelder, meine Kasse, ich werde die Summe auf einen meiner Banquiers anweisen, a—a—a—ah!" Er wischte sich den Mund ab, als habe er etwas sehr Saftvolles genossen. „Wenn ich aber dieses Gefühl auch nicht habe," fuhr er nach einer Pause heiter fort, „so besitze ich dafür Zufriedenheit, und weiß mich nicht nur zu begnügen, sondern habe auch Phantasie genug, mir bei ganz ordinären Genüssen die wunderbarsten Dinge einzubilden, so zum Beispiel: Wenn ich jetzt meinen Pfeifenkopf mit einem in der That miserablen Kraut stopfe und den Dampf von mir blase, so wird es mir gar nicht schwer, das glückselige Gefühl zu haben, als rauche ich eine immense Havannah, eine ächte unverfälschte Puros."

„Die habe ich dir nun nicht anzubieten," versetzte der Kranke lächelnd, „wenn du aber mit meinen Cigarren fürlieb nehmen willst, greif zu, dort stehen sie."

Herr Richter schüttelte langsam mit dem Kopfe, während er fortfuhr, seine Pfeife zu stopfen, und erwiderte dann: „Behalte deine Cigarren für deine Genesung und für die famosen litterarischen Arbeiten, die wir zu unternehmen gesonnen sind. Du bist ein ganz fertiger Verschwender; die Vierteljahrsgage, welche dir von einer hohen Theaterintendanz als linderndes Pflaster für Gemüth und Kopf zugesandt wurde, wird früher zur Neige gehen, als dir selbst lieb ist. Deßhalb spare, mein guter Freund, rauche du hie und da von deinen Cigarren und lasse mir meinen Portorico extrafein. — Hast du Lust, etwas zu schreiben, oder ist vielleicht dein Kopf wüst und leer?"

„Ja, schreib etwas," sagte das Kind, das sich neben seinen kranken Freund in die Kissen des Sopha's gedrückt hatte; „sage ihm, wie neulich," wandte es sich direct an Herrn Bander, „so allerlei Sachen, die er dann nieder schreiben muß, das ist so lustig."

„Na, lustig finde ich das Schreiben gerade nicht," meinte Herr Richter, „aber was thut man einem Freunde nicht zu lieb?"

Herr Bander starrte finster vor sich hin: „Ist das nicht auch," sprach er nach einer Pause, „wieder ein verfehltes Unternehmen, wie schon so Vieles, was ich angefangen? O, ich werde nie auf eine bescheidene Höhe des Lebens kommen. Ich rolle abwärts — abwärts — tief hinab."

Herr Richter hatte ein kleines Tischchen, welches neben dem Claviere stand und worauf Schreibmaterialien lagen,

etwas näher gerückt, einen Stuhl davor gestellt und sich auf denselben niedergelassen. Als er hierauf an der Feder herumschnippelte, sagte er: „Wie du undankbar bist! Bist du bisher nicht immer die Treppe hinaufgefallen? Als ein armer Handlungsbeflissener fielst du in das Spirituosen-Gewölbe hinein, was von dir durchaus kein geistreicher Einfall war, brachst den Arm und fandest an deinem Schmerzenslager einen sogenannten wohlwollenden Kunstmäcen und Freund, der deine Stimme wunderbar fand, der dir kärgliche Mittel verschaffte, viel zu wenig zu lernen, und erhobst dich alsdann zu jenen fatalen Brettern, wo du immerhin, auch nach deinem Durchfall, im Chor immer noch als Stern erster Größe hättest glänzen können. Du fielst aber auf deinen glücklicher Weise harten Kopf, wie unser kleiner, gescheiter Freund dort gesagt, und bist nun endlich zu der herrlichen Idee gekommen, deine Kräfte so anzuwenden, wie du es schon früher hättest thun sollen, Feder und Papier zu mißbrauchen und ein Schriftsteller zu werden, im Speciellen ein Lustspieldichter, zu dem du, wie ich fest überzeugt bin, ganz außerordentliche Anlagen hast."

„Es gab auch Leute," erwiderte der Kranke düster, „die mir einredeten, ich hätte eine vortreffliche Stimme, und wenn ich aufträte, so müßte ich die ungetheilte Bewunderung des Publikums erringen."

„Das waren schlechte Freunde," versetzte Herr Richter sehr entschieden. „Hast du von mir je dergleichen gehört? Habe ich dir nicht im Gegentheil immer gesagt, deine Stimme sei passabel und du müßtest noch viel lernen? Nur ein einziges Mal glaubte ich dich aufzurichten und ermuthigen zu müssen, das war an jenem Tage, nicht wo du mir Treue

geschworen, wie Hans Heiling singt, vielmehr an jenem Tage, dem jener verhängnißvolle Abend folgte, wo —

„Der Mufti uns befohlen hat —
Befohlen hat — befohlen hat — zu melden dem Kalifen,"

sang er mit voller Kraft jene fatale Stelle, und fuhr dann kopfschüttelnd fort: „Es ist immer ein Unglück, wenn man Anfängern eine Rolle gibt, und ist doch oft nicht anders möglich, wo sie nur einmal und unbedeutend zu thun haben, und zum Beispiel im zweiten Acte keine Gelegenheit, um durch etwas Glanzvolles die Scharten auszuwetzen, welche sie im ersten Acte erlitten. — Dein Unglück, lieber Freund —"

„Lassen wir das," unterbrach ihn Herr Vander rasch, „bleibe es in der Vergangenheit und sei vergessen! Laß' mich dafür deinen Worten von vorhin glauben, als habe ich jenen Fall gethan, um mich darauf glänzend zu erheben. Wahrhaftig, lieber Freund, wenn ich so allein nachgrüble, so denke ich immer, es sei vielleicht eine gute Fee gewesen, die mir an jenem Abend erschienen, die mein Haupt mit ihrer Zauberschärpe umbunden — vergiß' nur nicht," unterbrach er sich selber, „daß wir sie bald wieder bekommen, die Schärpe nämlich. Was die Fee anbelangt, so hoffe ich, daß es mir mit ihr geht, wie in den Märchen gebräuchlich; sie wird mir noch in ein paar Verkleidungen erscheinen, ich muß die Feuer- und Wasserprobe durchmachen und dann —"

„Fällt der Chor ein," sagte Herr Richter lustig:

„Bassa Selim lebe lange,
Ehre sei sein Eigenthum,
Seine holde Scheitel prange
Voll von Jubel, voll von Ruhm!"

„Dann legt irgend ein alter Vater, der zufällig zum

Vorschein kommt, eure Hände in einander, und sie lispelt, wie am Schlusse jeder ächten und gerechten italienischen Komödie: Padre mio, madre mia, noi siamo felice, date ei la vostra benedizione! Worauf der edle Vater mit tiefer Stimme zur Antwort gibt: Si, carissima mia figlia, la virtù è sempre recompensata!"

„Das klingt gerade so, als wenn Tante Rosa zuweilen mit der andern schönen Frau spricht, die mich so gern hat," sagte das Kind wie zu sich selber, indem es dabei in seiner Beschäftigung fortfuhr, die Bänder an den groben Ueberzügen des Sophas auf- und zuzuknüpfen.

„Was ist denn das für eine Dame?" fragte Herr Richter, durch diese Worte aufmerksam gemacht.

„Ich weiß es nicht," erwiderte der Knabe kopfschüttelnd, „aber ich sehe sie oft, sie hat mich lieb, und ich habe sie auch lieb, nur weint sie oft, wenn sie mich küßt — und sie küßt mich sehr viel, sagt dann auch: o mein liebes Kind, o mein süßer Eugen."

Herr Richter wechselte rasch einen Blick mit dem Kranken, der aber eine lebhafte, verneinende Bewegung mit der Hand machte, und dann seinem Freunde, der wieder eine Frage stellen wollte, in die Rede fiel: „Laß das sein, frage das Kind nicht aus, nimm lieber dein Papier zur Hand, wir wollen versuchen, noch eine Scene zu skizziren."

„Ja, es ist besser, wenn du endlich einmal schreibst," sagte das Bübchen mit großer Entschiedenheit, „so erfahren wir was Neues."

Herr Bander richtete sich aus seiner Sophaecke auf: „Ich habe über den Titel nachgedacht, Anfangs sträubte ich mich dagegen, aber ich glaube, er läßt sich doch gebrauchen —"

„Und?“

„Des Teufels Diener.“

„Nicht so übel.“

„Es ist freilich eine Aehnlichkeit da mit den Memoiren des Teufels oder des Teufels Antheil.“

„Wo kann man am Ende nicht eine Aehnlichkeit finden? Es ist ja, wie Ben-Akiba sagt, schon alles da gewesen. Skizzire nur den Plan, damit wir klar sehen, ob was zu machen ist. Mir hat der Gedanke nicht übel gefallen.“

„Ein junger, leichtsinniger Mann, ein Roué,“ dictirte Herr Vander langsam, „reich, von guter Familie, in Gesinnungen nicht unnobel, von Herzen nicht schlecht, der ein junges Mädchen —“

„Liebt,“ ergänzte Herr Richter, indem er seine Feder über das Papier fliegen ließ, „das versteht sich von selbst.“

„Befindet sich in der ersten Scene in einer furchtbaren Verlegenheit. Er ist in Gesellschaft, in einem vornehmen Hause, wo er Rücksichten schuldig ist, hat vielleicht gespielt, oder noch besser, hat einer schönen Frau, der er den Hof macht, versprochen, ihr diese oder jene wichtige Nachricht oder Auskunft zu verschaffen; es ist ihm alles daran gelegen, sein Wort halten zu können; er tritt von dem Hauptsaal in ein Vorzimmer, die Bühne, und vertraut dort einem Freunde die furchtbare Verlegenheit, in der er sich befindet — was er will, muß ich noch erfinden, es wird das aber nicht schwer sein; — der Freund ist eben so rathlos wie er.“

„Wäre es nicht weit besser,“ meinte Herr Richter, „wenn der junge leichtsinnige Kerl einen wichtigen Brief, den man ihm anvertraut, den er aber heute Abend übergeben soll, es kann ja seine künftige Laufbahn betreffen, verloren hat?“ —

„O ja, das ginge auch; er muß den Brief herbeischaffen, oder kann sich nicht mehr sehen lassen.

„Er ist ein junger Diplomat, der obendrein seiner Gesandtin den Hof macht, der Brief ist ihm von einem Courier für den Gesandten übergeben worden, er hat ihn, wie er glaubt, in seinen Paletot gesteckt, aber nicht gefunden. Seine Excellenz, der außerordentliche Gesandte und bevollmächtigte Minister, — man sieht ihn in weißer Halsbinde, Band und Stern ordentlich vor sich, wie er im Nebenzimmer steht, mit halbem Ohr auf ein Gespräch lauscht und erwartungsvoll nach der Thür blickt, durch welche sein Legationssecretär hereintreten muß, um den Brief zu übergeben —"

„Aber dieser Brief ist verloren."

„Ungeheure Verlegenheit," sagte Herr Richter schreibend.

„Der Freund entschließt sich, nach Hause zu eilen, um dort Schreibtisch und alle Taschen zu durchstöbern, der Andere bleibt in bodenloser Verlegenheit auf der Scene zurück."

„Auf — der — Scene — zurück," wiederholte der Schreibende.

„Da tritt ein schwarzgekleideter Herr, der bis jetzt, von den Beiden unbeachtet, an einem Fenster gelehnt, näher."

„Gut, gut," sagte Herr Richter, „es ist das ein sehr eleganter, etwas magerer Mann, bleich mit schwarzem Haar, ruhig, aber entschlossen in jeder Bewegung."

„So ist es. — Erlauben Sie einem Unbekannten, sich Ihnen mit ein paar vertraulichen Worten zu nähern.

„Mein Herr, ich habe nicht die Ehre —

„Wir werden uns kennen lernen; erlauben Sie mir aber, auf diese unsere spätere Bekanntschaft bauend, Ihnen jetzt schon einen guten Rath zu geben.

„Erlauben Sie, aber ich habe wahrhaftig nicht die Ehre —

„Der Fremde lächelnd," dictirte Herr Vander weiter, — „wie ich Ihnen schon bemerkte, wir werden uns näher kennen lernen, halten Sie aber weder mich noch meinen Rath für indiscret. — Der junge Mensch, ungeduldig nach der Thür blickend: Nun, ich höre Sie.

„Wenn man sich an einem fremden Orte zu Verlegenheiten bekennt, so ist es besser, sich umzuschauen, ob keine unliebsamen Zeugen da sind.

„Der junge Mann in kaltem Tone: Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß ich wohl weiß, wie leicht man belauscht werden kann, deßhalb sprach ich mit meinem Freunde so leise, daß niemand meine Worte verstehen konnte.

„Oder es müßte jemand sehr scharfe Ohren haben.

„Der junge Mann zweifelhaft lächelnd —"

Herr Richter unterbrach sein Schreiben einen Augenblick, indem er sagte: „Geben wir dem jungen Manne einen Vornamen, damit ich nur den Anfangsbuchstaben desselben hinzusetzen brauche. Sagen wir Edgar, das klingt romantisch."

„Meinetwegen, also."

„Halt einen Augenblick, ich habe noch eine Kleinigkeit; es ist unbedingt nothwendig, daß der Gesandtschaftssecretär, wenn er mit seinem Freunde spricht, diesen bei Seite zieht, um sich zu schützen, daß er nicht gehört wird; es tritt dann um so schärfer und auffallender hervor, daß der Unbekannte, des Teufels Diener, doch verstanden hat, was die Beiden geflüstert."

„Ganz richtig, — aber weiter."

„Edgar, zweifelhaft lächelnd," fuhr nun Herr Vander

zu dictiren fort, nachdem Herr Richter die Feder eingetunkt: „Und Sie wollen gehört haben, was ich meinem Freunde mitgetheilt?

„Vielleicht, vielleicht auch sonst erfahren, gleichviel. Da ich aber Antheil an Ihnen nehme, so gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Ihr Freund vergeblich nach Hause geeilt ist — den Brief, um den es sich handelt —

„Edgar erstaunt: Mein Herr, wie können Sie wissen?

„Der Unbekannte ruhig: Den Brief, um den es sich handelt, für Seine Excellenz den Grafen R. bestimmt, haben Sie verloren.

„Edgar: Das wäre entsetzlich.

„Verloren, und ich, indem er den Brief hervorzieht und übergibt, war der glückliche Finder.

„Edgar freudig erschreckend: Verzeihen Sie meine raschen Aeußerungen von vorhin; ja, er ist es: Handschrift, Siegel, das geheime Correspondenzzeichen. Wie soll ich Ihnen danken?

„Der Unbekannte ruhig aber verbindlich: Da wir uns später genauer kennen lernen, so werden wir auch Zeit zum Danken finden, jetzt aber verlieren Sie keine Zeit, der Inhalt dieses Briefes ist sehr wichtig.

„Edgar erstaunt: Sie wüßten darum?

„Der Unbekannte ihn sanft forttreibend: Vielleicht, aber eilen Sie, dort sehe ich Seine Excellenz nahen.

„Edgar, ehe er mit allen Zeichen des Erstaunens davon eilt: Werde ich Sie wieder hier finden, mein Herr?

„Gewiß, — eilen Sie! — Edgar ab.

„Dritte Scene. — Die Gesandtin und die Herzogin P. treten auf.

„Die Gesandtin: Glauben Sie mir, Herzogin, es muß etwas sehr Wichtiges sein, gab doch mein Mann selbst Seiner Durchlaucht zerstreute Antworten, während er nach der Thür blickte, ja, er ließ ihn wahrhaftig mit einer leichten Verbeugung stehen, sobald Edgar den bewußten Brief brachte.

„Die Herzogin: Werden Sie etwas erfahren?

„Die Gesandtin: Ich hoffe u. s. w., u. s. w.“

„Natürlich,“ meinte Herr Richter lächelnd, „wird sie etwas erfahren durch Edgar; die Herzogin muß auf das kleine Verhältniß anspielen. Du lieber Himmel, sie wird ja, auf Gegendienste hoffend, allen möglichen Vorschub leisten, nach dem bekannten Sprüchwort: manus manum lavat. — So, jetzt kannst du weiter machen, meine Seite ist trocken.“

„Was heißt das, was du eben gesagt hast?“ fragte das Bübchen gähnend.

„Das ist ein lateinisches Sprichwort,“ erwiderte Herr Richter, indem er mit dem Aermel eine noch etwas feuchte Stelle auftrocknete, „und heißt in richtiger deutscher Uebersetzung: Schlägst du meinen Juden, so schlag ich deinen Juden.“

„Laß deine Possen,“ sagte Herr Bander unmuthig, „du bringst mich aus meinem Concept.“

„Nun denn, weiter im Text.“

„Vierte Scene,“ fuhr Herr Bander fort zu dictiren, — „der Freund Edgar's stürzt athemlos herein, er hat den bewußten Brief in der Hand, wie er die Damen aber sieht, verbirgt er ihn rasch, indem er ihn in seinen Hut wirft, und will an den Damen vorbeieilen. Die Herzogin freundlich lächelnd: Ich hoffe, Herr von Werden, daß Sie sich wegen Ihres späten Kommens gründlich bei mir entschuldigen werden.

„Herr von Werden: Ich bitte Eure Durchlaucht, mir zu

verzeihen, aber ich hatte heute Abend schon die Ehre, mich Eurer Durchlaucht vorzustellen. Freilich war Eure Durchlaucht so umgeben, daß Sie unmöglich Ihres ganz gehorsamen Dieners ansichtig werden konnten.

„Die Gesandtin: Herr von Werden hat Recht, ich sah ihn schon vor einer Stunde im Salon.

„Die Herzogin: So that ich Ihnen Unrecht u. s. w. Kehren wir in den Salon zurück, geben Sie mir Ihren Arm.

„Die Gesandtin bei Seite: Ah so, die Herzogin wird mein Geheimniß bewahren. — Alle drei ab; indem Herr von Werden der Herzogin den Arm bietet, läßt er, ohne dessen gewahr zu werden, den Brief aus seinem Hute fallen, der Unbekannte lächelt triumphirend und hebt ihn auf, indem er sagt: Das ist über alle Erwartung gelungen; ein fester Faden angeknüpft und somit das Schwerste geschehen. Glück und Verstand sollen uns weiter helfen. Er geht ab.

„Findest du das ziemlich gut, Richter?“ unterbrach sich der Dictirende; „ich meine, es wäre spannend?“

„Ganz famos,“ erwiderte der Andere; „jetzt kommen natürlich in der folgenden Scene die beiden jungen Leute zurück, der Eine sucht den Brief, den er aus seinem Hut geworfen, der Andere will ihm begreiflich machen, daß er ja zu Hause habe gar keinen Brief finden können, da er bewußtes Schreiben von einem Unbekannten erhalten, der es gefunden und ihm zurück gegeben; und daß das Schreiben, welches er von dem Unbekannten erhalten und dem Gesandten übergeben, ächt sei, darauf will er schwören, denn er kennt ja Siegel, Handschrift und hat auch nicht vergessen nach dem geheimen Zeichen auf dem Umschlag zu schauen.“ —

Der Knabe hatte seinen blonden Kopf in die Kissen des

Sophas gedrückt und schläfrig mit den Augen geblinzelt, jetzt sagte er: „Aber das ist langweilig, was Richter da schreiben muß, da höre ich noch lieber, wenn er singt."

„Behüte Gott!" erwiderte der Chorist lachend, „daß hier das Sprichwort eintrifft: Kinder und Narren sagen die Wahrheit."

„Vielleicht hat er doch Recht," meinte Herr Bander düster, „ich glaube, mir fehlt die Kraft, ein gutes Lustspiel zu schreiben."

Herr Richter hatte die Feder neben sich hingelegt, streckte seine Beine gerade aus und steckte die Hände in die Hosentaschen. „Der Himmel gebe," sagte er hierauf, „daß es dir nie an einem edlen, aufopfernden und geistreichen Freunde fehlt, wie ich bin, welcher deiner Zaghaftigkeit als Sporn dient. Wer eine solche Scene skizzirt, wie du so eben gethan, der hat die Berechtigung, ein gutes Lustspiel zu schreiben. Was fehlt dir auch? Du kannst einen natürlichen und lebhaften Dialog machen, du hast die Theaterverhältnisse und die Bühne ziemlich kennen gelernt, und wenn du beim Schreiben oder Dictiren den Grundsatz festhältst, die Scene immer vor Augen zu haben, die handelnden Personen förmlich zu sehen und sprechen zu hören, so wird es dir mit meiner immensen Hülfe schon gelingen, was Ordentliches zu arbeiten, wie die Journalisten von ihren Freunden zu sagen pflegen."

„Und wenn ich etwas Ordentliches mache, wer wird es annehmen, wer wird es aufführen?"

„Jede Intendanz," gab Herr Richter entschieden zur Antwort, „und jede Theater-Direction, wenn du wirklich was Tüchtiges übergibst. Verkannte Genie's und Talente gibt es gar nicht, und jetzt, wo alle deutschen Schauspiel-Regisseure

auf gute Stücke hungrig wie die Wölfe sind, werden sie nichts Neues bei Seite legen, was wirklichen Gehalt hat. Freilich führt man von fünfzig Stücken, die geschrieben werden, kaum ein halbes Dutzend auf, aber gib dir einmal die Mühe, den größten Theil dieser eingesandten Meisterwerke durchzusehen. Ich war so glücklich, einen Blick in diesen Wust zu thun, da ich, wie du weißt, ein halbes Jahr auf der Theaterkanzlei zur Aushülfe im Schreiben mißbraucht wurde. — Legen wir unsere Geschichte aber jetzt bei Seite," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher er sah, daß sein Freund sich zurückgelegt hatte und die Augen schloß, „du bist ermüdet, man muß nichts übertreiben."

„Was das anbelangt, hast du Recht," gab Herr Bander zur Antwort; „sei so freundlich, nochmals meine Umschläge zu erneuern, und dann will ich versuchen, ein wenig zu schlafen."

„Thue das," erwiderte der Chorist; „ich habe ohnedies eine kleine Theaterprobe niedern Genres. Es ist kein fröhlicher Landmann oder ein biderber Ritter, den ich in der Oper darzustellen habe, auch nicht ein Hofherr oder Mörder im Schauder-Trauerspiel, sondern es hat mich getroffen, einen Ballet-Cavalier darstellen zu müssen im Gefolge eines sehr verliebten Prinzen, und ich muß schon im ersten Tableau sechsmal schaudern, achtmal pantomimisch ein höhnisches Lachen andeuten und viermal mit dem rechten Arme jene wegwerfende Bewegung machen, welche deutlich sagt: Geh hin, junges Scheusal, ich verachte dich. — Unseren kleinen Prinzen bringe ich zum Schweizer hinüber, lasse die Vorhänge herab und sehe in einer Stunde wieder nach dir."

Nach diesen Worten sorgte er noch einmal für die

Wunden seines Freundes, nahm den Kleinen an die Hand und summte im Abgehen, um dem lächelnden Knaben eine Freude zu machen:

„Ja, schlafen will er, schlafen,
Sidi-ben-Aben-Hamet;
Sidi-ben-Aben-Hamet
Will schlafen — schlafen — schlafen."

Damit schlich er leise aus dem Zimmer.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Tante Rosa und Rosa die Tänzerin.

Draußen auf dem Gange, der von dem Hinterhause ins Haupthaus führte, blieb der Knabe stehen und sagte zu seinem Begleiter: „Weißt du auch, was du mir neulich versprochen?"

Worauf Herr Richter mit großer Heiterkeit zur Antwort gab: „Mein lieber Prinz, ich habe in meinem Leben schon viele Versprechungen gemacht, die ich nicht immer im Stande gewesen bin, zu erfüllen. Fürchten wir, daß auch die dir gegebene darunter mit einbegriffen sei."

„Aber was man verspricht, das muß man auch thun, und du hast es mir fest versprochen, daß du es halten wirst, denn sonst mag ich dich nicht mehr und sehe dich auch gar nicht mehr an."

„Das wäre allerdings eine furchtbare Strafe; aber wollen Eure Hoheit, mein gnädigster Herr und Prinz, sich nicht deutlicher zu erklären belieben, was ich eigentlich versprochen?

Vielleicht ließe sich ein Arrangement treffen, und ich liebe in Versprechungen milde Arrangements."

„Du hast mir versprochen, mich einmal mitzunehmen auf die Theaterprobe und mich dort die großen Schwerter und Schilde sehen zu lassen."

„Dich einmal mitzunehmen, habe ich versprochen, mein Prinz? Ja, siehst du, das ist eine sehr vage Bezeichnung. Einmal kann heute sein, morgen, oder übers Jahr."

Der Knabe schüttelte heftig seinen Kopf und sagte mit entschiedenem Tone: „Du sollst mich aber heute mitnehmen, und so sollst du es mir versprochen haben."

„Eine eigene Art, Versprechen zu deuten," lachte Herr Richter; „nun, am Ende könnte ich deinen Wunsch erfüllen; aber, wird Herr Schweizer nichts dagegen einzuwenden haben? Du weißt, es bedarf seiner Erlaubniß, ob du mit jemand ausgehen darfst."

„Wir wollen ihn lieber nicht fragen!" erwiderte rasch der Kleine.

„Entschuldigen Sie, mein Prinz, ich glaube, es wäre doch besser, wenn wir ihn von diesem Wunsche in Kenntniß setzten, er hat so zuweilen seine eigenen Ansichten, und schon um meines kranken Freundes willen möchte ich mit unserem würdigen Miethsherrn nicht gern in Differenzen kommen."

„So laß uns ihn fragen," sagte der Knabe entschlossen. Damit faßte er den Choristen bei der Hand und zog ihn in die Wohnung des Schneiders, wo die Bitte vorgetragen, aber erst nach einigem Hin- und Herreden bewilligt wurde.

Der Schneider hatte die Brille abgenommen und den trüben Blick fragend auf seine Frau gerichtet. „Können wir

das wohl erlauben?" meinte er. „Was Sie, Herr Richter, anbelangt," setzte er gegen den Choristen gewandt hinzu, „so sind wir überzeugt, daß Sie gute Aufsicht über das Kind führen und ihm nichts geschehen lassen — wenn es nur recht ist, daß wir ihn ins Theater auf eine Probe gehen lassen."

„Bitte, bitte recht schön," sagte der Knabe.

„Verboten ist es uns nicht, ihn auf eine Theaterprobe gehen zu lassen, davon hat Herr Berger nie etwas gesagt."

„Daran hat er auch wohl nicht gedacht," sprach Herr Schweizer, „aber es ist ja nichts Schlimmes dabei."

„So darf ich?" rief der kleine Knabe jubelnd.

„Wenn Herr Richter verspricht, dich nicht aus den Augen zu lassen, und du folgsam sein willst, so kannst du schon mitgehen," entschied die Frau. „Aber wie lange kann es dauern?"

„O, eine Stunde oder höchstens anderthalb."

„Und Sie bringen ihn wieder hieher ins Zimmer?"

„Auf Cavaliersparole," versetzte Herr Richter, indem er die rechte Hand feierlich in seinen Busen steckte und den rechten Fuß, einer Theater-Attitude entsprechend, vorrückte, „auf Cavaliersparole, denn ein solcher bin ich laut des morgenden Theaterzettels."

Frau Schweizer hatte dem Knaben im Nebenzimmer ein Mäntelchen angezogen, auch einen hübschen Hut aufgesetzt, und nun gingen die Beiden mit einander fort, wobei Eugen auf der Treppe nicht unterließ, seiner Freundin Sophie, welche ihm begegnete, triumphirend zu berichten, daß er auf die Theaterprobe gehen dürfe und daß er ein Ritterschwert und einen Ritterhelm sehen werde.

Am Theatergebäude war es leerer, als bei gewöhnlichen Proben. Das Ballet war schon längst droben versammelt,

und die Herren und Damen vom Chor, welche oben beschäftigt waren, schlichen einzeln und verdrießlich die kleine halbdunkle Treppe hinauf, und Madame Schelle, welche mit der Madame Pauke zusammentraf, meinte mit einem Seufzer, es sei bald bei dem Theater nicht mehr auszuhalten; täglich die längsten Opernproben, die ein quälerischer Capellmeister nur ausdenken könne, nebst den ermüdendsten Vorstellungen, wozu man freilich engagirt wäre; auch könne man es sich schon gefallen lassen, hier und da im Trauerspiel eine anständige Hofdame vorzustellen, man habe ja die Gestalt und Würde dazu; „aber," fuhr sie ingrimmig fort, „da bei dem Ballet mitzuwirken, das sollte man einer ehrbaren Frau schon gar nicht zumuthen. Denke Sie sich nur, Pauke, was mich heute Morgens der boshafte Schelle fragt: ob ich auch morgen Abend in einem kurzen Röckchen herauskommen würde?"

„Empörend!" murmelte dumpf die Pauke. „Der Meinige wollte auch seine spaßhaften Bemerkungen machen, aber ich habe es ihm fast unter der Nase weggeschnitten."

„Sind das Ritterfrauen?" fragte eine helle Kinderstimme neben den beiden Choristinnen, und als diese sich nach dem naseweisen Frager umwandten, hörten sie zu ihrem nicht geringen Aerger Herrn Richter antworten:

„Nein, das sind ein paar alte Hexen, natürlicher Weise im Ballet; im Leben dagegen ist es die hochachtbare Frau von Schelle und die Frau von Pauke."

Daß sie ihren Collegen selbstverständlich keiner Entgegnung würdigten, war gewiß; doch grollte die Pauke, als sie im Halbdunkel der Bühne verschwanden: „Sie hat Recht, Schelle, es ist wahrhaftig nächstens keine Ehre mehr, auf dem

Theater zu dienen. Was hat der freche Richter da für einen Buben bei sich?"

„Weiß Gott," flüsterte die Schelle, „das genirt sich am hellen Tage nicht mehr, mit solchen Ablegern herum zu spazieren! — Zu unserer Zeit —"

„Ja, zu unserer Zeit — aber wird nicht von oben herab alles geduldet? Zu unserer Zeit sollte sich eine unterstanden haben, Monate lang so mir nichts dir nichts wegzubleiben."

„Und dann wieder mit zu singen und zu tanzen, als wenn gar nichts vorgefallen wäre."

„Damals hätten die Ordentlichen das schon gar nicht geduldet."

„Die Ordentlichen?" klingelte giftig die Schelle, „hat's denn bei denen noch Ordentliche? Ich kenne keine."

„Ich auch nicht, das weiß der liebe Himmel."

Der Schlund der halbdunkeln Bühne hat die beiden klagenden Hexen verschlungen, und wer sich die Mühe hätte geben wollen, nachzuforschen, würde sie gleich darauf gesehen haben, am Fuße einer Palme sitzend, und unter niederhangenden Bananenbüschen Strümpfe strickend.

Was ein Ballet ist, weißt Du vielleicht, geneigter Leser, aber gewiß ziemlich ungenau, und wir unserestheils würden uns in nicht geringer Verlegenheit befinden, wenn wir Dir mit kurzen Worten darüber eine genügende Aufklärung verschaffen müßten.

Man könnte allenfalls sagen, ein Ballet sei die Zusammenstellung einer Menge völlig unzusammenhängender Dinge, Personen, Situationen und Leidenschaften, bei denen es Verwegenheit wäre, eine vernünftige Folgerung zu verlangen,

bei denen ein Contrast den andern wieder aufhebt, bei denen dem Zuschauer zugemuthet wird, die unglaublichsten Dinge als ganz natürliche anzunehmen — ein Ballet ist ein Ding, wo die himmlischen Heerscharen und die Bewohner der Unterwelt dicht neben einander wohnen, wo Dolch und Giftbecher ganz alltägliche Dinge sind, wo Du aus dem starrenden Winter plötzlich in den heißen Sommer versetzt wirst, wo man mit einem Lächeln auf den Lippen stirbt, da man gewiß ist, im nächsten Tableau durch einen sanften Kuß wieder aufgeweckt zu werden, wo gute Feen, Dämonen und Hexen ganz gewöhnliche Dinge sind, wo alles das harmonisch verschmolzen wird durch die Klänge der süßen Musik, und wo es wundersam anzusehen ist, wie Freude und Schmerz, Lust und Jammer höchst ausdrucksvoll dargestellt wird durch das Gezappel mehrerer Dutzend rechter und linker Beine. Im Trauerspiel begnügt sich gewöhnlich der Held mit einem Schauder, der uns schaudern macht, im Ballet schaudern sämmtliche Anwesende gefühlvoll und taktmäßig, eins — zwei — drei — ha, Entsetzen! In einer wohlconditionirten Oper sinkt die Geliebte allein dem Geliebten an die Brust, im Ballet dagegen wirkt eine Umarmung ansteckend: sämmtliche Tänzerinnen drücken einander an ihre Busen, die Tänzer schütteln sich gerührt die Hände, und wenn in diesem Augenblicke zufällig, wie das oft vorkommt, eine Fee mit Genien vorüberfliegt, so umschlingen diese ihre Herrin mit Rosengewinden oder lehnen ihre Häupter mitfühlerisch an einander.

Hier ist alsdann alles Glut, Liebe, Hoffnung, Umarmung, Tricots und bengalische Flammen.

Trotzdem bei einer Probe im Orchester alle Lampen wie bei einer Vorstellung angezündet sind, so ruht doch jetzt auf

diesem niedrig gelegenen Musikraume eine gewisse Düsterheit, welche wohl daher kommt, daß das ganze weite Haus hinter dem Orchester von keinem Lichte erhellt ist und die Finsterniß, die rings in dem großen Raume herrscht, die paar Lampen im Orchester, zudringlich sich ausdehnend, zu ersticken droht. Die Musiker stehen und sitzen hinter ihrem Pult oder haben sich in Gruppen zusammengethan und plaudern lebhaft und ziemlich laut mit einander, da sie jetzt in der Probe nicht zu befürchten haben, von irgend welchem Publikum gehört zu werden. Zuschauer sind ja keine da, und das einzige lebende Wesen, welches sich in dem großen und düstern Raume bewegt, ist die alte Frau, die man mit dem schwach blinkenden Lichtchen in ihrer Laterne oben hoch in der dritten Galerie herumschweifen sieht, wo sie die Sitze abbürstet oder sonst was in Ordnung bringt. Zuweilen nies't sie auch wohl einmal oder hustet laut, da sie an einem beständigen Schnupfen leidet, und dann schallt es aus allen Logenräumen so laut wieder, daß die Musiker lachend in die Höhe sehen, auch wohl einer „Helf Gott!“ hinaufruft.

Die meisten der Künstler hier unten haben Hüte und Mützen auf dem Kopfe, die sie auch während der Probe nicht ablegen. Jetzt ist auch der Orchester-Dirigent erschienen, nicht der Capellmeister, denn dieser hält es nur bei ganz besonderen Veranlassungen nicht unter seiner Würde, im Ballet zu dirigiren. Der Dirigent setzt sich auf seinen Stuhl, schlägt die Partitur auf und schickt sich an, von dem Balletmeister oder auch von den ersten Tänzern und Tänzerinnen, die von der Bühne herab mit ihm sprechen, kleine Wünsche in Empfang zu nehmen: dieses Tempo soll ein bischen rascher genommen werden, jenes viel langsamer, hier wird ein Ruhepunkt

gewünscht und dort bittet man, die Musik zu beschleunigen, da es sonst nicht möglich sei, bei einem Adagio den gewünschten Effect hervorzubringen.

Der Balletmeister, wenn er ebenfalls Tänzer ist, trägt Beinkleider, welche fest um die Knöchel schließen, dazu Tanzschuhe, die weiße Piqué-Jacke, und hat jenen langen Stab in der Hand, mit dem er den Takt auf den Boden schlägt. Besitzt er langes Haar, so bindet er einen seidenen Faden um den Kopf, damit seine Frisur bei den oftmals heftigen Sprüngen nicht gar zu sehr in Unordnung kommt. Das Costume der Tänzerinnen ist eigentlich unbeschreiblich, keinenfalls in ein System zu bringen, denn bei der Probe gestattet man alle möglichen Phantasieen, da ja hier eigentlich kein uneingeweihter profaner Blick zugelassen ist. Alte Tanzstrümpfe und defecte Schuhe, sehr gesteifte, und deßhalb furchtbar abstehende Tanzröcke, so wie weiße Mieder, welche den Armen eine recht freie Bewegung gestatten, sind vorherrschend, die Frisur, wie man sie im gewöhnlichen Leben trägt, was einen komischen Anblick gewährt, zugleich mit den goldenen und silbernen Armspangen, welche gewöhnlich zur Probe nicht abgelegt werden. Die ersten Tänzerinnen haben schon ein etwas gewählteres Costume, doch auch nach seinen Grundzügen dem eben beschriebenen gleichend; nur sind sie bis zu ihrem ersten Auftreten in Shawls oder weite Mäntel gehüllt, die irgend ein dienstbares Wesen, oder eine würdige Theatermutter hinter der Coulisse in Empfang nimmt, kurz bevor der Tanz beginnt. Was die prima Ballerina assoluta anbelangt, so hat diese ihre eigene Garderobe nahe bei der Bühne, und wird von dem Inspicienten oder auch vom Balletmeister benachrichtigt, daß sie aufzutreten habe. Diese trägt

wo möglich bei der letzten Probe schon einen Theil ihres Costumes, um gewisse Stellungen und Effecte besser beurtheilen zu können.

Wir sind bei dem Hochzeitsfeste in einer prachtvollen, zauberisch erhellten Halle. Der alte ehrwürdige Fürst, ein etwas versoffener Chorist, der früher Tänzer war, und die Mutter der Braut, eine Pantomimistin, welche deßhalb in einem alten, verschossenen Merinokleide agirt, drücken ihre Tochter abwechselnd in die Arme, da ihr Entzücken ohne Schranken ist, daß der benachbarte reiche Königssohn sie heim führen wird, während der ganze Chor Lust und Freude theilt und durch einen Schritt vorwärts und zwei Schritte rückwärts anzudeuten scheint, daß er sich ebenfalls an dieser Umarmung betheiligen würde, wenn es der Respect nicht verböte; dabei zeigen die Tänzerinnen durch eine sanfte Biegung des Oberkörpers, verbunden mit einem unbeschreiblichen Ausbreiten der Arme, aufs Undeutlichste an, wie sehr der Bräutigam zu beneiden ist.

Dieser aber, gestützt auf seinen Mentor und ersten Cavalier, einen Herrn, welcher bei der Vorstellung pechschwarzes Haupt- und Barthaar haben, um den Mund ein teuflisches Grinsen, und sich durch unheimliches Rollen seiner Augen auszeichnen wird, so wie umgeben von seinen Rittern und Hofherren, gibt in der ersten Scene des Ballets sonderbare Beweise von Zerstreutheit und von einem fast gänzlichen Mißkennen seiner Stellung als Bräutigam: er hebt die Augen finster gen Himmel, er seufzt zuweilen bedeutend und macht jene pantomimischen, sehr complicirten Gesten, welche dem Eingeweihten deutlich sagen: Die Lust und Freude, welche hier herrscht, ist nicht in meinen umnachteten Busen gedrungen.

O nein, seht mich mit verbissenem Ingrimm dem Befehle meines strengen Vaters gehorsam, um diese verhaßte Braut werben, für die keine Stimme in meinem Innern klingt, während ein anderes süßes Bild dieses arme Herz erfüllt. — Bei diesem letzten Gedanken verklären sich seine Züge, sein Gesicht grins't Liebe, und der Mentor, welcher die Gefühle seines Zöglings kennt, seufzt herzzerbrechend und fährt mit dem Daumen und dritten Finger seiner rechten Hand an beiden Backen hinunter, was in der Balletsprache ungefähr heißen will:

„Schön wie der Mond, der einsam wallt,
So schön bist du, doch auch so kalt."

Natürlicher Weise ist damit nicht die Braut gemeint, sondern eine uns noch unbekannte Schöne, die der Königssohn im Verborgenen liebt, eine unerlaubte Liebe, welche der verrätherische Mentor begünstigt. Aber fort mit diesen finstern Leidenschaften, mit dieser Dissonanz in der Balletharmonie, welche die Contrebässe im Orchester durch ein gelindes Murren darstellen; Freude herrscht in diesen Hallen, Tanzen und Singen. Die Braut mit einem gewinnenden Lächeln, nähert sich dem Bräutigam, nachdem sie ihrer ersten Gespielin durch ein sanftes Zittern ihres Körpers und einen himmelnden Blick angedeutet, wie sie so unbeschreiblich glücklich sei; sie faßt die Hand des Erwählten, und als dieser bei der sanften Berührung zusammenzuckt, als sich mühsam durch die finstern Schatten seiner Züge ein frostiges Lächeln stiehlt, als der verruchte Mentor bedeutungsvoll den Zeigefinger auf seinen Mund legt und als der ganze Chor deutlich genug sein Erstaunen zu erkennen gibt, daß jene heiße Liebe so kühl erwidert wird,

da erst zieht ein eisiger Hauch durch ihr argloses, heißes Balletgemüth.

Aber die Trompeten schmettern, die Trommeln wirbeln, der erhabene Vater mit der ehrwürdigen Mutter sitzt bereits auf dem Throne, beide haben in Uebereinstimmung der Seelen so eben eine Prise genommen, und darauf pantomimirt er: Laßt sie vor unser erhabenes Angesicht treten, die Tänzer und Springer, wir sind gewillt, uns ein paar Minuten lang von ihnen zerstreuen zu lassen.

Das ist der Augenblick, wo das Corps de ballet bei rauschender Musik freudig durcheinander wirbelt, als wollten sie ihr Glück ausdrücken, vor dem hohen Gebieter erscheinen zu dürfen, und zugleich das Publikum auffordern, etwas Unerhörtes zu erwarten. Sie haben geendigt, schwänzeln rechts und links an die Coulissen hin, untersuchen ihre Tanzschuhe, ziehen ihre Mieder vorn etwas in die Höhe und die Röcke hinten etwas hinab, und dies ist bei der Aufführung der große Augenblick, wo sämmtliche Chortänzerinnen vernichtende oder zündende Blicke in das Publikum hinabschleudern.

Ein Pas de cinq, das hierauf folgt, erfüllt uns mit Freude und Wohlbehagen; die nächste Nummer, ein Pas de trois, steigert uns zur Bewunderung, und ein Pas serieux des Balletmeisters mit der zweiten Tänzerin würde uns zum Entzücken treiben, wenn wir dieses Gefühl nicht noch zurückhielten, da wir wissen, daß auch im Ballet das Beste immer zuletzt kommt und daß sie noch nicht dagewesen ist.

Nachdem nun am Ende des Pas serieux dem Publikum Zeit zum Applaus gegönnt ist, welche hier dazu benutzt wird, daß der Musik-Dirigent den zweiten Violinen zuruft, sie hätten wieder einmal unter dem Affen gegeigt, und der großen

Trommel bemerkt, es sei doch wahrhaftig in der Partitur kein Bärentanz-Tempo verzeichnet, vernimmt man droben hinter den Coulissen eine rauschende Musik und der Haushofmeister des Palastes verdeutlicht seinem Herrn durch einige Armverdrehungen und Grimassen, draußen vor dem Thore des Schlosses sei eine Zigeunerbande erschienen und wünsche nichts Sehnlicheres als vor den Augen des hohen Brautpaares sich zeigen zu dürfen. Auf dem Gesichte des Mentors tritt ein teuflischer Zug hervor und die Augen des Bräutigams zwinkern ahnungsvoll.

Sie tritt auf, gefolgt von Zigeunern und Zigeunerinnen, und da sie, wie es in ihrer Rolle vorgeschrieben ist, der anwesenden hohen Versammlung einen anmuthsvollen und freundlichen Gruß spendet, dessen Schlußbewegung auch noch über das Orchester hingleitet, so murmeln die fühlenden Herzen unter ihnen einen halblauten freundlichen Gruß ihrem und des Publikums Liebling.

Herr Richter, welcher sich unter den Cavalieren des jungen oppositionellen Königssohns befand, hatte seinen kleinen Schutzbefohlenen in die erste Coulisse auf einen mit baumwollenem Moos bewachsenen hölzernen Stein gesetzt und ihn unter Androhung der furchtbarsten Dinge, die ihm je geschehen könnten, ermahnt, still zu sitzen und sich nicht zu rühren, und so saß denn hier der kleine Knabe, ganz betäubt von dieser nie geahnten Wunderwelt, und blickte mit seinen großen glänzenden Augen in das Gewirr der Gestalten, die sich so sonderbar herumdrehten und so närrisch durcheinander sprangen nach dem Takte dieser rauschenden Musik.

Mit einem Male überflog ein eigenthümliches Lächeln die Züge des aufmerksamen Knaben, er streckte seinen Hals

empor, er erhob wie freudig überrascht seine Händchen, ja, er schien aufstehen und sich unter die Tanzenden mischen zu wollen. Glücklicher Weise winkte ihm in diesem Augenblicke Herr Richter, der gerade Wuth und Schmerz pantomimirte, drohend mit aufgehobenem Finger und so abscheulicher Grimasse, daß er förmlich vor Schreck erstarrte; nur seine Augen zeigten doppeltes Leben und folgten mit ungetheilter Aufmerksamkeit jener phantastischen Gestalt, die flimmernd hin und her schwebte, sich auf und nieder neigte, nun mit einem Male ruhig da stand, und sich dann, hoch aufathmend, gerade gegen ihn zu bewegte.

„Ja wohl," sprach das Kind zu sich selber, „das ist freilich meine Tante Rosa, aber so habe ich sie noch nie angezogen gesehen, auch nie so lustig, bei uns ist sie immer so ernst und still. — Sollte es aber doch wohl nicht Tante Rosa sein?"

Jetzt war sie seinen Blicken entschwunden, nicht als ob sie auf die andere Seite der Bühne gegangen wäre, nein, sie war so nahe zu ihm hingetreten, so ganz nahe und dicht, daß ihre vielen Röcke das kleine Bübchen, welches im Halbdunkel der ersten Coulisse saß, fast eingehüllt mit einer Wolke von Flor und Spitzen. Neben ihr stand ein ältlicher Herr, der zu ihr sagte, daß er ganz entzückt sei von ihrem Tanze, und noch Aehnliches mehr, was das Kind nicht verstand und behielt, jetzt aber gab sie etwas zur Antwort, und als der Knabe die Stimme hörte, da glaubte er gewiß zu sein, daß seine Tante Rosa vor ihm stände, und zupfte leicht an ihrem Rocke und nannte ihren Namen. Wie der Blitz fuhr die Tänzerin herum, so schnell, daß sie fast den ältlichen Herrn auf die Seite gestoßen hätte, nahm sich auch gar keine Zeit,

um Entschuldigung zu bitten, sondern blickte wie vor Schrecken erstarrt auf das Bübchen, welches sie aus den großen klaren Augen lächelnd, so heiter und so freundlich ansah, und gerade im Begriffe war, aufzuspringen, um, wie es gewöhnlich that, in ihre Arme zu fliegen.

Sie aber blieb regungslos stehen, ja, nachdem sie mit der Hand langsam über ihr Gesicht hinabgefahren war, wich sie etwas zurück und sah so ernst, ja, so drohend aus, daß der Knabe förmlich irre an der Erscheinung wurde, welche fremd und kalt vor ihm stand.

Nein, es war doch nicht seine Tante Rosa, gewiß nicht, so hatte ihn diese nie angeschaut, o nein, o nein! Wenn es ja Tante Rosa gewesen wäre, so hätte sie ihre Arme geöffnet, wäre auf ihn zugestürzt, hätte ihn an sich gedrückt und hätte ihn hundert Mal geküßt, während sie gesagt: Mein guter, mein herziger Eugen! — Nein, nein, sie war es nicht, wie hätte sich auch Tante Rosa so sonderbar angezogen und wäre hieher auf das Theater gegangen, um zu tanzen! Er war eigentlich froh, daß sie es nicht war, nach dem strengen Blick, den die Tänzerin auf ihn geworfen. So hätte ihn seine wirkliche Tante Rosa gewiß nicht einmal angeschaut, wenn er ein Loch in eines der Kleider des Meisters Schweizer geschnitten hätte, gewiß nicht.

Aber, wie schon gesagt, es machte ihn zufrieden, daß sie es nicht war, und er freute sich darauf, der ächten Tante Rosa heute Abend sagen zu können, er habe auf der Theaterprobe jemand gesehen, die wäre bis auf die Kleider ihr so sehr ähnlich gewesen.

Nein, diese hier war nicht Tante Rosa, denn sie sagte jetzt zu dem ältlichen Herrn, der sie etwas fragte, mit ruhiger,

kalter Stimme: „Es ist nichts, ich erschrak nur, als ich so dicht neben mir jenes fremde Kind erblickte.“

„Es hat wohl in der heutigen Vorstellung zu thun?“ fragte der Intendant des Hoftheaters mit so lauter Stimme, daß der Balletmeister, der Maschinist und der Inspicient herbeistürzen und die Versicherung abgeben mußten, es käme in dem ganzen Ballete nicht die Idee eines Kindes vor, und dieses da sei ihnen überdies vollkommen fremd.

Durch diese Fragen und Antworten veranlaßt, hatte sich ein ziemlicher Kreis von Zuschauern um den Knaben versammelt, und es fing ihm an unbehaglich zu werden, weßhalb er sehr erfreut war, als sich nun Herr Richter mit raschen Schritten näherte, seinen Hut demüthig vor dem Intendanten abzog und gehorsamst berichtete, er habe das Kind, welches in seinem Hause wohne, auf inständige Bitten desselben mit auf die Theaterprobe genommen; er, Richter, fühle wohl, daß er sich hiedurch gegen die Bestimmungen vergangen und bitte, diesen kleinen Fehler gütigst entschuldigen zu wollen.

Der Intendant des königlichen Hoftheaters, der sich zufällig in einer guten Laune befand, begnügte sich damit, dem Choristen zu sagen, er werde wohl fühlen, wie entschieden Unrecht er gethan, also zu handeln, und er, der Intendant, erwarte zuversichtlich, daß der Chorist sich künftig ähnliche Verletzungen der bestehenden Theatergesetze nicht mehr zu Schulden kommen lasse.

Damit lös'te sich der neugierige Kreis auf, und als nun der zweite Act des Ballets begann, wo die Cavaliere des treulosen Bräutigams nichts zu thun hatten, nahm Herr Richter seinen Schützling hinter die Coulissen und sagte ihm lachend: „Du bist ein netter Kerl, daß du bei deiner ersten

Theaterprobe nicht Besseres zu thun weißt, als auf solche Art die Aufmerksamkeit meines hohen Chefs auf dich zu ziehen. Aber nun sage mir, mein Bürschlein, was hat's denn eigentlich gegeben?"

Eugen, der von der eben statt gefundenen Scene ganz überrascht war und dessen Augen sich mit Thränen gefüllt, schluchzte ein wenig und sagte alsdann mit weinerlicher Stimme: „Ich habe nichts gethan, als die große schöne Frau, die so dicht neben mir stand, an ihrem weißen Rock gezupft."

„Na, erlauben Sie mir, mein Prinz," erwiderte Herr Richter, „eine erste Tänzerin, der man nicht vorgestellt ist, an ihrem Rock zu zupfen, das ist immer schon etwas, und weis't auf gute natürliche Anlagen hin; aber warum zupften Eure Gnaden gerade diese Dame an ihrem Rocke? Da wären andere gewesen, die sich nicht viel daraus gemacht hätten, warum denn gerade diese?"

„Weil ich glaubte, es sei meine Tante Rosa, denn sie sieht ihr sehr ähnlich."

„O, o, mein Prinz," gab Herr Richter lächelnd zur Antwort, wobei er sein Haupt hin und her wiegte, „Aehnlichkeiten aufsuchen, zumal auf der Bühne, ist eine ganz undankbare und zuweilen gefährliche Sache — und sieht jene Dame, die da mit dem rothseidenen Leibchen, in der That deiner Tante Rosa ähnlich?"

„Ja, sehr, aber ich weiß, daß sie es nicht ist."

„Das hätte ich dir gleich sagen können," lachte der Chorist, „deine Tante Rosa mag eine ganz gute und hübsche Person sein — und ich werde mich bemühen, ihre Bekanntschaft zu machen," sagte er bei Seite — „aber da sie mit

dem Schneider Schweizer verkehrt, so wird sie nicht von denen sein, welche, wie die da — er zeigte auf die Tänzerin — in eigener Equipage fahren und Dienerschaft haben, welche feinere Kleider tragen und welchen es besser geht, als unser Einem. Das da, mein Junge," schloß er mit wichtiger Miene und mit einem Blick auf die berühmte Künstlerin, „ist eine vornehme, reiche Dame, und ich möchte dir ein bischen Verwandtschaft mit ihr wohl gönnen. Doch nun komme, ich bringe dich in die Requisitenkammer, da bleibst du, bis die Probe vorüber ist, und kannst dich dort mit Waffen und wunderbaren Gegenständen nach Herzenslust unterhalten."

„Bist du mir böse, Richter?" fragte das Kind.

„Ganz und gar nicht, aber nun komm, sonst erhalte ich einen Rüffel Nummer zwei; sie schauen immer noch nach dir."

Und so war es in der That, wenn sich auch die erste Tänzerin auf der andern Seite der Bühne befand und dort, ihrer Rolle nach, Blicke mit dem treulosen Bräutigam hätte wechseln müssen, so schaute sie doch häufig nach der ersten Coulisse hinüber, nach der Stelle, wo der kleine Knabe gesessen, nun aber verschwunden war.

Als Herr Richter wieder aus der Requisitenkammer zurückkam — er hatte dort das Bübchen vor einen Haufen alter Schwerter hingesetzt, die es eines nach dem andern nicht nur in die Hand nehmen, sondern auch damit in der Luft herumfuchteln durfte — trat er zwischen die erste und zweite Coulisse und war höchlich erstaunt, als er sah, wie Fräulein Rosa, die sich nach beendigtem Tanze in ihren Shawl gewickelt hatte, zu ihm hintrat und mit freundlichem Blick sagte: „Nicht wahr, Sie waren es, welcher den kleinen Knaben, der vorhin hier saß, mit zur Probe gebracht? — Sie haben ihn

doch nicht allein nach Hause gehen lassen," setzte sie fragend, mit einem Anflug von Aengstlichkeit in der Stimme hinzu — „ein so kleines Kind?"

„Gewiß nicht, Fräulein, das Kind ist mir anvertraut worden, und es wäre von mir gewissenlos, ihn allein gehen zu lassen; er ist dort in der Requisitenkammer und spielt mit alten Degen."

„Wo er sich am Ende verletzen kann," setzte die Tänzerin wie mit sich selbst redend hinzu, doch so laut, daß Herr Richter zu erwidern sich veranlaßt sah: „O nein, das ist ein gescheiter Bube, der faßt ein Schwert an, wie ein erwachsener Mensch, auch würde ich ihm nicht erlauben, mit etwas zu spielen, woran er sich verletzen könnte; dafür haben wir den kleinen Prinzen viel zu lieb."

„Wen?" fragte lächelnd die Tänzerin.

„Nun, Fräulein," antwortete heiter der Chorist, „ich habe so Augenblicke, und Gott sei Dank, nicht wenige, wo meine gute Laune durch die kühle und bittere Rinde dieses Erdenlebens wacker hindurch schlägt, und dann nenne ich den kleinen, hübschen Buben zuweilen Prinz oder Euer Gnaden; er lacht darüber und kann so herzlich lachen."

Die Tänzerin nickte mit dem Kopfe, als wollte sie sagen: Ja, das kann er! — „Aber," setzte sie nach einer Pause stockend und langsam hinzu: „Wem gehört das Kind eigentlich?"

Der Chorist zog seine Achseln hoch empor und sagte: „Das Kind ist ein Pflegebefohlener unseres Zimmernachbars und Miethsherrn, des Schneiders Schweizer, aus dessen Verwandtschaft es aber keineswegs stammt, so viel wissen wir;

etwas Näheres scheint Schweizer nicht mittheilen zu wollen, und deßhalb fanden wir uns auch nicht veranlaßt, weiter danach zu forschen."

„Sie sagen immer, wir," sagte die Tänzerin mit einem Anflug heiterer Laune. „Sie sprechen wohl von sich selber, wie es fürstliche Personen zu machen pflegen?"

„Nein, dieses Mal nicht, das Wir ist ganz reel zu verstehen, es betrifft meine Wenigkeit und einen Zimmer-Kameraden, Herrn Vander, dessen Sie sich wohl erinnern werden, Fräulein Rosa, Sidi-ben-Aben-Hamet —"

„Ach ja," sagte die Tänzerin, sinnend vor sich niederblickend.

„Eine traurige Erinnerung," entgegnete Herr Richter, trüb lächelnd, „der arme Kerl!" Dann sang er leise:

„Der Mufti uns befohlen hat,
Zu melden dem Kalifen," —

„aber seine Meldung fiel schlecht aus und er glänzend durch, woran auch Sie ein wenig schuld hatten, Fräulein Rosa," setzte er mit einem pfiffigen Lächeln und kopfnickend hinzu.

„Wie so, ich?"

„Es war, wie immer, wenn Sie auftreten; Sie kamen, sahen, oder vielmehr wurden gesehen, und siegten, und mein armer Freund Vanderi, wie er sich genannt haben würde, wenn er ein großer Sänger geworden wäre, Carlo Vanderi nach meinem Rathe, verlor bei Ihrem Anblick so vollständig seine Fassung und Stimme, daß er die letztere noch nicht wieder gefunden hat, das heißt, er ist entschlossen, nie mehr auf diesen falschen Brettern hier zu singen — — ach, mein Fräulein, ich zitterte für ihn und sagte es ihm auch voraus, er würde Ihren Blick nicht aushalten können."

„Bitte, reden wir keinen Unsinn, Herr Richter," er-

widerte die Tänzerin in einem Tone, der sehr ernst klingen sollte.

„Ja, Unsinn ist es allerdings," fuhr der unermüdliche Freund Carlo Banderi's fort, „das habe ich ihm schon tausend Mal gesagt, ich habe ihm auch vorgesungen, wie der große Sarastro in der Zauberflöte singt:

„Zur Liebe kann man sie nicht zwingen!" —

„'s hat aber alles nichts geholfen, und ich muß es einmal gerade heraus sagen, — wenn Sie auf der Scene waren, Fräulein Rosa, sei es bei der Probe oder der Vorstellung, da stand er hinter der Coulisse, und ich dachte, wie wahr es ist, wenn der Dichter singt:

„Mit deinen schönen Augen
Hast du mich zu — — — —"

„Bitte, bitte, Herr Richter," unterbrach ihn die Tänzerin, „ich kenne den Vers sehr wohl."

„Zu Grunde gerichtet," murmelte der Chorist in tiefem Basse und mit einer tiefen Verbeugung.

„'s ist wahrhaftig ein Jammer," versetzte lachend die Tänzerin, „daß es so schwer hält, hier hinter den Coulissen ein vernünftiges Wort zu reden; Ihr Freund wurde an demselben Abend von einem vorüber rollenden Wagen niedergeworfen und schwer verletzt?"

„So ist es."

„Wie geht es ihm?"

„Danke für Ihre gütige Nachfrage, so ziemlich. Er hat viel Blut verloren, und damit, wie ich hoffe, auch etwas von seiner thörichten Leidenschaft," sagte der unverbesserliche Chorist.

„Weiß er, welcher Wagen es gewesen ist, der so unvorsichtig war, ihn zu überfahren?"

„Er sprach darüber nie Vermuthungen aus; wie sollte er's auch wissen, in finsterer Nacht, wo keine Sterne leuchten?"

„Sagen Sie ihm," sprach die Tänzerin nach einer Pause, doch stockte sie einen Augenblick, fuhr aber dann rasch fort: „ja, sagen Sie ihm, sein Unfall hätte mir sehr leid gethan, und wenn ich bei der Intendanz für irgend einen Wunsch, den er hat, ein gutes Wort einlegen kann, will ich es recht gern thun."

„Verzeihen Sie mir," gab Herr Richter kopfschüttelnd und in sehr ernstem Tone zur Antwort, „das werde ich so frei sein, ihm nicht zu sagen; er fängt an, mit seinem unruhigen Herzen ein wenig ins Gleichgewicht zu kommen — ich hoffe, mein Fräulein, daß ruhige Ebbe bei ihm eintritt, um mich poetisch auszudrücken. Warum also durch ein unvorsichtiges Wort eine wilde Springflut erregen, die alle Dämme einreißen würde, welche unsere beiderseitige Vernunft aufgebaut hat?"

Die Tänzerin that, als hätte sie diese Bemerkung nicht gehört; sie zog ihren Shawl fester in die Taille und sprach nach einer kleinen Pause: „Der kleine närrische Knabe, warum hat er vorhin mein Kleid berührt?"

„Wollte ich Unsinn sprechen, so würde ich sagen —"

„Bitte, keinen Unsinn!"

„Nun denn, der Kleine behauptete, Sie, mein Fräulein, sähen einer Verwandten von ihm außerordentlich ähnlich," erwiderte Herr Richter völlig unbefangen, „seiner Tante Rosa; der Name allerdings würde zutreffen."

„Aber auch nur der Name," entgegnete heiter lächelnd die Tänzerin. — „Doch warten Sie einmal," setzte sie nach einer Pause hinzu, während sie ihr Gesicht mit der Hand

verdeckte, — „es ist mir gerade, als hätte ich von einer solchen Aehnlichkeit schon einmal gehört."

„Wirklich, Fräulein Rosa?"

„Ja, man sprach mir davon, es sei eine Näherin oder Putzmacherin, die mir wahrhaft auffallend ähnlich sehen soll, Gesicht und Gestalt."

„Der Unsinn würde sprechen: das muß ein wunderschönes Mädchen sein!"

„Ich hatte mir schon längst vorgenommen, die Bekanntschaft dieser Mademoiselle Rosa zu machen, es würde mich sehr ansprechen, mein Ebenbild zu sehen. Ja," setzte sie nachsinnend hinzu, „diese Aehnlichkeit soll ganz außerordentlich sein, sogar in Gang, Haltung und Sprache."

„Nur wahrscheinlich in der göttlichen Kunst nicht," meinte Herr Richter. —

In diesem Augenblicke flüsterte der Inspicient, der näher getreten war: „Wenn es Ihnen gefällig wäre, Fräulein Rosa, Ihre Musik muß gleich beginnen."

„Ja, ich muß sie kennen lernen," setzte die Tänzerin, ihren Shawl abwerfend, hinzu.

„Und auch ich werde mich bemühen. die Bekanntschaft der Tante unseres kleinen Prinzen zu machen."

„Warum Sie?"

„Im Interesse meines Freundes," erwiderte der Chorist mit einer eleganten Verbeugung.

„Wie beliebt, Herr Richter?"

„Nun, vielleicht als Gegengift wider Sie, mein Fräulein."

Statt aller Antwort zuckte die Tänzerin mit ihren schönen Schultern und umspannte darauf mit den Händen ihre Taille, um das rothseidene Mieder tiefer auf ihre Hüften

hinabzudrücken, und trat dann auf die Bühne mit ihrem so stolzen, so eleganten und so elastisch weichen Schritt.

„Wenn es mir auch Ernst wäre mit dem Gegengift," seufzte Herr Richter mit einem Blick auf die wegschwebende herrliche Gestalt, „so würde es mir wahrscheinlich wenig nützen. Da hinan wird Tante Rosa schwerlich reichen."

Hierauf steckte er die Hände in die Taschen seiner Beinkleider, und während er um die Coulissen herum nach dem Hintergrunde tänzelte, sang er halblaut vor sich hin:

„Er kann nicht von ihr lassen, nein,
Nicht lassen, nein, nicht lassen, nein,
Er kann nicht von ihr lassen!"

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Françoise und Rosa.

Die Probe nahm nun in Ruhe und Ordnung ihren Fortgang, und das Sujet des Ballets stellte sich jetzt bei der halben Dunkelheit, so wie bei dem Mangel an Costumen noch viel verworrener dar, als dies bei der wirklichen Vorstellung statt findet. Es war, wie alle romantisch-tragischen Ballets, eine alte Geschichte, die immer neu bleibt: sie liebt ihn, er liebt sie nicht, sondern eine Andere, die ihn auch wieder liebt, und da es nicht minder unheilvoll ist, wenn zwei junge Damen Ein Männerherz zu besitzen wünschen, als wenn, wie es in dem alten Liede heißt: zwei Buben Ein Mädchen lieb haben, so entwickelten sich hier die furchtbarsten Scenen der Liebe, der Rache, der Eifersucht. Dazwischen erscheint der augenverdrehende Mentor als ein wahrer Teufel, der seine Lust daran findet, dem Vater des oppositionellen Königsohnes alles mögliche Herzeleid anzuthun, und als dieser endlich am Schlusse, wo sich das Herz des eben erwähnten Königs und Höchstseiner Gemahlin erweicht hat und Beide

in die Verbindung ihres Sohnes mit jener Zigeunerin, die ja ein geraubtes fürstliches Kind sein könnte, willigen, ein kleines, wahrscheinlich erlogenes Einverständniß derselben mit einem hübschen Zigeunerbengel aufdeckt, tritt der unglückliche Bräutigam in das Stadium der Raserei und tanzt mit der verlassenen Braut ein wahnsinniges Pas de deux, wonach die entrüstete Zigeunerin stolz entsagend von dannen zieht, indem sie in den schönsten Pantomimen und einem wunderbaren Tanze nicht undeutlich zu verstehen gibt, es würde ihr nicht im Schlafe einfallen, sich mit einer solchen verrückten Familie zu verbinden.

Während hierauf unten auf der Scene der Bräutigam sich erdolcht, nachdem die Braut in ein Asil für Geistesschwache abgeführt worden ist, erscheint die Zigeunerin noch einmal hoch im Hintergrunde, im Begriffe, sich in die Wälder zurückzuziehen, gibt den vor Schrecken erstarrten Gruppen ihren Segen und dem Publikum die Lehre mit nach Hause, daß alle unnatürlichen Verbindungen zu keinem guten Ende, höchstens zu einem erträglichen Balletschlusse führen können. —

Herr Richter, der nun der Requisitenkammer zuging, wunderte sich hierauf höchlich, daß die erste Tänzerin, statt augenblicklich in ihrer Garderobe zu verschwinden, wie sie sonst immer zu thun pflegte, ihm nochmals in den Weg trat und freundlich zu ihm sagte: „Jetzt werden sie wahrscheinlich mit Ihrem kleinen Freunde nach Hause gehen; lassen Sie ihn aber künftig von der Probe weg, damit Sie mit der Intendanz keine Verdrießlichkeiten bekommen."

Der Chorist verneigte sich schweigend, und als sie ihn hierauf verlassen, sprach er zu sich selbst: Das ist auch neu, daß sich unsere erste Tänzerin um die möglichen Verdrießlichkeiten eines

armen Chorsängers mit der hohen Intendanz zu bekümmern scheint — Zeichen und Wunder," murmelte er kopfschüttelnd, „doch darf ich wahrhaftig meinem verrückten Carlo Banderi davon nichts mittheilen, sonst bildet sich der arme Kerl ein, Fräulein Rosa nehme Antheil an mir, weil er mein Freund ist."

Der kleine Bube war noch immer in der Requisitenkammer und mochte sich auch jetzt noch schwer von all den Herrlichkeiten trennen, die hier um ihn aufgehäuft waren und seine jugendliche Phantasie erhitzten. Um ihn zu trösten, sagte Richter: „Wenn du zu Hause recht artig bist, so werde ich dir selbst ein solches Ritterschwert anfertigen, von Holz, die sind leichter und angenehmer. — Aber jetzt komm, wir gehen nach Hause."

Damit gingen sie die dunkle schmale Treppe hinab, die jetzt wieder ganz einsam war, denn alle Collegen und Colleginnen, die bei der Probe beschäftigt waren, hatten nach dem letzten Geigenstrich eilfertig das Haus verlassen, wobei Madame Schelle der Madame Pauke anvertraute, sie habe Hammelfleisch mit weißen Rüben und sei in furchtbarer Sorge darüber, ob ihr kleines, unbehülfliches Laufmädchen das erstere nicht habe verbrennen und die letzteren nicht habe verschmoren lassen; worauf die Pauke wehmüthig seufzend entgegnete: „Ja, und das alles wegen einer so lumpigen Balletprobe — nein, es ist wahrhaftig nichts mehr bei dem Theater."

Herr Richter ließ, unten an der Treppe angekommen, seinen Schützling einen Augenblick von der Hand los, um sein eigenes dünnes Mäntelchen oben zuzuhaken, worauf der wilde Knabe zur Thür hinaussprang, und fast ein Unglück gehabt hätte, denn wie er vor das Gebäude hüpfte, fuhr ein elegantes Coupé so rasch vor, daß der Kleine um ein Haar

unter die Pferde gekommen wäre, die, scharf parirend, ihn über und über mit Straßenschmutz bespritzten.

„He, mein Freund," rief der Chorist, der eilfertig hinzugesprungen war und das Kind zurückriß, in großer Entrüstung dem Kutscher zu, „ist es auch eine Art, so toll zuzufahren, daß die Leute fast gerädert werden? Meint Er vielleicht, Seinesgleichen sei alles erlaubt?"

Der Bediente, der neben dem Kutscher saß und eilfertig herabsprang, um den Wagenschlag zu öffnen, war schon im Begriffe, eine barsche, derbe Antwort zu geben, als an dem Fenster des Coupé's der Kopf einer Dame sichtbar wurde, deren schöne Züge plötzlich die tiefe Röthe eines heftigen Erschreckens zeigten, und welche hastig und mit bewegter Stimme sagte: „Der Herr hat ganz Recht, und Ihr seid zu unvorsichtig; ich kann dieses rasche Fahren an Gebäuden nicht leiden; zwingt mich nicht, es dem Grafen zu sagen."

Der Lakai hatte demüthig seinen Hut abgenommen und murmelte mit tief gesenktem Haupte etwas, wie: er wolle es dem Kutscher mittheilen und es solle gewiß nicht mehr vorkommen.

„Gehen Sie jetzt hinauf und sagen meiner Schwester, ich sei da und wolle sie nach Hause führen."

Herr Richter, der von der seltenen Schönheit der Dame und von den milden, weichen Zügen ihres Gesichts überrascht war, hatte seinen Hut abgenommen und sagte: „Es hat in diesem Falle wohl nichts zu sagen, die paar Spritzen bürsten wir schon hinweg; aber es hätte leicht ein Unglück geschehen können, und, um die Wahrheit zu sagen, ich wäre lieber selbst unter die Pferde gekommen, als hier mein kleiner Freund."

Dabei blickte er die Dame an und mußte sich nur wun-

dern, daß das schöne große Auge derselben so unverwandt auf dem Knaben ruhte, der aber auch seinerseits die fremde vornehme Frau mit großer Verwunderung, aber freundlich lächelnd anschaute. Er stieß ihn leicht mit dem Arme an und flüsterte ihm zu: „Nimm deinen Hut ab und mache deinen Gruß, daß wir weiter kommen."

Eugen that, wie ihm geheißen, und als der scharfe Wind hierauf die blonden Locken des Knaben emporhob, rief die Dame aus ihrem Wagen fast ängstlich: „Setze dein Hütchen auf, mein liebes Kind, du wirst dich erkälten."

Der Chorist machte eine abermalige Verbeugung, und als er den Knaben bei der Hand nahm und weiter ging, sah er zu seinem Erstaunen, daß sich die Dame förmlich aus dem Wagen herausbog, um ihm mit ängstlicher Miene nachzublicken; auch verminderte sich sein Erstaunen durchaus nicht, als der Kleine, nachdem sie ein paar Schritte entfernt waren, heiter zu ihm aufblickend, sagte: „das ist die Dame."

„Welche Dame?"

„Nun, die andere Dame, die ich bei Tante Rosa schon gesehen habe."

„Kerl, hör' auf," rief Herr Richter fast ärgerlich; „ich glaube wahrhaftig, dir hat die Theaterluft den Kopf verrückt, wie das schon gescheiteren Leuten passirt ist."

„Es ist aber doch die Dame," sagte das Kind hartnäckig.

„Welche Dame denn, beim Eid?"

„Die andere schöne Frau, die mich so gern hat, und die auch ich lieb habe; oft weint sie, wenn sie mich küßt."

„Wenn sie dich küßt? Die da?" Er klopfte ungeduldig an seine Stirn, als wolle er damit anzeigen, wie ihm das Geplauder des Knaben vorkomme.

„Ja, es ist die Dame, ich habe sie wohl gekannt und sie mich auch; oft, wenn sie mich küßt, weint sie und sagt dann: „O, mein süßes Kind, mein lieber Eugen.“

Der Chorist war stehen geblieben und betrachtete kopfschüttelnd seinen kleinen Freund, welcher mit so zuversichtlicher Miene zu ihm aufblickte, daß er sich nicht enthalten konnte, zu ihm zu sagen: „So wahr mir Gott helfe, entweder, kleiner Schelm, du hast mich zum Besten, oder es ist das das seltsamste Abenteuer, welches man in dieser poesielosen Welt nur erleben kann.“ Gehen wir jetzt nach Hause, denken wir unterwegs nach, sprach er zu sich selber, was wir von diesen Räthseln unserem armen Carlo Vanderi anvertrauen mögen; sein Kopf und Herz ist schwach und krank, er kann keine starke Medicin vertragen, nur Kühlendes — recht Kühlendes. Spreche ich ihm von dem Antheil, den die schöne und stolze Tänzerin an ihm zu nehmen schien, so regt das sein Blut auf — ja, ja, das geht nicht. Aber von Tante Rosa kann und will ich ihm erzählen — es wäre ja wahrhaftig möglich, wie ich im Scherze gesagt, daß ich in dieser wirklich ein Gegengift fände wider seine thörichte Leidenschaft zu dem glänzenden Phantom da oben, zu jenem strahlenden Irrlicht, das schon manchen armen Teufel von richtigen und vernünftigen Wegen abgebracht.

Unter diesen Betrachtungen erreichte Herr Richter seine Wohnung und war froh, seinen Schützling wieder wohlbehalten abliefern zu können. —

Der Wagen mit der schönen eleganten Dame hielt noch immer an dem kleinen Seitenportale des Hoftheaters, und als sie selbst den Knaben, dem sie unverwandt nachgeschaut, nicht mehr erblicken konnte, lehnte sich die Gräfin Lotus in

die Ecke des Coupé's zurück und erwartete ihre Schwester, die auch wenige Augenblicke darauf erschien. Ehe sie einstieg, sagte die Gräfin: „Wenn es dir recht ist, Rosa, so fahren wir zu dir," worauf die Tänzerin dem Lakaien einen hierauf bezüglichen Befehl gab.

Der Wagenschlag wurde geschlossen, und der Wagen fuhr rasch davon.

„Was war denn das, Rosa," fragte Françoise hastig, während sie die Hand ihrer Schwester ergriff, „Eugen im Theater? Um Gotteswillen, wie mich das erschreckt hat! Wie kam er hieher? Wußtest du, daß er oben war? War er bei dir?"

Rosa, welche diese Fragen ihrer Schwester wohl erwartet hatte und ihre Aengstlichkeit voraussah, wenn sie die volle Wahrheit gewußt hätte, sagte ruhig: „Nun ja, Eugen war bei mir; das arme Kind hatte so sehr gebeten, das Theater einmal zu sehen, daß ich für besser hielt, ihn auf eine Probe kommen zu lassen, statt zu erlauben, daß er einer Vorstellung beiwohne."

„Und ist sein Begleiter zuverlässig?"

„So zuverlässig als nur irgend jemand. Er ist ein Angestellter des Theaters, wohnt porte-à-porte mit Schweizer und hat den freundlichen Knaben lieb."

„O mein Gott, wie wäre das auch anders möglich," sagte die Gräfin mit einem innigen Tone der Stimme, während sich ihre Augen mit Thränen füllten; „du mußt mich nicht auslachen, liebe Schwester," setzte sie wehmüthig lächelnd hinzu, „daß ich wieder so aufgeregt bin, aber glaube mir, in den letzten Tagen ist viel auf mich eingestürmt."

Die Tänzerin drückte die Hand ihrer Schwester und

schaute sie mit einem ruhigen, aber herzlichen Blicke an. „Sieh nur keine Gespenster, Françoise,“ sagte sie, „und was meinen lieben, herzigen Eugen anbelangt, so denke nur, daß ich über ihn wache, wie eine Mutter nur über ihr eigenes Kind wachen kann.“

„Gott lohn es dir in deinem ganzen Leben, aber du bist ja auch schon hier dafür belohnt. Welch namenloses Glück, ein so liebes Kind warm ans Herz drücken zu können, sein Lächeln zu sehen, seine Stimme zu hören, von ihm mit süßen Schmeichelworten angeredet zu werden! — Was habe ich dagegen? Ein reiches, glänzendes, aber ödes Haus und einen Gatten,“ setzte sie mit ganz leiser Stimme flüsternd hinzu, „den ich anfange, zu fürchten.“

„Ah, Françoise, keine Uebertreibung.“

„Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht übertreibe; aber du wirst hören und mir Recht geben.“

„Da sind wir an meinem Hause, liebe Schwester,“ versetzte ruhig die Tänzerin; „laß deinen Schleier herab und zwinge dich, etwas mit heiterem Tone zu sprechen, die Leute sind gar zu neugierig. Schicke dann deinen Wagen fort.“

„Nein, nein, ich will ihn dalassen, ich will jeden Grund zu irgend welchem Argwohn vermeiden; hätte ich sonst nicht auch,“ rief sie leidenschaftlich aus, „mein liebes Kind in den Wagen genommen und seinen süßen Mund mit Küssen bedeckt?“

„Ruhig, Françoise!“ —

Die Tänzerin wohnte im ersten Stock eines ansehnlichen Hauses. Ihre Wohnung war bequem und elegant eingerichtet, ohne gerade ein besonders kostbares Ameublement zu zeigen; der Salon war behaglich, dunkle schwere Vorhänge und

dunkle Möbelstoffe auf dunklem Eichenholze. Reizend war eine Epheulaube, die das einzige breite Fenster des Gemachs umspannte, wo ein paar kleine Fauteuils neben einem schönen Tischchen mit eingelegtem Marmor standen, einem Geschenk aus Florenz. Die gegenüber liegende Wand zierte das einfach aufgefaßte Portrait der Gräfin, von einem berühmten Künstler gemalt. Der Hintergrund dieses Bildes erinnerte an die Villa San Antonio; man sah über der Terrassen-Einfassung hinweg das tiefblaue Meer und in der Ferne die malerisch zerklüftete Küste von Sorrent in ihrer warmen hellröthlichen Färbung.

„Ich sah dich gestern nur einen Augenblick," sagte Françoise, nachdem sie sich auf einen der kleinen Fauteuils niedergelassen.

„Ja, du sagtest mir von dem Medaillon, das du unter dein Kopfkissen gelegt und nicht wiedergefunden habest."

„Ich glaubte, es habe sich doch irgendwo verloren und ich würde es wiederfinden."

„Nun?"

„O, ich fand es nicht wieder, da es vorher schon jemand gefunden hatte."

„Du erschreckst mich, Françoise."

„Da dich meine Worte erschrecken, Rosa, so kannst du dir meinen Zustand denken — der Graf hat es gefunden."

Die Tänzerin fuhr leicht zusammen und schaute ihre Schwester mit einem Laute des Schreckens an. „Oh—oh—oh—oh," machte sie alsdann, „dieses unglückselige Medaillon! Hättest du es mir nur gegeben, wie ich dich so oft darum gebeten."

„Es war die einzige Erinnerung an jene glückliche Zeit,"

gab Françoise mit einer rührenden Innigkeit zur Antwort; „dir gab ich ja mein Kind, liebe Schwester, ich konnte es nicht über's Herz bringen, auch das Bild seines Vaters wegzugeben — des unglücklichen Mannes," rief sie in Schmerz ausbrechend, „der ja nicht schuldig ist, wie wir erfuhren, — o, nicht schuldig, meine gute Rosa! Der vielleicht elend zu Grunde gegangen ist, dessen liebendes, treues Herz vielleicht im Schmerze brach, während wir ihn schuldig glaubten und ihm geflucht."

Rosa hatte die Hände gefaltet und schüttelte leicht mit dem Kopfe.

„Ja, ja," fuhr die Schwester heftig fort, „wir haben ihm geflucht, ich wenigstens in Nächten der Qual und des Jammers, ja, ich habe seiner nur in Verwünschungen gedacht, des Vaters meines Kindes!" —

„Das hast du nicht gethan, Françoise," erwiderte die Tänzerin, indem sie sich gewaltsam zwang, ruhig zu erscheinen. „Du hattest immer entschuldigende Worte für ihn, du hast ihn vertheidigt, wenn ich ihn schwer anklagte; wir sind schwache Menschen, und der Schein zeugte gegen ihn."

„O, wenn ich nur Scherra sehen könnte," klagte die Gräfin schluchzend, „meinen alten, ruhigen, würdigen Freund! Wenn er mir nur das Ende jener furchtbaren Geschichte mittheilen wollte!"

„Ich hätte ihn aufgesucht," sagte Rosa, „aber es war noch nicht möglich, denn in leidenschaftlichen Momenten, meine gute Schwester, muß ich ruhig und kalt für dich denken. Wir dürfen kein Aufsehen erregen, um deiner und des Kindes willen. Glaube mir, ich suche baldigst eine Gelegenheit, mit Herrn von Scherra zu sprechen."

„Auch ich halte das für sehr nothwendig, denn ich fürchte, diese Geschichte wird Folgen haben, wo wir die Hülfe dieses bewährten Freundes dringend gebrauchen.“

„Laß das jetzt, du hast mir Wichtigeres mitzutheilen.“

„O, mein armer Kopf, ich menge alles durcheinander! Doch ich will mich zwingen, dir zu sagen, was du wissen mußt. — Der Graf fand das Medaillon; an jenem entsetzlichen Abend überfiel mich ein wohlthätiger und tiefer Schlaf, während er wie so oft ruhelos durch seine Zimmer schritt — o, er ist ein armer unglücklicher Mann, und ihn so sehen zu müssen, auch das zerreißt mein Herz! — er nahm das Medaillon zu sich, er hat es geöffnet und Gaetano's Bild gesehen.“

„Weiter, Françoise, weiter!“

„Vorgestern und gestern sprach er kein Wort darüber, aber ich sah wohl, daß ihn etwas furchtbar quälte, seine Nächte waren fast ganz ohne Schlaf, seine Züge bleich und abgespannt, wie nie, und wenn er mich mit den roth unterlaufenen Augen zuweilen lange anstarrte, so merkte ich wohl an dem wechselnden Ausdrucke seines Blickes, daß seine Gedanken sich in die Weite verloren. Dann preßte er die Lippen heftig auf einander, sein Mund zuckte krampfhaft und über sein so starres Gesicht flog es, als wenn er weinen wollte — o, meine Rosa, der Anblick hat mich entsetzlich erschüttert.“

„Suche dich zu beruhigen, Françoise, o, du weißt wohl, wie ich mit dir fühle.“

„Gestern Nacht,“ fuhr die Gräfin, nachdem sie sich etwas gesammelt, mit tonloser Stimme fort, „war ich an seinem Bette aus Erschöpfung eingeschlummert, und wachte auf, als

ich fühlte, daß er seine kalte Hand auf meine Stirn legte. Ich regte mich nicht, denn ich hörte ihn halblaut zu sich selbst reden. — ‚Wenn er todt ist,‘ sagte er mit einer Stimme, wie ich sie nie vernommen, o, mit einer Stimme, die mir das Blut in den Adern erstarren machte, ‚wenn er todt ist, so habe ich nichts dagegen, daß sie sich seiner erinnert. Wenn er aber noch lebt und ich ihn auffände, dann soll Jussuf mir helfen‘ — — Ah—ah—ah—ah," machte die unglückliche Frau schaudernd.

Die Tänzerin hatte sinnend dagestanden, sie hatte wohl die Worte ihrer Schwester gehört, aber dazwischen schien sie auch an etwas Anderes gedacht zu haben. „Erinnerst du dich," sagte sie mit einem Male hastig, „wie du mir an jenem Abende von Gaetano sprachst, daß du überzeugt seiest, er sei gestorben, daß er im Grabe ruhe — erinnerst du dich?"

„O ja, ich werde dieser furchtbaren Nacht so wenig vergessen, wie der Worte, die ich gesprochen."

„Du glaubtest, der Graf schliefe?"

„Gewiß, sah ich ihn doch eingeschlafen."

„So war er erwacht und hörte aus dem Nebenzimmer unsere Unterredung, und wenn es so ist, wie ich überzeugt bin," setzte sie mit Entschlossenheit hinzu, „so ist es besser; es muß dir ein nothwendiges Geständniß erleichtern."

„Du hast Recht, Rosa," gab die Gräfin, kaum verhehmbar, zur Antwort, „es hat es mir erleichtert."

„So sprachst du mit ihm?" fragte die Schwester erschreckt.

„Gestern Nacht."

„Und gestandest du ihm alles — alles? Françoise, um Gottes willen, du hast dich unglücklich gemacht, dein Kind!" —

„Ich habe ihm nur gesagt," versetzte die Gräfin, „daß

ich Gaetano geliebt, daß er meine erste, aber heiße Liebe gewesen, daß ich seit Jahren nichts mehr von ihm gehört, daß er todt sei."

„Und der Graf?"

„Er antwortete, nachdem er mich lange mit starren Augen betrachtet, in einem Tone, so entsetzlich kalt, so unheimlich: ‚Und wenn er vielleicht doch noch lebte? Madame —!' — O Rosa, Rosa," fuhr sie nach einer Pause der furchtbarsten Aufregung fort, „ich muß dir ja alles sagen, ich darf dir nichts verschweigen! Dann sprach der Graf unzusammenhängende, aber schreckliche Worte, wobei er mich mit verwirrtem Blick betrachtete, und als ich hierauf seine Hand ergriff und flehend seinen Namen rief, sagte er mit einem seltsamen Lächeln: ‚Sei ruhig, mein Kind, gewöhnlich kommen die Todten nicht wieder, wenn dem aber doch so wäre, so werden wir dich zu schützen wissen, ich und Jussuf.'"

„Françoise!" rief Rosa entsetzt, „um des Himmels Willen, du glaubst doch nicht —"

„Laß mich ausreden! Als das vorbei war, legte er sich in tiefer Erschöpfung nieder, und ersuchte mich, ihm ein Lied zu singen. O, meine Schwester, ich mußte singen, ich hatte die Kraft, es zu thun. — ‚Es ist ja nur ein böser Traum, nicht wahr, mein Kind?' flüsterte er mehrere Male, bevor er einschlief. Glücklicher Weise traf heute Morgens Scherra mit dem Arzte bei uns zusammen; ich mußte dem Letzteren einige Andeutungen geben, doch beruhigte er mich; ‚es sei,' sagte er, ‚eine gewaltige Nervenaufregung, die er schon mehrere Male glücklich bewältigt.' Scherra blieb bei uns, und zwang mich, zu meiner Zerstreuung, wie er sagte, auszufahren."

„Und wie ist der Graf heute?"

„O, Gott sei Dank, besser, fast heiter; er scherzte mit

mir über diese furchtbare Geschichte, und sagte mit dem gutmüthigen Ausdrucke seines Gesichtes, den ich so sehr an ihm liebe: ‚Das kommt davon, mein Kind, wenn man nicht zur rechten Zeit aufrichtig ist, aber trotzdem bist du mein gutes und treues Weib!‘ — Und," setzte die Gräfin mit gefalteten Händen und thränenfeuchtem Blick hinzu, „Gott im Himmel, der mein Herz kennt, weiß, daß ich das bin."

Rosa war ein paarmal durch das Zimmer geschritten, und sagte nach einer Pause: „Du fährst wieder zu dir zurück? Gut, ich begleite dich und bleibe heute bei Euch. Vielleicht kann ich dort Scherra einen Augenblick allein sprechen, er ist ein würdiger Mann und erprobter Freund, ich muß ihm Einiges vertrauen; ich wollte noch nach dem Knaben sehen, aber beruhige dich, er ist gut aufgehoben."

„Wie glücklich bin ich, daß du mit mir gehst," sagte die Gräfin. „O, wenn du doch die Wohnung in unserem Hause annehmen wolltest, die dir der Graf schon ein paarmal angeboten!"

„Und dann?" fragte achselzuckend die Tänzerin, — „gewissermaßen gebunden sein, und nicht mehr für ihn sorgen können? Nein, nein, es ist besser, wie es ist! Wenn du mich brauchst, bin ich zu deiner Hülfe da. — Nun komm!"

Sie ordnete ein klein wenig an ihrer Toilette, nahm ihren Shawl, und dann verließen die beiden Schwestern das Haus.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Anstalt des Dr. Henderkopp.

Es war einer jener herrlichen Tage im Spätherbst, wo sich die Natur noch einmal in all ihrer Pracht zeigt, in solchem Sonnenglanz, in solcher Wärme, als halte sie es selbst für unmöglich, daß vielleicht wenige Tage später kalter Wind und Regen, ja, vielleicht Schneegestöber die gelben und rothen Blätter, welche heute noch die Landschaft so herrlich zieren, unbarmherzig von den Bäumen fegen würden.

Es war einer jener Tage, die wir mit dem Namen Altweibersommer bezeichnen, wo die Wiesen nach vorhergegangenem Regen noch einmal aufleuchten in smaragdener Pracht, wo weiße Spinnenfäden mit den Sonnenstrahlen buhlen und langsam durch die laue Luft ziehen. Die Rasenplätze, an denen Bäume stehen, erscheinen durch die herabgefallenen Blätter wie prachtvolle Teppiche, wo auf grünem Grunde gelbe und rothe Puncte eingewirkt sind, in deren Mitte ein leuchtendes Bouquet prangt von Astern und Dahlien in prächtigen Farben. Die alten mächtigen Stämme der Bäume

mit ihren gefärbten Laubmassen glänzen in der Zufriedenheit eines glücklichen Alters, ihre kahl gewordenen Häupter blicken so ergebungsvoll gen Himmel, als seien sie jeden Augenblick des Schnees gewärtig, der sie bedecken wird, und doch lächeln sie aus den bunten Blätteraugen auf die Erde hinab, nach den ahnungslosen Blumen, die nicht daran zu denken scheinen, daß vielleicht schon in der nächsten Nacht ein Reif auf sie fallen wird, vor dessen rauhem Gruße sie ihre Köpfe verwelkt hangen lassen werden, oder die alten Riesen necken eine spät erblühte Rose, indem sie leicht ihre Aeste schütteln und ein gelbes Blatt auf sie hinabflattern lassen.

Die Berge erscheinen röthlich-violett, alle Schatten tiefblau, und kleine Schlösser, Kapellen und Landhäuser glänzen so aus dem sie umgebenden Grün hervor, als hätten alle, diesem letzten Herbsttage zu Ehren, ein ganz besonderes Feierkleid angezogen.

Und erst der tiefblaue, gänzlich unbewölkte Himmel in so wunderbarer klarer Färbung, daß man dort auf der Anhöhe, wo die alten Linden stehen, jedes Zweiglein, jedes Blatt deutlich erkennt, wie es sich scharf von der strahlenden und doch so ruhigen Fläche abhebt. Er ist

„So klar und feierlich,
So ganz, als wollt er öffnen sich.“

So ein Herbsttag ist auch ein Tag des Herrn, und wenn es einmal geschieden sein muß von dieser schönen Erde, so wäre ein solcher Tag wünschenswerth, wo man auf so natürliche Art zugedeckt wird von herabflatternden Blumenblättern und von gelbem und rothem Laube, in dem der Fußtritt so freundlich raschelt, wenn man hingeht, ein geliebtes Grab aufzusuchen.

Wir wollen diesen schönen Herbsttag dazu benutzen, um vor das Thor der Stadt zu gehen, nur eine Viertelstunde weit, durch ein schmales Bergthal, dessen Windungen bald die Häusermassen hinter uns verdecken.

Droben auf der Höhe blicken wir in ein prachtvolles Panorama. Hinter Rebenlaub und niederen Gebüschen streben auf einer Seite die Kirchthürme der Stadt empor, während wir auf der anderen weit in das Land hinaus schauen auf grünende Wiesen, auf sprossende Wintersaaten, auf freundlich leuchtende Dörfer, auf den Fluß mit seinen lieblichen Krümmungen, auf die lang sich hinziehende Eisenbahnlinie mit dem rauchenden Dampfroß, und auf den weiten blauen Himmel, der sich so gleichmäßig und glänzend blau rings umher auf unsern Horizont niederläßt, in so gänzlich wolkenloser Fläche, welche nur dort gegen Süden leicht unterbrochen ist durch eine langgestreckte Schaar von Zugvögeln, die das schöne Wetter zu ihrer Reise benutzen.

Noch einen langen Blick in die Gegend wollen wir thun, und dann treten wir durch eine Holzeinfriedigung auf einen kleinen Platz, der von mächtigen Linden beschattet und so dicht mit herabgefallenen Blättern bedeckt ist, daß wir kaum den Weg unterscheiden können, der uns zu schweren, etwas unförmlichen Thorpfeilern führt und an ein verschlossenes, starkes eisernes Gitterthor.

Da wir nicht nöthig haben, die Oeffnung des Gitterthores zu erwarten, sondern unser Wunsch genügt, um uns hinter dasselbe zu versetzen, so befinden wir uns auch schon im nächsten Augenblicke in einem weiten Hofraum, der von verschiedenartigen Gebäuden begrenzt ist und durch eine tiefe

Stille, so wie durch wucherndes Gras zwischen dem Pflaster etwas öde und trübselig erscheint.

Zur linken Hand haben wir eine kleine Kirche mit niederem viereckigem Glockenthurm, deren Außenwände leider mit hellgelber Kalkfarbe angestrichen sind, was dem Gebäude wohl ein reinliches Ansehen gibt, aber alle Spuren der alten, nicht unkünstlerischen Architektur verwischt und, was hier für unser Auge noch übrig geblieben ist, das zierliche Maßwerk der hohen Bogenfenster, so fremdartig und plump unter der dicken, störenden Tünche erscheinen läßt. Rechts haben wir, mit der Kirche gleichlaufend, ein Oekonomie-Gebäude, und wenn man die Kirche und diese Gebäude die Flügel des Hauses nennen könnte, so ist dasselbe vor uns geschlossen durch ein langgestrecktes, zweistöckiges Bauwerk mit kleinen, sehr gleichförmigen Fensterreihen und der Idee eines Kreuzganges, der sich mit seinen Ueberresten und Bogen nach der Kirche zu hinzieht.

Dieser Kreuzgang, so wie die Ansicht des eben erwähnten Landhauses, lassen uns leicht errathen, daß dies ehemals ein Kloster war, und so ist es auch. Benedictiner hatten sich hier auf dieser Anhöhe, von wo sie einen wunderbaren Blick in die herrlichen Thäler hatten, angebaut, und die gelehrten Herren lebten und lehrten hier in stiller Beschaulichkeit, bis auch sie vom Sturme der Zeiten aus ihren stillen Räumen verjagt wurden, bis zum letzten Male das Kirchenglöcklein zur Frühmette klang und die weißen Gestalten sich in ihrem kleinen Chor versammelten.

Auf einmal waren sie spurlos verschwunden, verweht wie der Klang eines ernsten Musikstücks, verblaßt wie die Gestalten eines lebhaften Traumes, und nach ihnen nahmen

die Gräuel der Verwüstung von Kloster und Kirchlein Besitz. An den Bogenfenstern des letztern zertrümmerten muthwillige Hände die bunten Scheiben, und der Raum, wo sich noch vor Kurzem die Andächtigen versammelt, bot das traurige Bild eines Heu- und Stroh-Magazins. Auch das ging vorüber; das Stroh traten die im Hofe angebundenen Reiterpferde unter die Hufe, während sie das Heu verspeis'ten, und als darauf die kaiserlichen Kürassiere oder die schwedischen Dragoner wieder von dannen gezogen waren, blieb es lange Zeit hindurch still und öde in Kirche, Kloster und Hof.

Darauf kamen wieder ordentliche Zeiten. Der Staat nahm sich seines Besitzthums an, ließ dasselbe restauriren, übergab das Kirchlein der Gemeinde des naheliegenden Dorfes, das Oekonomie-Gebäude einem Cameralbeamten, und das ehemalige Kloster wurde einem apanagirten Fürsten der königlichen Familie zum Sommerwohnsitz angewiesen.

Das waren wieder schönere Tage, da vernahm man in den bisher so stillen Hofräumen das Rasseln der Equipagen, das Stampfen und Wiehern der Pferde, und hörte lustige Hörner-Fanfaren, wenn der Fürst an schönen Herbsttagen, wie der heutige, hinauszog auf das edle Waidwerk.

Doch auch das blieb nicht immer so. Der alte Fürst kam zum Sterben, und seine Söhne, junge, lebenslustige Prinzen, wußten Besseres zu thun, als ihre Sommertage in dem alten Schlosse zuzubringen; der Eine diente hier, der Andere dort im Heere, und da sie dergestalt auf den väterlichen Sommer-Aufenthalt verzichteten, so nahm der Staat denselben wieder in seinen Besitz und errichtete dort, versuchsweise, eine landwirthschaftliche Lehranstalt. Da sich aber die Wälder nach und nach auf allen Seiten schüchtern zurückgezogen hatten,

auch die Aecker, welche das Kloster umgaben, von keiner außerordentlichen Güte waren, so kam diese landwirthschaftliche Schule zu keinem rechten Gedeihen, und wieder kamen lange, öde Zeiten für das ehemalige Kloster. Freilich blieb die Kirche im Besitz der Gemeinde, auch zog in das Oekonomie-Gebäude der Cameral-Verwalter wieder ein, doch das lange Haus gewährte viele Jahre hindurch den trostlosen Anblick verschlossener Fensterläden.

Auf einmal las man in den Zeitungen, die wunderherrliche Lage des Klosters Wiesenbronn, die milde Luft, welche hier fächle, die außerordentliche, das Gemüth zusehens beruhigende Aussicht auf grüne Wälder, saftige Wiesen und friedliche Thäler haben den Unterzeichneten veranlaßt, dort ein Privat-Asil für Geisteskranke zu errichten und es sich zur Lebensaufgabe zu machen, die gestörten geistigen Fähigkeiten derselben durch sanfte Behandlung und liebevolle Pflege wieder herzustellen; der ergebenst Unterzeichnete, geschult und gebildet in den bedeutendsten europäischen Anstalten gleicher Art, wolle den Unglücklichen ein Vater sein, und nur die Liebe zur Wissenschaft veranlasse ihn, die Kranken, welche man ihm anvertrauen werde, zu den untenstehenden, ganz beispiellos billigen Bedingungen aufzunehmen.

Der Unterzeichnete hieß Dr. Henderkopp, und wenn wir unsern geneigten Leser, bei unserm Eintritt in den Hof, nicht auf die große Messingplatte am Gitter mit seinem Namen aufmerksam machten, so geschah dies nur in der freundlichen Absicht, um ihm eine Ueberraschnng zu bereiten.

Das alte lange Haus glänzt in weißer neuer Farbe, die Läden sind geöffnet, aber bevor wir sein Inneres betreten, wollen wir durch einen weiten Thorbogen, der neben der

Kirche gerade vor uns liegt und unter dem langen Hause hin wegführt, in den großen Garten gehen. Wenn auch alle Umwandlungen des Klosters, deren wir oben erwähnt, an diesem nicht spurlos vorüber gegangen waren, so war er doch in seinem Charakter noch gut erhalten, denn die Baumgruppen und Alleen, welche die ehrwürdigen Benedictiner gepflanzt, von ihren Nachfolgern ziemlich geschont, waren nun zu mächtigen Stämmen herangewachsen, die mit weit ausgebreiteten Aesten schattige Plätze in Menge darboten. Nebenbei gaben sie aber dem Garten etwas Düsteres und Melancholisches, wozu noch kam, daß die Steintreppen und Terrassenmauern nicht mehr sorgfältig unterhalten und auch die Wege nicht so von Unkraut und Gras gereinigt waren, wie es wohl wünschenswerth gewesen wäre. Am trübseligsten zeigte sich ein ziemlich tief liegendes Parterre, welches mit Rosen umpflanzt war, deren hohe Stämme und lange Ranken sehr den Schnitt eines verständigen Gärtners vermissen ließen. Daß einige der Kranken sehr unregelmäßige landwirthschaftliche Versuche anstellten, dort ein Stück Land umgruben, hier einen neuen Weg anzulegen versuchten, ohne dabei auf Zweckmäßigkeit oder Symmetrie die geringste Rücksicht zu nehmen, machte den Platz für das Auge nicht erfreulicher. Dieses Parterre mußte man durchschreiten, um nach dem gegenüber liegenden höhern Theil des Gartens zu gelangen, wo es jetzt im Spätherbste, da die Bäume schon viel Laub verloren hatten, welches in gelben Massen den Boden bedeckte, etwas freundlicher aussah, ohne daß selbst hier eigentlich ein Aufenthalt gewesen wäre, genügend heiter, um ein umdüstertes Gemüth wieder aufleben zu lassen.

Zur Unterhaltung der Kranken sah man hier eine Kegel-

bahn, eine Schaukel, so wie Tische und Bänke, roh aus Holz gezimmert, letztere namentlich zahlreich um ein kleines Wasserbecken, welches durch einen Strahl gespeis't wurde, der, in einen Stein gefaßt, aus dem weit geöffneten Munde eines grotesken menschlichen Antlitzes hervorsprang. Dr. Henderkopp war der Ansicht, daß dieses gleichförmige Plätschern des Wassers beruhigend auf die Kranken einwirke, und war dies vielleicht eine richtige, jedenfalls wohlfeile Einrichtung. Hier hingen auch an langer eiserner Kette zwei hölzerne Becher zum beliebigen Gebrauche.

Rings um den Garten herum liefen die noch gut erhaltenen Mauern des ehemaligen Klosters, um einem etwaigen Entweichungs-Versuche der Pensionäre vorzubeugen, und zu gleichem Zwecke, so wie auch um etwaige Differenzen zu schlichten, befand sich ein handfester Wärter im Garten, der übrigens von seiner Amtsgewalt selten oder nie Gebrauch zu machen genöthigt war, denn da sich Dr. Henderkopp nur mit leicht zu behandelnden Kranken abgab, so befand sich hier eine ziemlich ruhige und harmlose Gesellschaft.

Diese dem geneigten Leser flüchtig zu skizziren, halten wir dem Verlaufe der Geschichte gemäß für nothwendig.

An dem eben erwähnten Wasserbecken saß ein kräftig gebauter Mann in vorgerückten Jahren in grauer Juppe mit grünem Kragen, eine einfache Jagdmütze von gleicher Farbe auf dem schon etwas ergrauten, starken und buschigen Haare. Er blickte zu einer prachtvollen Buche empor und sagte in ruhigem, ganz leidenschaftslosem Tone zu dem Wärter, der neben ihm stand: „Ich habe es ja schon vor vier Wochen gesagt, daß ich fürchte, dieser schöne Baum werde absterben; ich, ein alter und erfahrener Förster, muß das wissen. Steh

dort oben, wie die Zweige nicht gleichförmig kahl werden, sondern zwei der stärksten Aeste durch die Laubmassen hindurch bis auf den Hauptstamm ihre Blätter verloren haben, die werden dürr oder sind es jetzt schon und greifen das Mark des Stammes an."

Der Wärter, welcher die Hände in seinen Hosentaschen stecken hatte, blickte gleichgültig in die Höhe und erwiderte: „Sie mögen Recht haben, wenn man die Erlaubniß bekäme, sollte man ihn umhauen; das gäbe Luft und ein gutes Quantum Brennholz."

Der Förster senkte den Kopf ein wenig auf die Seite, maß den Stamm mit prüfendem Blick und meinte: „Ich werde mich nicht um zwei Scheite verrechnen, wenn ich Euch sage, daß der Stamm seine sechs Klafter gibt, aber das Herz im Leibe thut einem weh, wenn man so einen Riesen umhauen läßt."

„Na, etwas mehr Luft und Licht könnten wir hier schon gebrauchen."

„Habt Ihr meine Baumpflanzung gesehen?" fuhr der Andere nach einer Pause fort; „es ist eine Freude, zu schauen, wie gesund die Stämmchen dieses Jahr stehen, das Laub will gar nicht von den Zweigen fallen, so kräftig war es herausgewachsen."

Raschelnde eilige Fußtritte hörte man, und der Förster, der rasch auf die Seite blickte, machte ein finsteres und dabei unruhiges Gesicht. Es näherte sich ein langer, hagerer Mann, mehr hüpfend als gehend, gut gekleidet, den dunkeln Rock bis unter das Kinn zugeknöpft, die Hände hinten in die Rocktaschen gesteckt, aus welchen eine große Menge gedruckten Papiers hervorsah. Er lächelte auf eine freundliche

Art, und als er so tänzelnd neben den Beiden angekommen war, begrüßte er sie freundlich durch zweimaliges Kopfnicken, blieb dann auf einmal gerade vor dem wasserspeienden Steinkopfe stehen, zog vor diesem den Hut ab und sagte, nachdem er sich fast bis zur Erde verneigt: „Ich werde mir später die Freiheit nehmen, die Fortsetzung Ihrer wunderbaren Vorlesung zu hören, jetzt sind wir leider nicht allein. Ich habe die Ehre, Sie unterthänigst zu grüßen.“ Nach einer abermaligen tiefen Verbeugung hüpfte er eben so tänzelnd, wie er gekommen, davon.

„Der Narr!“ sprach der Förster mit finstern Blicken, in denen jetzt ein unheimliches Feuer loderte; „Ihr werdet sehen, Gevatter, daß ich Recht habe, vollkommen Recht, wie ich Euch schon oft gesagt, er ist gerade der Teufel, den ich mit aller Gewalt nicht hinunter schlucken kann, und im Schlucken von Teufeln habe ich was geleistet, das müßt Ihr mir zugeben.“

Der Wärter, der dem Kranken in die Augen blickte, zog rasch seine Hände aus den Hosentaschen und klopfte ihm freundlich auf die Schulter. „Ach was,“ sagte er in munterem Tone, „denken wir nicht an so 'was. Kommen Sie, zeigen Sie mir Ihre Baumpflanzungen! Also die Blätter wollen nicht herabfallen? Das müssen ja merkwürdig gesunde Stämmchen sein.“

Statt daß der Andere sich aber erhob, um die Stämmchen zu besehen, die er vorhin so gelobt, verzerrte er jetzt sein Gesicht auf eine gräuliche Art, öffnete den Mund, schloß ihn wieder, schluckte unzählige Male mit großer Anstrengung und drückte dabei die Hände vor seinen Leib. Zuweilen hielt er einen Augenblick inne, sah nach dem Wärter, und wenn

er ihm alsdann zunickte, war sein Blick etwas ruhiger. Auch murmelte er in solchen Zwischenmomenten: „Seht Ihr, wie hart es geht? Neunhundert Teufel habe ich bereits niedergeschluckt.“

Dann aber fing das Schlucken und Würgen mit dem tollsten, fast komischen Gesichtsverdrehen aufs neue an, und dazwischen stöhnte er nach längerer, angestrengter Arbeit: „Neunhundertneunzig — ein — zwei — drei — vierundneunzig — — achtundneunzig — — neunundneunzig — o mein Gott, es gelingt mir nicht, ich bringe den tausendsten nicht hinab und muß deßhalb immer von vorn anfangen! Ist das nicht ein grenzenloser Jammer? Wenn ich einmal den tausendsten hinabwürgen könnte, so hätte ich Ruhe, aber so muß ich immer wieder von vorn anfangen.“

Er hielt erschöpft inne und ließ den Kopf betrübt auf die Brust hinabsinken.

„Na, lassen Sie es gut sein,“ meinte in seine Ideen eingehend der Wärter, welcher diesen Anfällen häufig genug zugesehen hatte, „nächstens gelingt es doch einmal.“

Der Förster schüttelte betrübt seinen Kopf, worauf er seufzte: „O, ich habe dieses schon so unzählige Male versucht, und kann es immer nicht zu Stande bringen; neunhundertneunundneunzig sitzen hier unten, aber an dem tausendsten mag ich schlucken, wie ich will, ich fühle, wie er mir widerstrebt, wie ich ihn nicht fest halten kann, und wie er hohnlachend davonflattert. Wißt Ihr auch,“ sprach er nach einer Pause leiser und flüsterte geheimnißvoll weiter, während er den Wärter an seine Seite zog, „wißt Ihr auch, wer der tausendste ist? — Entweder der Narr da oder der Doktor selbst. Glaubt einem ehrlichen Manne, der es genau weiß,

glaubt mir, aber sprecht nicht darüber. Ich habe schon lange den Gedanken gehabt, den Doctor einmal vorzunehmen und mit Honig zu bestreichen, erstens, daß er süß werde — puh, er ist so gallenbitter — und zweitens endlich, daß er glatt werde, damit ich ihn doch einmal hinabwürgen könnte.“

Nach diesen Reden blieb er eine Zeitlang still in sich gekehrt sitzen, den Oberkörper vornüber gebeugt, die Hände gefaltet, wobei er den Kopf langsam hin und her schüttelte; dann zog er einen tiefen Seufzer, wie man zu sagen pflegt, aus dem tiefsten Grunde seines Herzens und sprach, langsam aufstehend: „Da ist nun einmal nichts zu machen; kommt, gehen wir nach der Baumschule!“

Der Wärter wollte dieser Aufforderung folgen und mit ihm nach dem anderen Ende des Gartens gehen, als ein neuer Patient schüchtern herangeschlichen kam und auf einige Schritte Entfernung mit tief gesenktem Kopfe und fast komisch aufwärts gerichteten Augen mit einem bittenden Ausdruck in denselben stehen blieb; auch hatte er seine Hände zusammengelegt und bewegte sie demüthig auf und ab, wie kleine Kinder zu thun pflegen, wenn sie ein inniges Begehren ausdrücken wollen.

Der Wärter schüttelte seine Hand verneinend gegen ihn und rief ihm zu: „Nein, nein, es ist noch zu früh, das telegraphische Bureau kann noch nicht geöffnet werden; auch ist die Luft zu neblig, man sieht in der Entfernung die Zeichen nicht.“

„O ja, man sieht sie,“ versetzte der Kranke heftig, „gewiß, man sieht sie, man wird sie ganz deutlich sehen, so deutlich, wie noch nie; und dann ist es hohe Zeit, daß die Bureaux aufgemacht werden, denn eine ungeheure Menge wartet

draußen, um ihre Depeschen aufzugeben. Natürlicher Weise gehen die Ihrigen vor," setzte er rasch hinzu, „ja, gewiß gehen sie vor! Bitte, geben Sie mir Ihre Depesche und lassen Sie mich den Telegraphen in Bewegung setzen."

Der Förster hatte etwas in den Bart gemurmelt von verrückten, unausstehlichen Kerlen, und ging darauf, die Hände auf den Rücken gelegt, mit strammen, festen Schritten allein davon.

„Na," sagte der Wärter nach einer Pause, indem der Andere in einem fort pantomimisch sprach und flehte, „ich will gern erlauben, daß die Bureaux geöffnet werden und auch selbst eine wichtige Depesche aufgeben; aber wollen Sie denn nie zu der Einsicht gelangen, daß der Zeichen-Telegraph eine veraltete Einrichtung ist? Geben Sie doch dem Herrn Doctor ein gutes Wort, daß er Ihnen einen elektrischen Telegraphen einrichten läßt."

Der Kranke, ohne seinen Kopf zu erheben, schüttelte denselben rasch hin und her und sagte dann mit einer Geschwindigkeit und Zungenfertigkeit, die seine Worte kaum verstehen ließen: „Der elektrische Telegraph hat durchaus den Erwartungen nicht entsprochen, die man von ihm gehegt, er ist dem Verderben ausgesetzt, in der Erde durch Nässe und Trockenheit, durch Regenwürmer und Eidechsen, durch Maulwürfe, die gern davon profitiren möchten, durch den Blitz, der noch tausend Klafter tiefer hineinschlägt, und durch andere natürliche und seltsame Umstände, deren Herzählung Sie mir gestatten mögen, zu unterlassen. In der Luft — hier schöpfte er heftig Athem — sind die Vögel, fliegende Drachen, böse Buben, Revolutionäre, Krieg, Feuer, Brand und Wasser

höchst gefährlich; was nun gar die unterseeischen Telegraphen anbelangt, so —"

„So sind wir darüber einverstanden," sagte ruhig der Wärter, während der Andere abermals heftig den Athem an sich zog, „daß sie nicht praktisch sind."

„Fische und Meerungeheuer, vor allem Klippen und Sandbänke —"

„Gewiß, gewiß," rief der Wärter; „also lassen wir in Gottes Namen denn den optischen Telegraphen spielen. Hier ist meine Depesche — er zog ein schmieriges, graues Papier aus der Tasche — aber wenn diese Depesche zu Ende ist, wird gerastet, haben Sie mich verstanden? Sonst schließe ich die Bureaux für immer zu."

Ein Strahl von Freude flog über die eingefallenen Züge des unglücklichen Telegraphisten, eines Mannes, der beim Eingehen der optischen Telegraphen pensionirt und darauf gemüthskrank wurde. Er ergriff hastig das Papier und eilte an eine Stelle der Gartenmauer, wo sich ein Auftritt befand, vermittels dessen man in die weite Landschaft blicken konnte; dort stellte er sich hin, legte die erhaltene Depesche vor sich auf die Mauer und telegraphirte mit den Armen und mit dem Kopfe, wobei er Verrenkungen zum Vorschein brachte, die auf neue, bisher noch unbekannte Körpergelenke schließen ließen.

Der Wärter nahm eine große Schnupftabaks-Dose aus der Tasche und schickte sich an, einen Gang durch sein Revier zu machen; doch hatte er kaum zwei Schritte gethan, als ein neuer Kranker zu ihm hintrat, seinen Schritt nach dem des Wärters regelte und ein Zeitungsblatt vorwies, das er in der linken Hand hielt, und worauf er mit der rechten wiederholt schlug, wie um Aufmerksamkeit zu erregen. Er hatte ein

ernstes, vertrocknetes Gesicht, auf der großen knöchernen Nase eine schwere Brille, und da er die Augenbrauen hoch empor zog, so wie die Lippen fest zusammen preßte, so gab ihm dies das Aussehen eines Mannes, der nach langen Forschungen zu einem befriedigenden Resultat gelangt ist.

„Nun," fragte der Wärter, indem er langsam weiter ging, „sind noch Druckfehler zu finden?"

„Ich habe sie gefunden," erwiderte der Kranke mit einer tiefen Stimme, „obgleich das ganz unbegreiflich ist in einem stereotypirten Satze, von dem der gestrige Abzug correct und ohne Fehler war; Geist und Herz sind ganz in Ordnung, aber in der Publicität da fehlt es; da finde ich hartnäckige Druckfehler, und was das Eigenthümliche ist, wenn ich sie in diesem Augenblicke corrigirt habe, sind sie im nächsten schon wieder da — unbegreiflich — unerhört! Rathen Sie mir, was ich machen soll!"

„Da ist guter Rath allerdings theuer," meinte der Wärter, „aber zum Glück kommt da der Herr Dr. Henderkopp, der ist ein sehr gelehrter Herr und wird auch noch ein Mittel für Sie ausfinden."

Der Druckfehlerfänger machte bei Nennung dieses Namens ein sehr saures Gesicht, schüttelte heftig mit dem Kopfe, und als er sich hierauf langsam nach dem Hause umschaute, von wo der eben Erwähnte die Treppen hinabstieg, brachte er sein Zeitungsblatt dicht vor die Augen, und während er eifrig in demselben zu studiren schien, verlor er sich mit raschen Schritten zwischen die Bäume des Gartens.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Von den Kranken des Dr. Henderkopp.

In der That war es Dr. Henderkopp in eigener Person, welcher in Begleitung seiner Braut und seiner zukünftigen Schwiegermutter zu dem verwahrlos'ten Rosenparterre hinabgestiegen war. Die letztere hatte sich seit langen Jahren zum ersten Male zu einem modischen Hut entschlossen, welcher ihr aber unbequem zu sitzen schien, denn sie zog bald die rechte, bald die linke Schulter in die Höhe und auch häufig bald hier, bald da an dem steifen Hutrande. Sophie sah ziemlich bleich aus und hatte trotz des neuen schwarzseidenen Kleides, des schönen grünen Shawls und des weißen zierlichen Seidenhutes doch nicht die Haltung, die man berechtigt ist, von einer glücklichen Braut zu verlangen; auch hing sie, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, ziemlich locker am Arme ihres Bräutigams. Es schien kein rechter Zusammenhang zwischen Beiden zu sein, und statt an den blauen, klaren Himmel hinauf zu blicken, betrachtete sie eifrig das vergilbte Laub, welches unter ihren Füßen raschelte.

„Das Gärtchen hier sieht ziemlich verwahrlos't aus," sagte die Wittwe Speiteler in gutmüthigem Tone, „es hat etwas Trauriges, was sich aber leicht ändern ließe; man müßte nur die Wege besser putzen, das Unkraut entfernen, auch die Rosen sollte man ziemlich zusammenschneiden. Ich will Ihnen was sagen, Herr Schwiegersohn," fuhr sie nach einer Pause fort, während welcher sie eine der langen Ranken in die Höhe gehoben und kopfschüttelnd betrachtet, „nächstes Frühjahr zur Zeit des Rosenschnitts komme ich selbst hieher und werde das Geschäft besorgen, denn Sie können sich darauf verlassen, ich verstehe es aus dem Fundament, habe ich doch nicht umsonst den Garten meines Vaters unter Aufsicht gehabt."

Der Direktor der Privat-Irren-Anstalt hatte leicht seine Augen geschlossen und gab zur Antwort, nachdem er eine unerkennbare Melodie leise vor sich hin gepfiffen: „Meine liebe Madame, wenn es Ihnen recht ist, wollen wir das alles der Zukunft vorbehalten. Gewiß bin ich gern geneigt, freundliche Aenderungen zu treffen, doch müssen sich diese Aenderungen mit den Zwecken der Anstalt vereinbaren lassen. Hier zum Beispiel werden Sie bemerken, daß es den Kranken der Anstalt erlaubt ist, Gartenbeete umzugraben und Wege nach ihrem Gutdünken anzulegen."

„Das sehe ich wohl," erwiderte eifrig die Wittwe; „aber nehmen Sie mir nicht übel, Herr Schwiegersohn, man sollte die Narren anhalten" — sie sprach dieses Wort in ihrer gutmüthigen Weise, ohne etwas Böses dabei zu denken — „das Umgraben und Anlegen mit etwas Ordnung zu machen."

Dr. Henderkopp zog ein saures Gesicht und versetzte in scharfem, verdrießlichem Tone: „Diesen Namen, Madame, höre ich sehr ungern; man nennt diese Art von Kranken

wohl Gemüthskranke, aber nicht Narren; es soll dies hier kein Narrenhaus vorstellen."

Sophie, die schon längst unter dem Vorwande, eine späte, kümmerliche Rose zu pflücken, den Arm ihres Bräutigams losgelassen hatte, schauerte leicht zusammen und senkte ihren Kopf tief hinab auf diese Rose, deren halbverwelkte Blätter bei einer leichten Berührung ihrer Finger zu Boden flatterten.

„Ich habe damit nichts Unangenehmes sagen wollen," rief Frau Speiteler, die sich nicht leicht aus der Fassung bringen ließ, heiter aus; „aber in der Sache habe ich doch Recht. Nicht wahr, Sophie, wir wollen das schon arrangiren?" —

„Gewiß, Mutter." —

„Wenn es Ihnen gefällig ist, wollen wir jetzt weiter gehen," sprach der Direktor der Anstalt, und bot seiner Braut den Arm, welche sich auch willenlos von ihm führen ließ.

Oben an der Treppe trat ihnen der Wärter entgegen und meldete dem Direktor, daß es nichts wesentlich Neues gäbe. „Der Förster," sagte er in gleichgültigem Tone, „hat wieder einmal einen Anfall gehabt, und der Telegraphist ist dort hinten in voller Arbeit."

Sophie folgte mit ihren Augen dem Finger des Wärters, und als sie oben an der Mauer einen Mann stehen sah, der auf so eigenthümliche und heftige Art die Arme und den Kopf verdrehte, trat sie dicht an ihre Mutter heran und blickte dieser fragend, ängstlich in die Augen; war doch selbst das Lächeln der unerschütterlichen Frau bei diesem Anblick ein gezwungenes, und klang es doch besorgt, als sie fragte: „Thut der Mann dort, der so heftig mit den Armen um sich schlägt, nie jemand etwas zu Leide?"

Sie hatte ihre Frage an den Wärter gerichtet, der ihr ruhig zur Antwort gab: „O nein, jetzt ist er ziemlich ruhig geworden, und wenn er es gar zu toll treibt, stecken wir ihn einen Tag in die Zwangsjacke oder in die Tobzelle, da wird er gleich geschmeidig.“

Der Direktor schüttelte mit finsterer Miene seinen Kopf und erwiderte: „Das sollte überhaupt häufiger geschehen; Ihr faßt mir den da viel zu gelinde an.“

Der Wärter zuckte die Achseln und entgegnete: „Er bat so demüthig, daß ich nicht scharf mit ihm umgehen mochte; auch erlaubte ich ihm nur, eine einzige Depesche zu telegraphiren, er muß gleich fertig sein.“

„So laßt ihn endigen. — He da oben!“ rief der Doctor in so lautem und hartem Tone, daß der Telegraphist an der Mauer sich umwandte, und als er die erhobene Hand des strengen, gefürchteten Herrn erblickte, augenblicklich von seinem Steine herabsprang und, die Hände toll um den Kopf schwingend, mit großen Sätzen davonlief.

„Sie sehen, meine liebe Sophie, wie schnell man mir hier gehorcht,“ wandte sich der Direktor der Privat-Irren-Anstalt mit dem süßesten, wohlwollendsten Lächeln von der Welt an seine Braut; „so muß es aber auch sein, wenn ich winke, müssen sie aus Furcht zusammenfahren. — Was macht unser widerspänstiger Graf?“ wandte er sich an den Wärter; „hat ihn die dunkle Zelle ein wenig über seine Stellung hier im Hause aufgeklärt?“

„Es scheint so,“ gab der Wärter zur Antwort; „freilich sprach er kein Wort mit mir, als ich ihn herausließ; er betrachtete mich nur, wie er so oft zu thun pflegt, mit seinen großen dunkeln Augen und schlich sich in den Garten.“

„Und wo ist er jetzt?“

„Wo er immer zu sein pflegt, dort bei der Baumpflanzung des Försters, da sitzt er an dem vergitterten Mauerfenster und starrt in die Gegend hinaus.“

„Ich werde zu ihm gehen,“ versetzte der Doctor in bestimmtem Tone, „und den Versuch machen, ihm zu beweisen, daß Widersetzlichkeiten hier im Hause nicht zulässig sind und daß es mir durchaus nicht darauf ankommt, die dunkle Zelle durch alle Grade hindurch bis zur Zwangsjacke zu verstärken; es ist das ein bösartiger und verstockter Kamerad, der angebliche Herr Graf. — Darf ich bitten, mich zu begleiten?“ wandte er sich an die beiden Damen.

„Ich möchte lieber hier bleiben,“ flüsterte Sophie ihrer Mutter zu; doch versetzte diese:

„Ei was, man muß sich in der Welt an alles gewöhnen, und da es später zu deiner Lebensaufgabe gehört, mit diesen — Herren umzugehen, so mußt du einen allenfallsigen Widerwillen zu überwinden suchen. Ueberdies bin ich ja auch da!“

„Aber du bist nicht immer hier,“ flüsterte leise die Braut.

„Darf ich bitten?“ fragte Dr. Henderkopp, der ein paar Schritte vorausgegangen war und nun stehen bleibend sich umsah.

Mutter und Tochter folgten denn auch dieser Bitte; die erstere schaute aufmerksam nach allen Seiten hin und es erschien ihr äußerst sonderbar, verschiedene Gestalten zwischen den Bäumen zu entdecken, die, so wie sich der Direktor der Anstalt zeigte, von ihren Sitzen auffuhren oder hinter dicke Stämme huschten, um sich zu verstecken.

Die sind gehörig im Respect, sprach sie zu sich selber, und wenn sie dabei an ihre Knechte dachte, welche sie, eine

so resolute Frau, so schwer in der Botmäßigkeit und Ehrfurcht erhalten konnte, so stieg ihre Achtung vor dem zukünftigen Schwiegersohne bedeutend. Madame Speiteler aber dachte nicht daran, daß sie in ihrem Hause in der Balkengasse weder Schläge noch Hunger, weder Dunkelarrest noch Zwangsjacken anwenden durfte — Dinge, welche hier an der Tagesordnung waren und die armen Kranken ungefähr mit demselben freundschaftlichen Gefühle gegen den Doctor beseelten, welches ein Thier in seinem Käfige empfindet, wenn es, durch ziemlich ähnliche Mittel überwältigt, in die vorgehaltenen Eisenstangen beißt.

Während die Drei so dahin schritten, floß der Mund des Direktors über von lehrreichen Bemerkungen über diesen und jenen Kranken, ließ auch einen oder den anderen derselben, der gerade in seine Nähe kam, durch den Wärter anhalten, so auch den armen Druckfehlerfänger, der ihn durch seine großen Brillengläser erschreckt anblickte und, hastig auf sein Zeitungsblatt schlagend, rasch die Worte hervorstieß: „Sehr viel Druckfehler, ungeheuer viel Druckfehler, auch in Geist und Herz, nicht bloß in Publicität — erstaunlich, schreiben letzteres vorn mit einem weichen, hinten mit einem harten B. — O, unverantwortlich — unverantwortlich. — Hm?“ machte er plötzlich fragend, indem er dem Doctor sein Zeitungsblatt vor die Nase hielt und ihm von unten herauf in die Augen schaute.

„Es ist schon gut, mein Freund,“ bemühte sich Herr Henderkopp in sanftem Tone zu sagen, „suchen Sie die Druckfehler nur auf und corrigiren Sie fleißig, Sie werden sehen, daß Sie nach und nach immer weniger finden.“

Der Druckfehlerfänger entfloh eilig, als ihn der bleierne

Glanz der blauen Brille nicht mehr festhielt, wie der Blick der Schlange das schüchterne Reh.

„Er macht sich bedeutend besser," sagte der Wärter lebhaft, „vor einer Stunde fand er nur noch Druckfehler in Publicität, ich glaube doch, wir kommen so weit, daß er keine mehr finden wird."

„Es ist der Factor einer großen Druckerei," erklärte der Doctor, „der bei seinem mühseligen Geschäft endlich so weit kam, überall Druckfehler zu sehen. Dazu kam noch der täglich überwältigende Anblick des Kopfes seines Journals, was auch höchst nachtheilig auf seinen Geist einwirkte, und so fing seine Krankheit damit an, daß er in dem stereotypirten Satze eines Werks Druckfehler suchte und zu finden glaubte."

Bei diesen Worten waren sie weiter gegangen und hatten die Baumpflanzung erreicht, wo der Förster emsig beschäftigt war, den Boden um die Stämmchen zu lockern und den schwachen feste Stützen zu geben. Zwischen dieser Arbeit sprach er mit einem andern Manne, der am Ende der Anpflanzung auf einer Bank saß und durch eine vergitterte Oeffnung in der Mauer auf die im Sonnenglanz schimmernde Landschaft blickte. Obgleich der Sitzende dem Anderen den Rücken zukehrte, so schien er doch auf dessen Worte zu lauschen, denn zuweilen nickte er wie beistimmend mit dem Kopfe.

Als der Doctor mit den beiden Damen näher trat, zog der Förster seine Mütze herunter, warf sie hoch in die Luft unbekümmert darum, wo sie niederfiel, und brummte dann mit finsterer Miene seinen Gruß, ohne weiter die Arbeit, die er vorhatte, zu unterbrechen.

Der Direktor nickte leicht mit dem Kopfe und ging zu dem, der an der Mauer saß, den er mit den Worten an=

redete: „Nun, wie steht's heute, mein Freund, sind wir freundlich und gehorsam?“

Es erfolgte keine Antwort, und als diese auch bei einer zweiten ähnlichen Ansprache ausblieb, berührte der Doctor mit seinem Spazierstocke leicht die Schulter des hartnäckig Schweigenden. Doch sprang dieser jetzt in die Höhe, wischte heftig mit der Hand über seine Schulter, drehte sich rasch gegen den Fragenden um und beschaute ihn mit blitzenden Augen von oben bis unten.

Es war dies eine eigenthümliche Gestalt und ein noch eigenthümlicheres Gesicht. Sein Alter konnte man schwer auch nur annähernd schätzen; ein krauser, schwarzer, voller Bart, so wie langes, gleichfalls schwarzes Haar hüllten seinen Kopf so vollständig ein, daß man außer der hohen, bleichen Stirn und der geraden, wohlgeformten Nase nur einen kleinen Theil der Wangen sah und von den blassen Lippen sehr wenig, da er sie fest aufeinander gepreßt hielt. Wenn graue Streifen in seinem Haupthaar von reiferen Jahren zu zeugen schienen, so sprach sich dagegen in dem leuchtenden Glanz der Augen, so wie in der, wenngleich magern, doch schön gebauten und elastischen Körpergestalt die Kraft der Jugend aus. Sein Anzug schien verwahrlos't und doch wieder gewählt: er trug Schuhe mit weißen Strümpfen, nachlässig angezogene Sommerbeinkleider, einen grauen leinenen Rock, den er auf der Brust nicht zugeknöpft hatte, und seinen Hals umschloß locker ein langes schwarzes seidenes Tuch, dessen beide Enden vorn über ein rothes wollenes Hemd herabfielen. Als er saß, hielt er auf den Knieen einen Strohhut, den er jetzt langsam auf sein langes, dichtes Haupthaar setzte und durch einen leichten Schlag dort festdrückte. Hierauf kreuzte er ruhig

seine Arme über die Brust und blickte dem Direktor der Privat-Irren-Anstalt fest in das Gesicht.

„Wir scheinen doch noch übel gelaunt zu sein," wandte sich dieser an den Wärter, welcher achselzuckend daneben stand; „wir scheinen unsere südliche Tigerlaune zu haben, wir wollen wahrscheinlich wieder eingesperrt werden?"

Diese Worte sprach Dr. Henderkopp mit einer boshaften Behaglichkeit, welche noch dadurch vermehrt wurde, daß er selbstgefällig dabei lächelte. „Wie befinden sich der Herr Graf?"

Auf dem Gesichte des also Angeredeten zeigte keine Spur von Bewegung an, daß er die Worte seines Quälers verstanden, nachdem aber seine Augen, welche allein und sehr deutlich sprachen, noch ein paar Sekunden die blauen Brillen fixirt hatten, nahm der Kranke mit einer sichern und zierlichen Handbewegung seinen Strohhut ab, wandte sich gegen die beiden Damen und redete sie mit tiefer, wohlklingender Stimme an: „Mesdames, j'ai l'honneur de vous saluer. Si Monsieur le Docteur avait eu seulement une idée de bienséance, il me vous aurait présenté.

„Lassen wir das, mein Freund," unterbrach ihn rasch der Doctor. „Sie wissen, daß ich es Ihnen ein- für allemal verboten habe, Fremde, die meine Anstalt besuchen, mit Ihren fixen Ideen zu belästigen. Seien Sie folgsam, gehorsam, das allein ist im Stande, Ihnen hier einen angenehmen Aufenthalt zu verschaffen.

„Agréable — jamais, c'est l'enfer sur la terre, et vous Docteur, êtes —"

„Der letzte Teufel, den ich nicht niederschlucken kann," brummte der Förster in den Bart.

„Gebhard,“ rief der Doctor so laut und gebieterisch dem Wärter zu, daß er die Bemerkung des ruhig Arbeitenden überhörte und auch der andere Kranke verstummte, „ich sehe, die dunkle Zelle hat noch keine Wirkung gethan, wir wollen die Douche ein wenig spielen lassen. Ich will doch einmal sehen, ob ich diesen widerspänstigen Herrn nicht zum Gehorsam zwingen kann. Ja, ja, die Douche, Gebhard, und fortgefahren, bis ich selbst komme und sage: genug.“

Ein paar Sekunden lang zuckte eine ungeheure Wuth über die Züge des Kranken, er fuhr mit seinen Armen auseinander und faßte mit seinen Fingern in die leere Luft, als suche er irgend eine Waffe zu erfassen und seinen Quäler damit zu Boden zu schlagen. Auch schien ihm der Förster dabei behülflich sein zu wollen, denn dieser schleuderte die Hacke, mit welcher er gearbeitet, in seine Nähe, doch trat Gebhard mit seiner kräftigen breitschultrigen Gestalt dicht an ihn heran und hob drohend den Zeigefinger seiner schweren Faust in die Höhe.

Der Kranke bedeckte einen Augenblick sein Gesicht mit beiden Händen, und als er diese wieder hinabsinken ließ, war er noch bleicher als vorher, seine Lippen zuckten und stießen abgebrochen und mühsam die Worte hervor: „O, meine Damen, bitten Sie für mich! Nicht Douche, um Gottes willen nicht Douche! — Sie macht wahnsinnig meinen armen Kopf! Ich will ruhig sein — sehr ruhig — bis —“

Ein seltsames Gefühl hatte selbst die festen Nerven der Wittwe Speiteler erschüttert, und als sich schon bei den ersten Worten der eben statt gehabten Unterredung Sophie vom Arm ihrer Mutter losmachte, um leise den Weg, den sie gekommen waren, zurückzukehren, mochte sie sie nicht zurückhal-

ten. Sie selbst dagegen blieb stehen, ja, sie stemmte unter der ungewohnten schwarz-seidenen Mantille ihre Arme in die Seite, wobei sie unmuthig auf den Doctor blickte und fest entschlossen war, wenn er eine Gewaltthätigkeit gegen den armen Kranken, für den sie sich interessirte, zur Ausführung bringen lassen wollte, für den Letzteren recht energisch Partei zu ergreifen.

Doch kam es dieses Mal nicht so weit. Der Doctor ließ die blauen Brillengläser eine Zeit lang fest und unverwandt auf dem Gesichte seines Opfers ruhen, und begnügte sich dann damit, dem Wärter zu sagen: „Also lassen wir's für jetzt gut sein, aber bei der ersten Unart, bei der ersten noch so geringen Widersetzlichkeit Douche und Drehstuhl. Der Bursche da wäre im Stande, meine ganze Autorität in Frage zu stellen. — Wo ist Sophie?" setzte er fragend, indem er sich umblickte, hinzu.

„Sie ist dort hin gegangen," gab Madame Speiteler zur Antwort, „da sitzt sie auf der Bank unter den hohen Bäumen."

„Wir wollen sie aufsuchen," sagte Herr Henderkopp mißmuthig den Kopf schüttelnd, und während sie dem bezeichneten Orte zuschritten, fuhr er in erhöhtem scharfem Tone fort: „Es will mir das an Sophie durchaus nicht gefallen, daß sie so gar keinen Antheil an meinen Schöpfungen zu nehmen scheint. Meine liebe Madame, Sie werden begreifen, daß man, um die Ehre zu haben, Direktorin einer so berühmten Anstalt zu werden, das zimperliche schüchterne Wesen ablegen muß; meine Gattin muß gewissermaßen meine Stelle vertreten können, mich wenigstens unterstützen, so weit man es überhaupt von einer Frau verlangen kann."

„Allerdings, mein lieber Herr Schwiegersohn," meinte Madame Speiteler, „soll sie sich bemühen, ihre Pflicht zu thun, aber eigentlich ist ihr Wirkungskreis doch nur im Wohnhause, in Küche und Keller; um auch anderswo in Ihrer Anstalt mit der so nothwendigen Energie aufzutreten, dazu werden Sie wohl schwerlich eine brauchbare Frau finden. Sehen Sie mich an, ich kann wahrhaftig schon einen Puff vertragen, aber einen armen Teufel, der seiner Sinne nicht recht mächtig ist, körperlich abstrafen zu sehen, dazu könnte selbst ich mich schwerlich verstehen."

„So, ein armer Teufel?" fragte der Director der Privat-Irrenanstalt mit Verwunderung. „Das ist ein verstockter Bursche, der gehört, unter uns gesagt, eher ins Zuchthaus als in eine respectable Anstalt wie die meine; er hat sich durch Schwindeleien aller Art, durch falsche Papiere und mit einer unerhörten Frechheit in den Besitz eines erlauchten Namens und unermeßlichen Vermögens setzen wollen, ungerechnet sonstige verbrecherische Absichten, mit denen er seinen Geburtsort verließ und auf Reisen ging. Seine Verwandten, die ihm folgten, fanden ihn hier in einem allerdings jämmerlichen Zustande und brachten ihn als einen tobend Wahnsinnigen zu mir. Meiner Kunst, Madame, gelang es, ihn so weit wieder herzustellen, daß es möglich war, ihn in meinem ruhigen und so überaus anständigen Hause zu behalten. Glauben Sie ja nicht, daß ich, wie er jetzt ist, Unmögliches von ihm verlange, wenn ich mich bestrebe, ihn von seiner fixen Idee abzubringen. Hat er doch Stunden, Tage, wo er mit größter Ueberlegung handelt und spricht, wo ich förmlich seine Absicht durchmerke, mir beweisen zu wollen, daß ich es mit einem vernünftigen Wesen zu thun habe. Stelle

ich mich aber einmal an, als gehe ich in seine Ideen ein, so kommt im Handumdrehen der ganze alte Wahnsinn wieder zu Tage: er verlangt Geld, um abreisen zu können, und ist ein vornehmer Herr, der von verbrecherischen Verwandten, die ihn um sein Vermögen betrügen wollen, hier festgehalten wird."

„Und kennen Sie diese Verwandten?" fragte Madame Speiteler, die sich von ihrer innigen Theilnahme für jenen Unglücklichen nicht so leicht abbringen ließ; „wäre es denn nicht vielleicht möglich, daß ihm ein großes Unrecht geschehen?"

Herr Henderkopp nahm jene selbstgefällige, lächelnde Miene an, welche sagen zu wollen schien, so will ich mich denn herablassen, und dir den Beweis führen, daß zwei mal zwei vier ist. „Das, meine liebe Madame," sagte er hierauf, „ist eine alte Geschichte, die sich in unserer Praxis zu oft wiederholt hat, um einen Kenner zu täuschen. Fragen Sie die meisten meiner Pensionäre, wenn sie sich nicht gerade im Stadium der Tobsucht befinden, und sie werden Ihnen zur Antwort geben, sie seien die gescheitesten Menschen der ganzen Welt und nur hieher gebracht worden, weil irgend jemand ein grausames Vergnügen daran finde, sie ihrer Freiheit zu berauben."

„Daß dies aber doch bisweilen der Fall sein kann, lies't man in Büchern," versetzte die Wittwe.

„O ja, in England soll dergleichen schon vorgekommen sein, aber bei uns in Deutschland, wo die väterliche Fürsorge des Staates nur erprobten Männern die Aufsicht über so wichtige Anstalten, wie die meinige ist, zu erlauben hat, ist ein solcher Fall nicht denkbar, rein unmöglich." Der Doctor sagte diese letzten Worte mit solcher Bestimmtheit

und machte dabei eine so entschiedene Bewegung mit der Hand, als wollte er dieses Gesprächsthema ein= für allemal abgeschnitten wissen, daß es die würdige Wittwe für besser hielt, nicht länger über eine Sache zu sprechen, wo ihrerseits weibliches Mitgefühl allein gegen langjährige Erfahrung und außerordentliche Kenntnisse doch nur mangelhaft stritten.

„Sie müssen das begreiflicher Weise besser wissen," sagte sie, während sie langsam der Bank zugingen, auf der sich Sophie niedergelassen hatte. „Wenn es Ihnen nun gefällig ist, Herr Schwiegersohn, so wollen wir jetzt den Theil des Hauses noch einmal durchsehen, wo wir besser bekannt sind und allenfalls ein Wort mitreden dürfen; nicht wahr, Sophie, das ist dir auch lieber?"

„O gewiß, Mutter," versetzte die gedrückte und bekümmerte Braut, und so schritten denn die Drei dem Hause zu, um dort Küche und Keller zu besichtigen.

Wie es oft bei dem scheuen Wild im Walde vorkommt, daß es bei dem Rufe der Treiber und dem Knallen der Gewehre nach allen Richtungen auseinanderstiebt, um sich später wieder leise schleichend zusammenzufinden, wenn die Jagd nicht mehr zu sehen und zu hören ist, so war es hier der gleiche Fall im Garten der Privat=Irren=Anstalt des Herrn Dr. Henderkopp. Kaum war der Director und der Wärter aus dem Gesichtskreise der Kranken verschwunden, so näherte sich einer nach dem andern schüchtern der Bank, auf der der Mann mit dem Strohhute wieder Platz genommen hatte und sich an einem Sonnenstrahl zu erheitern schien, den das sinkende Gestirn des Tages durch die Mauerspalte sandte, so Stämme als Blätter mit diesem letzten Kusse nochmals festlich vergoldend.

Der Förster, der sich noch einmal vergeblich bemüht hatte, den letzten Teufel niederzuschlucken, hatte seine Hacke auf die Bank gestellt und stützte sich mit beiden Armen darauf.

„Lasset es Euch nicht kümmern, wenn er auch mit Douche und Drehstuhl droht,“ sprach er mit einem pfiffigen Lächeln, „beide gehen nicht mehr, an der verfluchten Douche habe ich das Bleirohr zusammengebogen und in das Getriebe des Drehstuhls einen Stein gesteckt. Ha, ha, ha,“ lachte er, „diese dummen Kerle wollen klüger sein als wir.“

Eine andere Gestalt, die wir bisher noch nicht gesehen, näherte sich mit festen Tritten, wobei dieselbe jedoch nicht unterließ, sich vorsichtig nach allen Seiten umzuschauen, zu welchem Zwecke sie alle paar Schritte stehen blieb. Es war dies ein großer und kräftig gewachsener Mann von militärischer Haltung, gut angezogen; seinen dunkelblauen Rock hatte er bis unter das Kinn zugeknöpft und in einem der Knopflöcher zeigte sich ein rothes Ordensband. Sein breites, knochiges Gesicht war durchfurcht, und namentlich auf der Stirn zeigten sich tiefe Falten. Unter buschigen Augenbrauen blickten stechende, graue Augen finster hervor, ein langer und starker Schnurrbart ließ von dem beständig unruhig zuckenden Munde wenig sehen. Er näherte sich ebenfalls der Bank, aber nicht in geradem Wege, vielmehr ging er in großen Kreisen immer näher und näher, wobei er zuweilen, wie um sich zu verbergen, hinter einen der dicken Baumstämme trat. Dies that er besonders, wenn sich einer der andern Kranken scheu und vorsichtig jenem Theile des Gartens näherte, wo sich der Mann mit dem Strohhute befand. Alle Pensionäre des Dr. Henderkopp waren mit auffallender Unruhe in Bewegung, mit Ausnahme des Telegraphisten, der sich ruhig an die Treppe

gestellt hatte, welche zu dem tiefer gelegenen Rosengarten und von da ins Haus führte.

Der finstere Mann mit dem Ordensbande war endlich neben dem Förster angelangt; hier kreuzte er seine Arme auf der Brust und sprach mit dem gedämpften Tone einer sonst starken Stimme: „Ohne eine geregelte Verschwörung geht es nun einmal nicht, und ich bin der Mann dazu, sie zu leiten. Ah, welche Complotte sind mir schon gelungen! — Denkt an die letzten Tage des Kaisers Paul, denkt an die Höllenmaschine, die leider zu früh explodirte, gedenkt vor allen Dingen meiner Beihülfe bei dem Tode des großen Cäsar, und gesteht, daß ich der Mann dazu bin, eine Verschwörung zu leiten und dieses kleinliche, schauderhafte Nest hier in die Luft zu sprengen."

Der mit dem Strohhute wandte langsam sein Gesicht herum und antwortete, wie wir es schon vorhin hörten, wieder auf Deutsch und mit großer Ruhe: „Alle Sachen da, die Ihr nennt, Signore Generale, passen nicht auf diese Verhältnisse. Es ist hier nicht Kaiser Paul, nicht der große Napoleon, nicht der viel größere Cäsar, sondern nur ein ganz miserabler Menschenquäler."

„Aber ein Cäsar in seinem Reich," versetzte der General, indem er den Zeigefinger hoch emporhob und die Augen weit aufriß, „ein mächtiger Cäsar. Er hat Prätorianer, er hat Ketten und Bande zu seiner Verfügung, nur eine gute Verschwörung kann ihn stürzen."

„Oder auch ein fester Schlag mit dieser Hacke auf seinen dicken Kopf," meinte der Förster, und setzte dann mit einem unheimlichen Grinsen hinzu: „Dann würde ich diesen tücki-

schen Teufel mit Honig überziehen, hinabschlucken, und alle Qual hätte ein Ende."

Auch der Druckfehlerfänger hatte sich genähert und stand da mit weit vorgestrecktem Halse, wobei er seine Hände, die das Zeitungsblatt hielten, zusammengelegt auf dem Rücken ruhen ließ.

Der mit dem Strohhute schüttelte langsam sein Haupt und sagte mit großer Ruhe: „Eine Verschwörung, Signor Generale, ist allerdings nothwendig, aber wir müssen an eine neue, ganz besondere denken, die eben erwähnten passen nicht hieher. Und Eure Hacke," wandte er sich in entschiedenem Tone an den Förster, „darf dabei nicht zum Vorschein kommen. O, das muß sehr fein gemacht werden, wir wollen nicht Mörder und Todtschläger sein, wir sind arme Gefangene, die ihre Freiheit wollen, nicht wahr?"

„O ja, o ja," seufzte der Förster kopfnickend, „ich will zurück in meine schönen, großen Wälder, vielleicht daß mir da der tausendste Teufel so recht in den Schuß hineinläuft — prrrdauz, da liegt er!" Er hatte seine Hacke wie ein Gewehr angeschlagen und scheinbar losgedrückt.

„Und ich werde auf den Marktplatz gehen," sprach der General, „auf die Rednerbühne steigen, dort zum Volke sprechen: Und Brutus war ein ehrenwerther Mann."

„Und ich," flüsterte der ehemalige Factor, „habe ein großes Engagement für Geist, Gemüth und Publicität; für jeden Druckfehler einen Gulden, macht vierzigtausend Dukaten im Jahre; ich vertraue dabei ganz auf Ihre Hülfe, erlauchter Herr Graf."

„Das alles wird zu erreichen sein," entgegnete dieser, „nur müßten Sie, meine Herren, sich gänzlich allen den

wichtigen Anordnungen fügen. Wissen Sie noch, Signor Generale, womit ich Sie beauftragt habe?"

Der General legte mit nachdenklicher Miene seine Hand an die Stirn, dann sagte er: „Nachdem die Hauswachen und Prätorianer in ihre Kasernen consignirt sind, begebe ich mich an das Hauptthor des Palastes und schlage einen jeden nieder, der aus demselben heraustreten will."

„Nicht niederschlagen, General," versetzte eifrig der Andere, „nur nicht hinauslassen."

„Richtig, richtig, wer sich aber widersetzt, wird niedergeschlagen, dazu bin ich der Mann."

„Gut," gab der mit dem Strohhute zur Antwort; „der Herr Förster hat die schwierigste Partie, auf ihn müssen wir uns unbedingt verlassen können."

„Und das könnt Ihr, bei Gott! — Hört, ob ich meine Rolle noch auswendig weiß: Wenn der Gebhard in seinem Zimmer ist, so schiebe ich von außen so leise als möglich den Riegel vor und drehe den Schlüssel im Schlosse zweimal herum. Der wird aufschauen, wenn er gefangen ist; zum Fenster hinaus kann er nicht, das hat verflucht dicke Eisenstangen. Dann gehe ich hin und schließe alle Eure Zimmer auf."

„Worauf ich allein ein Wort mit diesem verdammten Dottore reden werde," sprach der Mann mit dem Strohhute, wobei er seine rechte Faust ingrimmig ballte.

„Immer kommt es mir vor," warf der Factor hier schüchtern ein, „daß dieser Doctor, der uns unverantwortlich plagt, ein großer Druckfehler in der Schöpfung ist, den wir hinauscorrigiren müssen."

„Ja, das wollen wir," fuhr der Graf fort, „thue jeder nur seine Schuldigkeit. Herr Förster," wandte er sich noch-

mals an diesen, „bedenkt, daß auf Euch alle unsere Hoffnungen ruhen und daß man Euch nicht einschließt, Ihr dürft bei Tag und Nacht frei im Hause umher gehen; deßhalb thut mir den Gefallen, macht nicht zu viele Versuche, Eure Teufel niederzuschlucken. Denkt daran, wann Ihr frei werdet, könnt Ihr den tausendsten Teufel nach Belieben aufsuchen."

„O, ich werde nicht lange zu suchen brauchen," erwiderte eigenthümlich lachend der Angeredete, „den haben wir in der Nähe; ich brauche ihn nur noch mit Honig zu bestreichen, er schmeckt mir schon im Voraus. Doch ruhig," unterbrach er sich auf einmal in verändertem Tone, „dort der verrückte Telegraphist gibt uns eine Depesche, der Gebhard kommt vom Hause herüber."

„Trennen wir uns also für heute," sprach der General finster, aber mit Würde; „lebt wohl, edle Verschworene, auf dem Marktplatz bei Cäsars blutiger Leiche sehen wir uns wieder."

Nach diesen Worten huschte der Druckfehlerfänger eilfertig ins Gebüsch, und man hörte ihn murmeln, daß es bei alledem schwer sei und bleibe, die nöthigen Druckfehler zu finden, und daß nicht einmal mehr Verlaß sei auf eine stereotypirte Ausgabe.

Der Wärter Gebhard, welcher in der That vom Hause herüber kam, verwies es dem Telegraphisten, daß er ohne Erlaubniß arbeite; sonst bemerkte er durchaus nichts Ungebührliches an seinen Untergebenen. Hätte er freilich sehen können, wie der General hinter jedem dicken Baume ein scharfes Messer hervorzog und die Spitze desselben sorgfältig prüfte, oder hätte er die Geberden verstanden, mit welchen der Förster seine Hacke schwang und in den Boden hineinhieb, oder hätte er vor allen Dingen die Gedanken zu errathen vermocht,

welche in dem Gehirne des Mannes mit dem Strohhute tobten, so würde er nicht so sorglos seine kleine Pfeife in Brand gesetzt und nicht so behaglich an diesem wunderschönen, heitern Abend bläuliche Rauchwolken in die Luft hinaus geblasen haben.

Obgleich aber der Mann mit dem Strohhute, den die Anderen wohl nur im Scherze Herr Graf genannt, mit offenen Augen in die sonnenbeglänzte Landschaft hinausblickte, während er den Kopf auf den rechten Arm gestützt hielt, wobei sich seine Finger vergruben in die dichten, schwarzen Haare, waren seine Gedanken nicht bei diesem wunderbaren Wechsel von Schatten und Licht, ja, er starrte unverwandt noch immer die fernen Gebirge an, als diese schon ihre warme, violette Färbung verloren hatten und von tiefem Blau in kaltes Grau übergingen; und dabei zeigte nicht die leiseste Veränderung auf seinem Gesichte, kein Zucken der Lippen, kein Wechseln des Blicks, daß er es empfinde, die Sonne sei heute wieder einmal untergegangen und ihr folge finstere Nacht. Ja, als jetzt ein kalter Abendwind das welke Laub am Boden bewegte und durch seine dünne Sommerkleidung fröstelnd zog, schauerte sein Körper wohl zusammen, aber sein Blick blieb starr und unverwandt in die Ferne gerichtet. Innerhalb der Mauern eines Irrenhauses saß er und träumte. — —

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Im Salon der Gräfin Lotus.

Der kleine Salon der Gräfin Lotus nahm sich nie reizender aus, als wenn im Kamin ein helles Feuer loderte und die Flamme desselben ohne jede weitere Beleuchtung den Raum wunderlieblich, fast magisch erhellte. Es war dann gerade, als kokettirten diese Flammen mit den Teppichen am Boden, mit den grünseidenen Vorhängen, welche die hohen Spiegelscheiben verdeckten, mit der kleinen Epheulaube in der Ecke des Zimmers, vor allem aber mit den zierlichen Marmorfiguren, welche das Dach dieser Laube trugen.

Es war köstlich anzusehen, wie die Flammen des Kaminfeuers in ihrer beweglichen Weise bald diesem, bald jenem der genannten Gegenstände ihre warme, ja, glühende Aufmerksamkeit schenkten. Jetzt schienen sie es ein paar Augenblicke lang nur auf den dunkeln Smyrnaer Teppich zu ihren Füßen abgesehen zu haben, und strahlten eine solche Glut auf ihn hin, daß er in seiner Freude und Erregung ob diesen heißen Küssen schönere Farben und zierlichere Dessins sehen

ließ, als selbst am Tage; ja, man hätte glauben können, diese einzelnen Flocken bunter Wolle, aus denen er zusammengesetzt war, fingen an, sich aufzublähen, und wollten eine Erzählung beginnen aus dem fernen Süden, von dem kleinen Dorfe, wo sie erzeugt, wo ein ganzes emsiges Dorf die bunten Fäden zusammengewoben und gestickt, während herangezogene ernsthafte Beduinen, die in dem Dorfe Rast halten wollten, die lange Pfeife im Munde, zuschauten; während bei den Arbeitenden vorüberzogen die Kameele mit dem gravitätischen Schritt und dem nickenden Haupte, die edeln Pferde in muntern Sprüngen und der geduldige Esel mit melancholischem Ohrenwackeln zum abseits gelegenen Brunnen, wo eine hochgewachsene, schlanke Frauengestalt die Amphora heute noch eben so auf der Schulter hielt, wie Rebecca vor so viel Hundert Jahren. Darüber wiegten hohe, ernsthafte Palmen ihre schlanken, zierlichen Blätter und — —

Unmuthig verstummten die erzählenden Farben, denn die flatterhaften Flammen brachen jetzt anderswo durch zwischen den knisternden Holzblöcken und ließen, hoch aufstrahlend, den grünen Fenstervorhang wie durchsichtig erscheinen. Es war, als seufze es tief aus der Seide, und mit dem Tone, der sich hören läßt, wenn man mit der Hand über sie streicht, flüsterte sie leise, wie der nächtliche Himmel draußen so klar sei, wie die Sterne funkeln und wie sich der junge Mond in einer weißglänzenden, haarscharfen Sichel zeige. Kalt sei es, sehr kalt, die Scheiben beklagten sich darüber, und aus den Thälern stiegen verrätherische Dünste auf, die morgen früh als eisiger Reif auf die noch übrigen Blumen und Blätter niederfallen würden. Gerade schienen sie etwas Anziehenderes berichten zu wollen von einer weißen Mauer, die dort

von der Anhöhe herunter leuchtete, und von starren, unbeweglichen Augen, als die boshaften Flammen triumphirend erwiderten: Ja, sie ist vorbei, die Zeit des Sommers, unseres Nebenbuhlers, wir herrschen wieder, unser Reich beginnt! Damit ließen sie die Fenstervorhänge wieder im Dunkeln und schienen mit ganz besonderer Liebe auf die Epheulaube und die Marmorfiguren.

Letztere schienen es übel genommen zu haben, daß die Glut des Feuers zuerst mit dem Teppich und den Vorhängen gekos't, und blickten, als nun der volle Schein der Flammen auf sie fiel, starr und unbeweglich, wie bisher. Doch war es gerade die Kälte, welche die Begehrlichen ein so kokettes Spiel mit den bleichen, zurückhaltenden Marmorbildern treiben ließ, welche sie veranlaßte, die Köpfe derselben für einen Augenblick rosig zu bestrahlen, sich dann hinauf zu schwingen, um der dunkeln Blättermasse einen feurigen Kuß zu spenden und dann, wieder langsam hinabgleitend, mit den Gewändern der Statuen zu spielen; ein heiteres Spiel mit Licht und Schatten, dem selbst der Stein auf die Länge nicht zu widerstehen vermochte und sich allmälig zu beleben und zu bewegen schien. War es doch, als erhielten die leeren Augenhöhlen Glanz und Verständniß, als öffneten sich die feinen Lippen und als zeigten die langen Gewänder wechselnde Falten. —

Dort, wo wir heimisch sind, klang es aus dem Stein, ist es so unnennbar schön, daß uns in der Erinnerung an das glückliche Land ein tiefes Weh erfaßt, daß es schmerzhaft in uns wiederklingt, wenn der Mond aufgeht über dem weißen Marmorfelsen, der uns geboren. Dort sind die linden, würzigen Lüfte, die unsere Jugend umspielt, die, mit den

glänzenden Blättern der Orange kosend, deren duftende Blüthen auf uns niederwarfen. O, das göttliche tiefblaue Meer mit seinen rosig gefärbten Zauberinseln! — — — — —

„Nichts ist so im Stande, mich recht lebhaft nach dem herrlichen Neapel zurückzuversetzen, als der Anblick jener Marmorfiguren, die dort auf unserer Terrasse standen; erinnerst du dich wohl, Rosa?"

Das sprach eine klangvolle Stimme, vor deren Tone das schattenhafte Geplauder der leblosen Gegenstände plötzlich verstummte; die beweglichen Flammen schienen zu erschrecken und zogen sich für einen Augenblick scheu in sich zusammen, um gleich darauf mit einer Veränderlichkeit ohne Gleichen ihre ganze Glut derjenigen zuzuwenden, welche die eben erwähnten Worte gesprochen.

Die Gräfin saß an der Seite ihres kleinen Kamins und beugte sich etwas vor aus dem tiefen Fauteuil, so daß ihr bleiches Gesicht purpurn übergossen war von dem Scheine der spielenden Flammen.

„Noch mehr tritt mir das Bild Neapels vor die Seele," gab Rosa, die ihr gegenüber an dem Kamingesims lehnte, zur Antwort, „wenn ich den Duft einer Orange oder deren Blüthe rieche. Da möchte ich die Augen schließen und um mich gaukeln lassen den schönsten Golf der Welt mit seinen unsäglich schönen Formen, mit seiner blendenden und doch so harmonischen Färbung. Hat es dich nicht oft gedrängt, ihn wiederzusehen?"

Françoise schüttelte leicht und melancholisch ihr schönes Haupt.

„Was mich anbelangt," fuhr die lebhaftere Schwester fort, „so regt sich in mir in jedem Herbste eine kaum zu be-

wältigende Lust, nach dem Süden zu ziehen, und ich beneide aus tiefstem Grunde meines Herzens die klugen Vögel, welche dem welken Laube, den traurigen Regen- und Schneetagen ausweichen und an schönen, lichten Herbsttagen aufbrechen und auf ihren Wanderungen nach schöneren, glücklicheren Ländern über uns dahinziehen. Wer mit ihnen ziehen könnte, so frei, so fessellos, wie sie! Glückliches Volk," setzte sie launig hinzu, „sie brauchen keine Eisenbahn und kein Gepäck!"

„Und nehmen alles mit, was sie lieben," bemerkte die Gräfin schwermüthig.

„Daß auch in uns die Sehnsucht nach wärmeren, südlichen Ländern gelegt ist, will ich mir nun einmal nicht abstreiten lassen. Im Frühling und Sommer wird es dir nicht einfallen, einem Zugvogel folgen zu wollen, aber im Herbste beneide ich jeden, den sein Geschick dorthin führt, wo auch du einstens so gern warst, und so glücklich. Mein hochwohlgeborner Intendant hat nicht Unrecht, wenn er darüber klagt, daß ich im Spätherbst unverträglich sei. Es ist wahr, er hat Recht, ich würde kein Wort darüber verlieren, wenn er mir um diese Zeit in oder ohne Gnaden meinen Abschied bewilligte; ja, ich hätte ihm schon längst an einem trüben Octobertage seinen Contract zurückgeschickt, wenn —"

„Ich nicht da wäre," fiel ihr Françoise sanft in die Rede, „nicht wahr, meine gute Rosa?"

„Nun, das versteht sich von selbst; aber wir könnten ja zusammen eine Luftveränderung versuchen und für den Winter fortgehen."

„Alle?" fragte die Gräfin mit einem bedeutungsvollen Tone.

„Gewiß alle," fuhr Rosa in einem so muntern Tone

fort, daß derselbe ihrer Schwester auffallen mußte, und als diese fragend aufblickte, bemerkte sie, wie die Augen Rosa's nach dem dunkeln Nebenzimmer blickten, und verstand sie vollkommen, als sie hinzusetzte: „Hat nicht der Arzt gesagt, daß meinem Schwager ein Winter in milderer Luft sehr wohl thun würde?"

„Allerdings," versetzte Françoise, „nur ist er nicht dazu zu bewegen."

„Was ich auch wieder begreiflich finde, wenn man in einer so wunderbar freundlichen und behaglichen Umgebung lebt, wie sie dieses kleine Haus bietet."

Eine hohe, dunkle Gestalt hatte sich an der Thür des Nebenzimmers gezeigt und mit langsamen Schritten genähert, und da in diesem Augenblicke die Flamme des Kamins, vielleicht aus Neugierde, vielleicht auch aus Theilnahme für ihren Herrn, der manche nächtliche Stunde hier gesessen und sie genährt, hoch emporloderte, so erkannte man deutlich den Grafen Lotus mit seinem bleichen und ernsten, aber nicht unfreundlichen Gesichte.

„Meine liebe Schwägerin," sagte er mit wohlwollendem Tone, „es ist nicht allein das freundliche Haus, welches mich abhält, im Herbste auch einmal mit den Zugvögeln von dannen zu ziehen. Das ließe sich wohl ersetzen durch warmen Sonnenschein und den Anblick immergrüner Bäume; nein, was mich zurückhält, ist hauptsächlich, daß mein Inneres so geworden ist, daß es besser zusammenstimmt mit einem trüben deutschen Winter, als mit dem heitern Glanze eines südlichen; auch schlafe ich besser bei Eis und bei Schnee, als bei lauer Luft."

Bei den letzten Worten hatte er einen Fauteuil vor den

Kamin gerollt, sich in der Nähe seiner Frau niedergelassen und mit einem herzlichen Ausdrucke seines Gesichtes seine Hand leicht auf ihren Arm gelegt.

„Ich brauche dir wohl nicht zu sagen, lieber Schwager, wie sehr mich die Mittheilung Françoise's gefreut, daß es in den letzten Tagen mit deinem Schlafen erträglich geht.“

„Erträglich, ja,“ gab er zur Antwort, „nur ist der Begriff dieses Wortes einer großen Ausdehnung fähig; ich habe in dem Puncte schon viel ertragen, aber ungerecht wäre es, wenn ich gerade jetzt klagen wollte. Ich schlief in den letzten Nächten mehrere Stunden sanft und ruhig, und das ist alles, was ich brauche; wahrhaftig, Rosa, ich könnte wieder anfangen, meine Existenz eine behagliche zu nennen, wenn mich nicht etwas Anderes quälte.“

Er schwieg nach einem tiefen Seufzer; Françoise blickte ängstlich zu ihrer Schwester auf, die aber mit dem unbefangensten Tone fortfuhr, zu sprechen: „Was bekümmert dich denn so außerordentlich? Weißt du noch, wie du mich ein verständiges und energisches Mädchen genannt und versichert hast, es sei dir eine Beruhigung, mit mir über deine Verhältnisse zu reden, mir anzuvertrauen, was dich quäle? Wenn du also deine Gesinnungen gegen mich nicht geändert hast, was mir, nebenbei gesagt, schmerzlich wäre, so laß mich hören, ob dir nicht zu helfen ist.“

Françoise drückte ihr Taschentuch an den Mund und schaute mit besorgtem Blick über dasselbe hinweg auf das Gesicht des Grafen, der mit düsterem Sinnen in die Glut des Kaminfeuers starrte und dann kopfschüttelnd sagte: „Zu helfen, liebe Rosa, wird mir schwerlich sein, denn das Gefühl, welches mich drückt und quält, ist ein alter Feind, der

mich nach jahrelanger Ruhe immer wieder tückisch überfällt. Zum ersten Male," fuhr er nach einem tiefen Athemzuge mit dumpfer Stimme fort, „mußte ich unter seinen Angriffen leiden, als der Hieb jenes niederträchtigen Shiks meinen Kopf getroffen. Das war eine traurige Zeit, wo ich bei furchtbarer Hitze lange Tage und Nächte im halbdunkeln Zimmer lag, wo meine Augen alles doppelt sahen, o, so ausgesprochen doppelt, daß man es hätte komisch nennen können. Ich erinnere mich sehr gut, wie ich damals immer vier Arme und vier Hände vor mir auf der Bettdecke liegen sah; dazu kam noch ein unerträgliches Gefühl, daß es mir nämlich bei dem eifrigsten Bemühen nicht möglich war, einen Gedanken nur kurze Zeit festzuhalten, er entschlüpfte mir, wie der glatte Aal aus der Hand, und entflatterte in seltsamen Bildern und Farben in unerreichbare Weiten, und das Gefühl habe ich jetzt auch wieder zuweilen."

„Doch nicht das Doppeltsehen?" fragte Françoise besorgt; „davon hast du mir ja nichts gesagt."

„An dem Doppeltsehen leide ich allerdings nicht vollkommen ausgesprochen, doch wenn ich zuweilen einen Gegenstand fest ansehe, so muß ich alle meine Sehkraft zusammennehmen, daß er mir nicht zu zwei aus einander fließt, und dieses Zusammennehmen thut meinem Kopfe weh. Was aber das Entschlüpfen meiner Gedanken anbelangt," fuhr er mit einem düstern Blicke fort, „so habe ich sehr darunter zu leiden, und ich bin überzeugt, es muß Euch das durch meine abspringende Redeweise schon aufgefallen sein."

„Wenn ich ehrlich sein darf, Schwager," versetzte Rosa in heiterem Tone —

„So wirst du mir Recht geben," unterbrach sie der Graf.

„Nein, nein, das wollte ich nicht sagen," erwiderte die Tänzerin lebhaft, „so muß ich mir die Bemerkung erlauben, daß du dich mit solchen Phantasieen unnöthig plagst und daß sie bei dir zur fixen Idee werden. Glaube mir, ich habe auch Zeiten, wo mir vielerlei Gedanken wie Blitze durch den Kopf fahren, wo einer den andern verdrängt, wo ich vom Hundertsten ins Tausendste komme, und häufig nicht im Stande bin, den Anfang meiner oft lächerlichen Combinationen wiederzufinden."

„Du willst mich beruhigen, liebe Rosa, du und die gute Françoise. Auch sie hat mir schon in gleicher Weise Trost gespendet, aber ich weiß am besten, daß mein Zustand ein ganz anderer ist, denn ich selbst fühle nur zu deutlich den Unterschied zwischen meinen guten und schlimmen Tagen."

„Deine Nerven sind zuweilen aufgeregt," sprach die Gräfin mit sanfter Stimme, „und darunter leidest du, lieber Paul, und in solchen Augenblicken schließest du dich zu sehr gegen die äußere Welt ab. Sei mittheilend, namentlich gegen uns, die wir dich so sehr lieben; sprich deine Gedanken aus, laß uns mit dir fühlen, mit dir leiden."

„Und wenn dir einmal ein Gedanke hartnäckig entschlüpfen will," sagte Rosa heiter, „so rufe mich zu Hülfe, und ich werde mich bemühen, die widerspänstigen wieder einfangen zu helfen."

Der Graf reichte seiner Schwägerin mit einem trüben Lächeln die Hand und entgegnete: „Ich kenne wohl Eure Freundschaft und Liebe zu mir, und weiß sie wahrhaftig auf's höchste zu schätzen. Ja, es ist mir oft zu Muthe, als wagten sich die finstern Gestalten, die mich oft umdrängen, nicht in meine Nähe, wenn Eure guten, klaren Augen auf mir

ruhen. Und doch," setzte er mit leiserer Stimme hinzu, „ist nicht alles, wie es sein sollte, und ich hatte mir schon vorgenommen, mit einem erfahrenen Manne über meinen Zustand zu sprechen."

„Mit wem denn, Paul?" fragte Françoise rasch.

Der Graf zuckte die Achseln und erwiderte, während er nachdenklich in die Glut des Kamins blickte: „Mit meinem Arzte, das kann nichts nützen, ich habe diesen Gegenstand schon hundert Mal mit ihm besprochen; er tröstet mich, so gut er kann, und wenn ich ihn endlich mit meinen Fragen in die Enge treibe, so kommt er mit gelehrten Ausdrücken, die ich nicht verstehen kann, und das will er gerade, wie ich schon bemerkte. — Man hat mir da von einem jungen Manne gesprochen," fuhr der Graf nach einer Pause fort, während welcher er zuerst seine Frau und dann Rosa forschend angesehen, „der bei leichten Störungen des — wie soll ich's nur gerade nennen? — nun gerade heraus — des Denkvermögens schon außerordentliche Erfolge erzielt haben soll."

„Aber das ist nicht dein Fall," warf die Tänzerin rasch ein.

„Bis jetzt wohl nicht, aber es könnte mein Fall werden, und um das zu verhüten, möchte ich den Rath jenes Mannes hören; es ist ein Dr. Henderkopp, welcher einer Anstalt für Erkrankte der eben geschilderten Art, wie man mir versichert, mit großem Geschicke vorsteht."

„Ach, Paul," flüsterte die Gräfin mit einem ängstlichen Blick auf ihre Schwester, die sie aber durch einen Wink mit ihren Augen zu schweigen bat und dann selbst ruhig entgegnete: „Einen solchen geschickten Mann zu Rathe zu ziehen,

darin sehe ich durchaus nichts, was man dir abrathen könnte, im Gegentheil, ich finde, du hast ganz Recht, das zu thun. Sprich mit ihm vertrauensvoll, und es wird dich beruhigen, wenn er dich von der völligen Grundlosigkeit deiner Befürchtungen überzeugt."

Der Graf nickte eine Zeit lang schweigend mit dem Kopfe, ehe er erwiderte: „Wenn ich einem solchen Manne zu gleicher Zeit mein vergangenes Leben mit seinen Leiden und Freuden offen und klar darlege, mache ich es ihm möglich, meinen Seelenzustand zu verstehen, indem ich einem unbefangenen, unparteiischen Verstande mit einem Male ein klares Bild meiner selbst vorlege, wogegen unser Arzt, der alles das schon kennt und unzählige Male mit mir besprochen hat, nie geneigt war, auf Einzelheiten Gewicht zu legen, die mir wichtig genug vorkommen. Wenn ich mich so ausdrücken darf, er steht mir zu nah, er ist zu sehr mein Freund, um meinen ganzen Zustand scharf überblicken zu können."

„Ich habe den Namen dieses Dr. Henderkopp nie gehört," sagte Rosa, worauf der Graf lächelnd erwiderte: „Das glaube ich wohl, glückliche Künstlerin, was solltest du dich auch in der Blüthe deiner Jahre um Leute bekümmern, welche Anstalten vorstehen, deren Name allein Euch Frauen schon erschreckt? Namen, die allerdings in unserem ernsten Deutschen etwas abstoßend klingen, für welches aber die leichtere französische Sprache einen besser klingenden Ausdruck, maison de santé erfunden hat. Und dieses maison de santé, von dem hier die Rede ist, kannst du hier von deinem Fenster aus sehen, Françoise; es liegt gerade vor dir auf dem Hügel nach Feltheim zu und zeigt deutlich seine lange, weiße Mauer. — Erinnerst du dich?"

„Ach ja," erwiderte die Gräfin beklommen, „ich habe es für einen Kirchhof gehalten."

„Das ist es auch in gewisser Beziehung, meine Liebe. Glaube mir, hinter jenen weißen Mauern liegt manch' heiße Phantasie, liegen manch' kühne Entwürfe begraben, dort wurde schon manches reiche Gemüth zur Ruhe gebracht. — Scherra sprach mit mir davon, er lernte den Doctor auf seinen Reisen kennen. — Oft, wenn ich hier an diesem Fenster stehe, blicke ich hinüber und freue mich, wie das Kirchlein, das man über die weiße Mauer hervorragen sieht, so reizend mitten im Grün der Bäume liegt. Von dort kann man auch deine Fenster sehen, meine liebe Françoise, und das allein schon könnte mir einen Aufenthalt dort lieb und werth machen."

„O, sprich nicht so, Paul," erwiderte die Gräfin tief ergriffen, „nein, du mußt nicht so sprechen, es ist Unrecht von dir, das zu sagen."

„Selbst im Scherze thut es uns weh," meinte Rosa.

„So seid Ihr Weiber nun einmal; selbst die muthigsten, worunter ich dich, Rosa, rechne, haben doch nicht Muth genug, einem drohenden Feinde fest ins Auge zu sehen, und doch ist es nothwendig, denn nur so ist man im Stande, einen Schlag, der uns vernichten könnte, abzuwehren. Aber um Euch zu beruhigen, setze ich hinzu, daß das ja nur sehr weit gezogene Voraussetzungen sind. Doch werdet Ihr wenigstens gegen meine Absicht nichts einwenden, mit jenem Arzte ein vernünftiges Wort zu reden. Oder hätte ich es heimlich thun sollen, ohne mit Euch darüber zu sprechen? Seht, wie Ihr Weiber seid! In jenem Augenblicke verlangt Ihr Offenheit, und wenn man offen mit Euch spricht, so macht Ihr

in diesem Momente solche Einwendungen, daß man bereut, es gethan zu haben."

Die Thür des Salons war bei den letzten Worten des Grafen geöffnet worden, und der Kammerdiener, der auf der Schwelle erschien, meldete den Herrn von Scherra, der sich im Vorzimmer befände.

„Sehr willkommen," rief der Hausherr; „wenn man es dem guten Scherra nur einmal abgewöhnen könnte, sich immer so förmlich anmelden zu lassen! — Dann soll man auch Licht bringen, Scherra liebt das Licht, viel Licht." — Er war hastig aufgestanden, um seinem Freunde entgegen zu gehen.

Françoise und ihre Schwester, welche beide im Grunde ihres Herzens froh waren, daß das Gespräch von eben, welches ihnen peinlich und schmerzlich war, unterbrochen wurde, wechselten einen langen, bedeutungsvollen Blick bei dem letzten Aufleuchten der Flamme des Kaminfeuers, die nun bei dem hereinbrechenden hellen Licht ihre Kraft verlor und darüber unmuthig, wie vor Zorn roth erglühend, in sich zusammen zu sinken schien.

„Guten Abend, meine Damen, guten Abend, Paul!" rief Herr von Scherra, der trotz seiner Wohlbeleibtheit rasch in das Gemach trat, mit seiner freundlich wohlwollenden Stimme, „bei dem frostigen Herbstabend draußen kenne ich keinen angenehmern Contrast als das Flackern des Kaminfeuers und die freundlichen Augen meiner schönen Gönnerin. Du siehst," wandte er sich launig an den Hausherrn, nachdem er jeder der Damen eine seiner Hände gereicht, „du siehst, daß wir das in der Jugend Gelernte und oft Geübte noch lange nicht vergessen haben."

„Das weiß Gott," lachte der Graf, „dir blüht im Aeußern wie im Innern ewige Jugend."

„Unter dem Schnee des Winters," versetzte freundlich Herr von Scherra, indem er seine Rechte bedeutungsvoll auf sein dickes, schneeweißes Haar legte; „aber nun genug der Complimente! Theure Gräfin, wie befinden Sie sich? Hoffentlich haben Sie den klaren Tag zu einem Spaziergange benutzt?"

„Gewiß, ich war draußen; Rosa und ich ließen uns vor die Stadt fahren und spazierten dort eine Stunde in dem angenehmen Sonnenschein."

„Und du, mein Freund?" wandte sich Herr von Scherra an den Grafen, „du hast wahrscheinlich wieder einmal das Haus nicht verlassen. O, es ist das eine leidige Gewohnheit, sich so einzusperren."

„Nicht wahr?" pflichtete ihm eifrig die Gräfin bei, „wir haben so gebeten, er möge mit uns fahren, oder möge hinaus reiten und uns draußen treffen, aber alles vergebens."

„In einem solchen Falle, meine Gnädigste," sagte Herr von Scherra, „müssen Sie befehlen, aber nicht bitten. Der gute Paul ist oft wie ein Kind, das lieber zu Hause spielt — er thut das mit seinen Erinnerungen — als sich in Gottes herrlicher Natur ergeht; ist er aber einmal draußen, dann thaut er auf und unterhält sich bestens, nicht wahr, mein Freund?"

„Ich glaube, daß du Recht hast."

„O, ich bin davon überzeugt, und deßhalb, liebe Gräfin, müssen Sie diesem unartigen Kinde künftig befehlen."

„Darf ich das?" fragte Françoise ihren Gemahl mit freundlichem Lächeln, wobei sie ihre Hand sanft auf seine Schulter legte.

„O ja, Françoise, thue es einmal, ich möchte dabei auch sehen, wie dir das Befehlen ansteht.“

„Nun, nach der Erlaubniß,“ rief Herr von Scherra lustig, „hoffe ich, werden Sie künftig ein scharfes Regiment führen; armer Paul, du bist verloren, unsere gute Gräfin mit so kräftiger und lieber Unterstützung, — er verbeugte sich gegen Rosa, — sind eine Achtung gebietende Macht.“

Der Kammerdiener hatte unterdessen auf einem runden Tische, der in der Mitte des Zimmers stand, das Theeservice aufgestellt, und nachdem er sich überzeugt, daß das Wasser in dem silbernen Kessel leise zu zischen und zu singen anfing, den Salon wieder verlassen. Rosa war an den Tisch getreten, um den Thee zu bereiten, wobei ihr Françoise half, indem sie gefüllte Tassen zuerst Herrn von Scherra, dann ihrem Manne brachte, welche sich beide vor dem Kamin niedergelassen hatten. Zu dem Erstern sagte sie dabei: „Diese ist für Sie nur zur Einleitung, Sie bekommen vortreffliche Trauben, ein Biscuit und ein paar Tropfen Marsala.“

„Ja, ja,“ sprach der Graf heiter, „du bist einmal das enfant gâté meiner Frau.“

„Nicht wahr? Und du findest es begreiflich, daß ich gern meine Abende bei Euch zubringe. So bei lieben Bekannten freundlich empfangen zu werden, ist eine von den wenigen Süßigkeiten eines Junggesellenlebens.“

„Wenn aber dieser Junggeselle selbst heirathen könnte,“ meinte Françoise lächelnd, „um dann auch bei sich einen heimlichen Kaminwinkel zu bilden —“

Herr von Scherra versetzte, sein Haupt schüttelnd: „Dieses Junggesellenleben führt uns zu leidigen Gewohnheiten, die wir schwer wieder ablegen können. Wenn der Abend

kommt, hält es mich nicht mehr zu Hause, und es treibt mich, liebe Freunde aufzusuchen, wo ich gern meine Abende verbringe. Ich verstehe vollkommen die Lage jenes alten Garçons, der eine geliebte Freundin, die er täglich besuchte, nur deßhalb nicht heirathete, weil er dann nicht mehr gewußt hätte, wo er seine Abende zubringen sollte."

Rosa hatte ein paar kleine Tischchen neben das Kaminfeuer gesetzt, um dort die Tassen aufzustellen. „Es ist schade," sagte sie, „daß Sie in diesem Punkte so unverbesserlich sind, ich glaubte, Sie hätten alle Eigenschaften, ein vortrefflicher Hausvater zu werden."

„Davon bin ich durchaus nicht überzeugt, Fräulein Rosa. Allerdings können mich Freunde und Gewohnheiten Jahre lang an einen Ort fesseln, aber wenn alle Welt glaubt, ich sei festgewurzelt, so treibt es mich auf einmal wieder fort in die Ferne, und es erwächs't mächtig die alte Reiselust."

„Du hast doch im gegenwärtigen Augenblicke nicht dergleichen vor?" fragte der Hausherr in fast besorgtem Tone.

„Bestimmtes nicht," entgegnete Herr von Scherra, „doch wenn ich meine Tagebücher durchblättere, oder aus ihnen arbeite, wie ich auch heute mehrere Stunden gethan, so tauchen ferne Gegenden, wo ich gern verweilte, wieder so frisch und lebendig vor mir auf, daß ich an mich halten muß, um nicht auf der Stelle einen Befehl zum Einpacken zu geben."

„Ueber Aehnliches sprachen wir vorhin auch, aber nicht à cause der Tagebücher — leider haben wir keine solchen — sondern beim Erblicken glückseliger Zugvögel, die so frei und fessellos glücklichere Gefilde aufsuchen können."

„Was meinst du dazu?" wandte sich Herr von Scherra an den Hausherrn. „Hättest du nicht auch wieder einmal

Lust, Zugvogel zu spielen, und noch einmal den Nil oder den heiligen Ganges zu besuchen?"

„Dorthin zieht mich's eigentlich nicht," erwiderte der Graf, und Rosa setzte rasch hinzu: „Lieber Herr von Scherra, ich muß bitten, nicht so egoistisch zu sein, wenn Sie über Reisen reden, und auch an uns zu denken."

„Erwünschteres könnte uns nichts kommen," versetzte der Angeredete galant; „dann freilich wäre es nichts mit Nil und Ganges, aber wohin sonst? Italien? Neapel? Ich fürchte, der gute Vesuv hat seine beweglichen Landsleute angesteckt und wir haben dort in nächster Zeit einen Ausbruch zu erwarten, wie noch nie etwas Aehnliches dagewesen. Du hast doch heute die Zeitung gelesen?" wandte er sich an seinen Freund, „Garibaldi ist ausgesegelt, und ich wette zehn gegen eins, er wird in Sicilien landen."

Françoise, welche wohl wußte, daß ein Gespräch über Politik höchst aufregend auf den Grafen wirkte, neigte sich gegen Herrn von Scherra und bemerkte lächelnd, „Sie sollen mir nicht umsonst gesagt haben, daß ich zuweilen befehlen möchte; ich mache jetzt davon den ersten Gebrauch und befehle, daß in meinem Salon nicht über Politik gesprochen wird."

„Da haben wir's," rief Scherra mit komischem Ernst, „aber im Grunde hat die Gräfin Recht. Man soll am freundlichen Kaminfeuer, bei einer guten Tasse Thee, in Gegenwart von liebenswürdigen Damen, mit Freunden, die noch dazu entgegengesetzter Meinung, wie wir, sind," setzte er mit einem leichten Augenblinzeln gegen den Grafen hinzu, „nicht politisiren, es ist das ein unfruchtbares Geschäft. Und es ist dies wahrhaftig auch nicht meine Absicht; nur um in den Augen der liebenswürdigen Fräulein Rosa nicht als Egoist

zu erscheinen, wollte ich die Frage an dieselbe stellen, ob man, trotz einer Umwälzung in Italien, als Fremder dort ungehindert auftreten könnte?"

„Wie ich die Italiener kennen lernte," versetzte der Graf, „bin ich der Ansicht, man würde nicht belästigt werden, auch glaube ich an keine dauernde Umwälzung. Worauf begründet sich auch das Recht der piemontesischen Regierung," setzte er eifrig hinzu, während sich seine Augen belebten, „die Lombarden, Toscaner, Römer und Neapolitaner auf ihre Art glücklich zu machen, und durch unrechtmäßiges Vertreiben ihrer angestammten Fürsten zu einem Ganzen verschmelzen zu wollen, was doch nie zusammenhalten kann und wird? Diese piemontesische Regierung," fuhr er heftiger fort, „die —"

„Halt, halt!" rief Herr von Scherra in komischem Ernste. „Sind wir schon wieder mitten drinn, und soll ich jetzt den alten Streit erneuern, indem ich dir aus einander zu setzen versuche, daß die Italiener wohl ein Recht haben, eine große und freie Nation zu bilden, und daß es dir selbst, um von etwas Praktischem zu reden," setzte er lachend hinzu, „außerordentlich angenehm sein würde, wenn du später einmal vom Lago Maggiore nach Sicilien reisen kannst, ohne alle paar Quadratmeilen genöthigt zu sein, deinen Paß zu zeigen und theure Sporteln zu zahlen, damit dich irgend ein italienischer Beamter, der dich gar nicht kennt, für einen unbescholtenen und ehrlichen Mann erklärt? Meine Damen, ich muß diesem strengen Verfechter alles Bestehenden die Erinnerung an einen Morgen in Livorno zurückrufen, auf dessen Rhede wir Morgens um 4 Uhr ankamen, um nach zehn Stunden gänzlich unmotivirten Wartens endlich ans Land gelassen zu werden. Hat dieser gute Graf damals nicht das Lob der kleinen ita-

lienischen Regierungen in den verschiedensten Sprachen der Welt gesungen, leider auch auf italienisch, weßhalb es uns auch fast begegnet wäre, daß man uns, endlich in der Stadt Livorno angekommen, ohne viele Umstände eingesteckt hätte?"

„Ich will wahrlich diesen Chicanen und elenden Neckereien nicht das Wort reden, aber das sind Mißbräuche, die sich abstellen lassen."

„Die man aber nicht abstellen wird; man hatte wahrhaftig lange genug Zeit, das zu thun."

Rosa schüttelte unmuthig ihren Kopf; sie sah voraus, daß es bei der reizbaren Gemüthsverfassung des Grafen in der nächsten Minute zu heftigen Worten kommen werde; sie blickte Françoise fragend an, die es aber nicht wagen durfte, den Herrn von Scherra, der sich auch noch obendrein etwas von ihr abgewandt hatte, durch einen Wink zu bitten, daß er das Gespräch abbrechen möge. Glücklicher Weise öffnete der Kammerdiener in diesem Augenblicke die Thür und ließ Arthur von Marlott eintreten, der mit so geräuschvollem und selbstgefälligem Behagen erschien, daß auch die lauteste Unterhaltung unterbrochen werden mußte.

Dreißigstes Kapitel.

Die Thugs oder indischen Mörderorden.

„Das heiße ich einmal Ahnungs=Vermögen entwickeln und Glück haben!“ rief der Husaren=Offizier, während er nach allen Seiten sein Compliment machte, mit großer Lustigkeit, „Ahnungs=Vermögen, weil ich mir halb und halb dachte, ich würde hier einen warmen Kamin und ein kleines, vernünftiges Souper finden, und Glück, daß ich mich nicht getäuscht.

„Sie erlauben doch, schöne Cousine,“ wandte er sich an die Gräfin, „daß ich mich in Ihrem angenehm durchwärmten Salon häuslich niederlasse? Es ist draußen verdammt kalt,“ setzte er fröstelnd hinzu.

Wir können hier unmöglich verschweigen, daß der Husaren=Offizier sich ziemlich lange in der Straße vor dem Hause aufgehalten hatte.

„Man kann doch,“ fuhr er heiter fort, „nicht jetzt schon im dicken Paletot herumlaufen.“

„Wenn es einen friert, warum nicht?“ meinte Herr von Scherra trocken.

Der junge Offizier machte gegen den Sprecher eine Bewegung mit den Schultern, als könne er nicht umhin, ihn wegen seiner hausbackenen Ansichten zu bemitleiden; dann rollte er mit vielem Geräusch einen Fauteuil herbei, ließ sich hineinfallen, und erst nach längerem Händereiben, während er mehrmals versichert, daß es in der That verflucht kalt sei, wandte er sich an Rosa, um ihr auf seine Ehre die Versicherung zu geben, daß für die morgende Theater-Vorstellung jetzt schon kein einziger Platz mehr zu bekommen sei. „Der Intendant,“ fuhr er geschwätzig fort, „hat gestern Abends im Club versichert, daß Ihre Vorstellung für morgen Abends, schöne Grausame, entschieden Ihre beste sei.“

„Ich bitte Sie, Herr von Marlott, verschonen Sie mich,“ sagte unmuthig die Tänzerin.

„O,“ versetzte er seufzend mit einer Miene, die ernsthaft sein sollte, wobei er mit der rechten Hand von sich abwehrte, „der Himmel soll mich bewahren, zu Ihnen dergleichen zu reden, edle, aber grausame Cousine; aber Ihrer liebenswürdigen Schwester, unserer theuren Gräfin, werden Sie mir nicht verbieten wollen, mitzutheilen, daß in der gestrigen Theaterprobe das ganze Theaterpersonal außer sich gewesen ist über die Auffassung Ihrer Rolle. Ja,“ wiederholte er, sich ernst umschauend, „bei unserer großen Tänzerin, Fräulein Rosa, kann man von Auffassung einer Rolle sprechen, und daß sie in ihrem Zigeuneranzuge wunderbar ausgesehen, bedarf eigentlich gar keiner Erwähnung.“

„Wenn Sie so fortfahren,“ erwiderte Rosa gereizt und verdrießlich, „so zwingen Sie mich wahrhaftig, nach Hause

zu gehen oder wenigstens den Schutz des Hausherrn anzurufen."

„Der wird auch nicht auf sich warten lassen," sagte der Graf; „sei doch gescheut, Arthur, sprich lieber von deinen Kameraden und Pferden, was doch auch ein schon oft dagewesenes Kapitel ist."

„Es ist traurig, daß Ihr es nicht ertragen könnt, wenn ich meiner schönen Cousine die aufrichtigen Gefühle meines Herzens darlege," meinte der Husaren-Offizier, wobei er mit der heitersten Miene von der Welt die Anwesenden der Reihe nach ansah; „aber wenn es Euch gefällig ist, kann ich auch von etwas Anderem reden, nur nicht von meinen Kameraden, die sind langweilig; auch nicht von meinen Pferden, von denen leider im gegenwärtigen Augenblicke nicht viel Rühmens zu machen ist."

„Darf man sich denn auch darnach erkundigen, wo du herkommst?"

„Das ist vielleicht eine Gewissensfrage," warf Herr von Scherra ein.

„Ganz und gar nicht," sagte Athur von Marlott, „ich komme direct von der Straße — ja, von der Straße," setzte er mit einem sehr behaglichen Gesichtsausdrucke hinzu, „es war da recht frostig; vorher aber war ich auf unserem Jockeiclub und sah dem Spielen zu."

Die Tänzerin hatte sich ihrer Schwester genähert und sprach, auf den Rand ihres Fauteuils gelehnt, angelegentlich mit ihr.

„Es wurde sehr hoch gespielt," fuhr der junge Offizier fort, „verdammt hoch, und Lieutenant von Bonnet gewann, wie gewöhnlich."

„Und du spieltest nicht?“ fragte der Graf.

„Nie gegen Bonnet, dieser Kerl hat ein zu unverschämtes Glück, und ich habe keine Lust, mit meinem Wenigen seine Einkünfte zu vermehren. — Apropos, lieber Herr von Scherra, ich habe Sie später um einen rechten Freundschaftsdienst zu bitten.“

„So lassen Sie hören, was ich mit meinen schwachen Kräften für Sie thun kann.“

„Später, später,“ versetzte lustig der Husaren-Offizier, „jetzt muß ich meine theure Cousine Rosa noch um eine Tasse Thee bemühen, wenn nicht etwas Solideres da ist,“ setzte er, um sich schauend, hinzu.

„Scherra bekommt ein Glas Marsala,“ sagte der Graf; „ich glaube, wenn du dich gut aufführst, wird für dich auch was da sein; ist's nicht so, Rosa?“

Die Tänzerin war an den Tisch gegangen und gab von dort her lachend zur Antwort: „Wenn das von der guten Aufführung unseres theuern und verehrten Cousins abhängt, so glaube ich, daß sein Souper sehr schmal ausfallen dürfte, denn er scheint mir in der Laune zu sein, wo seine Aufführung mir nicht gefallen kann.“

Der Husaren-Offizier hatte schmunzelnd seine feinen Stiefel betrachtet, wobei er seine Sporenräder leise zusammenklingen ließ. Gerade wollte er irgend etwas Unüberlegtes entgegnen, als sein Blick auf den Aermel seines Attila fiel und er dort auf dem dunkeln Tuch einen kleinen rothen, wollenen Faden bemerkte. Er nahm ihn rasch zwischen seine Finger, betrachtete ihn ein paar Sekunden, behaglich lächelnd, und ließ ihn alsdann auf den Teppich niederfallen, nachdem er ihn zuvor zu einem kleinen Kügelchen zusammengedreht.

Dieser rothe, wollene Faden schien auf seinen Ideengang einzuwirken, denn nachdem er einen Augenblick über irgend etwas nachgedacht, erhob er sich rasch von seinem Sitze und trat an den Tisch, wo Rosa eben für Herrn von Scherra einen Kelch mit dem edlen, goldgelben sicilianischen Weine füllte. Hier überflog sein Auge rasch die anmuthige Gestalt des jungen Mädchens, und darüber wurde sein Blick ernst; er berührte mit seiner Hand leise ihren Arm und sagte: „Geben Sie mir immerhin auch ein paar Tropfen, Rosa, ich werde sie nachträglich durch eine musterhafte Aufführung verdienen."

Das junge Mädchen sah ihn forschend an, und als sie bemerkte, daß von seinem Gesichte jene Lustigkeit verschwunden war, deren etwas roher Ausdruck sie beständig verletzte, sagte sie in freundlicherem Tone: „Gut denn, so will ich Ihnen wieder einmal trauen. Sie sehen, wie versöhnlich ich bin, und daß ich viel mehr auf Sie halte, als ich eigentlich thun sollte; aber jetzt seien Sie auch vernünftig."

„Nach Möglichkeit, schöne Cousine. Gott, wenn Sie wüßten, daß es nur an Ihnen läge, mich zu einem vollkommen vernünftigen Menschen zu machen, so würden Sie sich einmal recht viel Mühe mit meiner Erziehung geben."

„Glaub' ihm nicht," rief der Graf, „mit der Erziehung wäre keine Ehre einzulegen."

Der Husaren-Offizier hatte sich einen Stuhl an den Tisch gezogen, so nahe als möglich dem schönen Mädchen, und während er ein Biscuit in den Marsala tauchte, versetzte er kopfschüttelnd: „Ihr thut mir alle Unrecht. Weiß der Himmel, woher es kommt, daß ich ein so zweideutiges Re-

nommee habe; aber ich tröste mich mit der hochseligen Königin von Schottland: auch ich bin besser, als mein Ruf."

Françoise hatte sich ebenfalls erhoben und war auch an den Tisch getreten, wo sie ihren Arm um den Hals ihrer Schwester legte und dem Geplauder des jungen Offiziers zuhörte, der behaglich speis'te und in der That etwas vernünftiger geworden zu sein schien, denn er berichtete von einer Gemälde-Ausstellung, wo er heute gewesen, und von diesem oder jenem Bilde, welches ihm besonders gefallen.

Herr von Scherra war am Kamin sitzen geblieben, trank Tropfen für Tropfen seinen Marsala und schien sich eben so sehr, wie an dem Geschmack desselben, an der Farbe des edeln Weines zu erfreuen, der bei der Glut des Kaminfeuers wie flüssiges Gold funkelte. „Ich las neulich wieder," sagte er, zu dem Grafen gewandt, „Nachrichten über die Thugs oder indischen Mörderorden. Es ist mir das sehr interessant, und es wäre mir wichtig, über Einiges, das mir unklar geblieben, belehrt zu werden. Sollte ich den Jussuf," setzte er flüsternd hinzu, „nicht einmal in dieser Richtung befragen dürfen?"

Der Graf schüttelte leicht mit dem Kopfe und blickte eine Zeit lang in die glühenden Kohlen, ehe er zur Antwort gab: „du würdest ihn ohne Nutzen befragen, sein Mund wäre gegen dich stumm wie das Grab, verlaß dich darauf."

„Würde er auch dir eine Auskunft verweigern?"

„Vielleicht, vielleicht auch nicht; er spricht nicht gern von seiner Vergangenheit."

„Es ist schade," meinte Herr von Scherra; „aber du selbst," fuhr er nach einer Pause fort, „der du zugegen warst und betheiligt bei der Untersuchung gegen die indischen Mörder-

orden, könntest mir Einiges sagen, was mir in jenen Berichten undeutlich bleibt."

„Aufrichtig gesagt," versetzte der Graf mit einem seltsamen Lächeln, „geht es mir fast, wie Jussuf, auch ich spreche nicht gern über jene Geschichten."

„Das heißt, du magst Neugierigen nicht gern darüber mittheilen, und darin hast du vollkommen Recht; aber mir würdest du es nicht abschlagen, mich in meinen Forschungen zu unterstützen."

Der Graf hatte sich gegen das Kaminfeuer gebeugt und stieß mit der Zange zu wiederholten Malen in die brennenden Holzstöße, so daß Myriaden von Funken leuchtend aufflogen. „Von ihren Geheimnissen," sagte er alsdann, „weiß ich auch nicht viel; sollte ich dir aber etwas Interessantes mitzutheilen im Stande sein, so würde ich dir gern einige Fragen beantworten, im Falle ich das nämlich zu thun vermag."

„Ich möchte aber nicht, daß es unangenehme Erinnerungen in dir hervorriefe."

„Was du mich fragen wirst, wird wohl keine unangenehmen Erinnerungen in mir erwecken. Du bist auf diesem Welttheil wohl der einzige Mensch, der Kenntniß davon hat, was Jussuf war, und hast auch die Gründe gebilligt, warum ich den Indier in meine Dienste nahm." Er sagte das, wie in halber Zerstreuung, mit gedankenvollen Blicken, welche er in die Glut des Feuers versenkte.

„Gibt es noch von diesen Mörderorden in Indien?" fragte Herr von Scherra nach einer Pause.

„O ja, es gibt deren noch, aber lange nicht mehr so zahlreich, wie damals, wo sie mit vollem Rechte eine grauen-

hafte Plage genannt werden konnten; gestanden doch manche der eingefangenen Mörder, daß sie das Handwerk 25 bis 30 Jahre getrieben, jährlich ihren Raubzug zurückgelegt und an manchen Tagen 10 bis 20 Personen ermordet hätten.“ —

„Wie man hört, meine Damen,“ sagte drüben am Theetische der Husaren-Offizier in lautem, sehr wichtigem Tone, „so soll die diesjährige Saison außerordentlich glänzend werden, man wird bei Hofe Comödie spielen und tanzen.“ —

„Dabei sind aber keine Fälle bekannt, daß sie Blut vergossen?“ forschte Herr von Scherra weiter.

„Nein,“ erwiderte der Graf, „hatten doch die eigentlichen Mörder auch den Beinamen „Buttoat“ oder Erwürger, welche das Palu, so heißt das Tuch zum Erdrosseln, drei Fuß lang und leicht zusammen gedreht mit einem Knoten am Ende am Gürtel trugen. Der Buttoat folgte der Person, die ermordet werden sollte, warf ihr das Tuch über den Hals und kreuzte dann mit außerordentlicher Kraft die Arme, worauf alles vorüber war. Die entsetzliche Geschicklichkeit dieser Leute war so groß, daß, ehe das Opfer noch zu Boden fiel, das Leben erloschen war.“ —

„Mit Hof-Concerten,“ lachte Arthur, „bitte ich, mich zu verschonen; es kommt auch diese Ehre selten an mich, denn ich kann nicht umhin, dort ein solches Bild von Langeweile zu geben, daß es, wie mir seine Excellenz der Oberhofmeister versicherte, förmlich ansteckend sein soll und schon Veranlassung gegeben zu einem Allerhöchsten Gähnen.“

„Und doch haben Sie oft versichert,“ meinte Rosa, „daß die Musik Ihnen Vergnügen macht.“

„Doch nur die Tanzmusik, nicht wahr, Arthur?“ sagte lächelnd die Gräfin.

„Allerdings kann ich mich in der Branche von Tanzmusik und Tanz unbedingt für einen Kenner ausgeben. Fragen Sie die grausame Rosa, ob ich nicht bei jedem Ballete von Anfang bis Ende nur Auge und Ohr bin."

„Wie kann ich das wissen? Sie werden doch nicht so eitel sein, vorauszusetzen, daß ich nach Ihnen sehe, um Ihre Aufmerksamkeit zu beurtheilen?"

„Nicht immer, begreiflicher Weise, schöne Cousine, aber zuweilen erhalte ich doch meinen Blick, ach, so einen kleinen Blick der Freundschaft, mit Liebe verbrämt!" —

Die beiden Schwestern lachten, und Rosa sagte: „Er ist unverbesserlich, es hilft wahrhaftig nichts, wenn man sich die Mühe gibt, ihm Vernunft zu predigen. Gestehen Sie, Herr von Marlott," fuhr sie fort, nachdem ihre Blicke plötzlich den Ausdruck des freundlichen Lächelns verloren hatten, „daß Sie den ganzen lieben Tag nie an etwas Ernstes denken und immer nur überlegen, wie Sie sich in der nächsten Stunde am besten amusiren wollen."

„Das Letztere zugestanden, thun Sie mir im Ersten Unrecht; ich denke oft an etwas Ernstes, und zwar an Sie, schöne Rosa, ohne daß mich aber dieses Denken je etwas genützt. Sie haben nun einmal eine schlechte Meinung von mir und wollen nicht davon ablassen."

„Trotzdem er alles thut," warf die Gräfin heiter ein, „um dich in deiner Meinung zu bestärken. Du hast Recht, er ist unverbesserlich." —

„Etwas möchte ich noch wissen," sprach Herr von Scherra nach einer längeren Pause, „ob die Thugs nämlich sich von Andern gebrauchen ließen, um eine bezeichnete Person aus der Welt zu schaffen?"

Der Graf blickte mit einem Ausdrucke zu seinem Freunde auf, als habe er die Frage nicht recht verstanden.

„Ich meine," fuhr dieser fort, „ob sie sich in der Art gebrauchen ließen, etwa wie die italienischen Bravi — ob sie auf Bestellung und für Geld mordeten?"

Der Graf fuhr langsam mit seiner Hand über die Augen, ehe er mit leiser Stimme zur Antwort gab: „Das Letztere thaten sie wohl niemals, und was das Andere anbelangt, so weiß ich dir auch darüber keine genaue Auskunft zu geben. So viel ist sicher, daß sie bei ihrem entsetzlichen Gewerbe vorgaben, nur dem Rufe ihrer finsteren Göttin Kalee zu folgen. Dieser Ruf oder die Vorzeichen waren verschiedener Art, z. B. das Geschrei des Wolfes, der Eule, auch das Zusammenschlagen von Stein und Eisen, sobald dies auf ihrer rechten Seite ertönte. War ihre Aufmerksamkeit dadurch erregt, so überließen sie sich allerdings dem Einfluß ihrer Vorgesetzten oder auch vielleicht dem von Personen, die sie hoch verehrten."

Bei diesen letzten Worten stieß der Graf die Holzblöcke im Kamin zusammen und sprach so leise, daß Herr von Scherra Mühe hatte, ihn zu verstehen. Da dieser auch hieraus abzunehmen schien, daß die Fortsetzung dieses Gespräches seinem Freunde nicht angenehm sei, so lehnte er sich in seinen Fauteuil zurück und blickte nach den beiden Damen, denen es Spaß zu machen schien, den jungen Offizier bei seinem Souper wechselweise zu bedienen.

„Da sieht man es wieder einmal," rief er mit komischem Ernste, „welchen Vorzug die Jugend hat — dieser undankbare Offizier wird von schönen Händen gefüttert, während ich vergeblich nach einem Tropfen Marsala schmachte."

„Falsch, Herr von Scherra,“ lachte Arthur. „Nur aus Discretion, um Ihr ernstes und gewiß sehr interessantes Gespräch mit Paul nicht zu stören, zogen wir uns hieher zurück, und ich wurde, wie schon oft, das Opfer meiner Gefälligkeit, denn ich habe allerdings stark soupirt.“

„Sie nennen das ein Opfer, was andere, minder begünstigte Sterbliche vollkommen glücklich machen würde. Ich werde mich auch, um in Ihrer Redeweise fortzufahren, ein wenig opfern,“ sprach Herr von Scherra, aufstehend.

„Im Falle nämlich Arthur noch etwas übrig gelassen hat,“ sagte der Graf, indem er dem Beispiele seines Freundes folgte, sich ebenfalls von seinem Fauteuil erhob und an den Tisch trat.

„Mit dieser Aeußerung, bester Paul,“ versetzte Arthur, „machst du allein deiner hochverehrten Frau, unserer liebenswürdigen Wirthin, ein schlechtes Compliment. Daß du mich als ein Muster von Unersättlichkeit hinstellst, will ich dir verzeihen, und wie sehr du der vortrefflichen Gräfin Unrecht gethan, davon magst du dich durch den Augenschein überzeugen. Rücken wir also zusammen, und fahren wir in unserem höchst angenehmen Geschäfte fort.“

„So war es eigentlich nicht gemeint,“ lachte Herr von Scherra, und setzte, nachdem er auf seine Uhr gesehen, bei: „es ist spät genug, um einen kleinen Abschiedstrunk zu thun, und ich bitte zu diesem Behufe Fräulein Rosa noch um ein Glas Marsala.“

„Es ist traurig,“ meinte der Husaren-Offizier, „daß dieser gute Herr von Scherra nie die ächte und gerechte Ruhe hat.“

„Beim Souper, wollen Sie sagen?“

„Da und auch sonst.“

„Nun erlauben Sie, lieber Herr von Marlott,“ versetzte der alte Herr, „es gibt Gelegenheiten, wo ich schon beweise, daß es mir an der nöthigen Ruhe nicht fehlt; aber wenn es elf Uhr vorüber ist, so ist es wohl nicht zu früh, an's Nachhausegehen zu denken, besonders da Paul vor Mitternacht zur Ruhe gehen soll und muß.“

„Ja, daran habe ich nicht gedacht,“ gab der Husaren-Offizier zur Antwort und setzte, zu dem Hausherrn gewandt, nachdem er seinen Bart sorgfältig mit der Serviette abgewischt hatte, hinzu: „Wie geht es dir jetzt eigentlich mit dem Schlafen, ich denke besser, nicht wahr? Das freut mich ganz außerordentlich, wahrhaftig, ganz außerordentlich, obgleich ich mir eigentlich von den Leiden der Schlaflosigkeit keinen rechten Begriff machen kann.“

„Denk dir einmal, Arthur,“ erwiderte der Graf gut gelaunt, „du seist so recht hungrig und durstig; diese Gefühle kennst du doch?“

„O, was das anbetrifft, so kenne ich auch andere,“ antwortete der Husaren-Offizier etwas piquirt.

„Also du seist hungrig und durstig, hättest die besten Speisen und Getränke um dich stehen, und unsichtbare Hände verhinderten dich, zuzulangen.“

„Das wäre allerdings entsetzlich.“

„So ist es mit meiner Schlaflosigkeit,“ sprach der Hausherr sehr ernst; „ich bin schläfrig zum Umsinken, die Augen fallen mir fast zu, der Schlaf, der alle Geschöpfe erquickt, umgaukelt mich, daß ich ihn fast glaube mit den Händen ergreifen zu können, und wenn ich die Augen so recht müde schließe und denke, er senke sich sanft auf mich nieder, so

flattert er wie hohnlachend davon in alle Weiten — doch reden wir nicht davon," schloß der Graf mit einer abwehrenden Handbewegung.

„Das ist auch meine Meinung," sagte Herr von Scherra, „ich kenne auch ähnliche Zustände und habe mich immer bemüht, Abends auf andere Gedanken zu kommen und so die Furcht zu überwinden, die man vor seinem eigenen Bette hat."

Der Graf hatte seine eine Hand sanft unter den Arm seines Freundes geschoben, und sagte, ihn etwas bei Seite ziehend, mit leiser Stimme: „Hast du dich nochmals nach jenem Arzte erkundigt? Räthst du mir, ihn zu einer Consultation zu besuchen?"

„Warum nicht, es wird dich beruhigen. — Dr. Henderkopp — bei diesem Namen wandte sich der Husaren-Offizier rasch gegen Herrn von Scherra, wobei er für sich selbst mit dem Kopfe nickte, wie jemand, der sich auf etwas besinnt — war Assistenz-Arzt bei einem meiner werthesten Freunde," setzte Herr von Scherra seine Rede ruhig fort, ohne die Bewegung Arthurs zu sehen, „welcher seine Kenntnisse lobte und mit seinen eifrigen Studien zufrieden war. Die Anstalt, die Dr. Henderkopp jetzt selbst führt, habe ich allerdings nur flüchtig gesehen, doch was ich sah, hat mir nicht mißfallen. Wenn du willst, begleite ich dich hin."

„Nein, nein, ich danke dir," entgegnete der Graf rasch, fast ängstlich, „das mache ich lieber allein ab; nicht, daß ich's heimlich thun wollte, im Gegentheil, ich werde dir genau referiren, was er mir gesagt."

„Wie du willst, mein guter Paul. Und nun," er reichte ihm die Hand, „schlaf' wohl, — es ist das bei mir keine Redensart, sondern ein Wunsch, der von Herzen kommt. —

Gehen Sie mit, junger Weltenstürmer?" wandte er sich an Herrn von Marlott.

„Gewiß," entgegnete dieser; „doch, ehe ich es vergesse, darf ich Sie wohl fragen, ob Sie nicht eben den Namen des Dr. Henderkopp nannten?"

„Allerdings; aber wie kommen Sie auf diesen Namen?"

„O," machte lachend der junge Offizier, „in Betreff dieses Wortes habe ich Sie später um eine Gefälligkeit zu ersuchen."

„Darauf wäre ich begierig," versetzte lächelnd der alte Herr; „ich wüßte nicht, was mehr aus einander ginge, als Dr. Henderkopp und Sie."

„Zugestanden, und doch haben auch die verschiedenartigsten Menschen gemeinschaftliche Annäherungspuncte," meinte Herr von Marlott, und setzte gegen die Damen gewandt hinzu: „Meine schönen Cousinen, ich habe die Ehre, Ihnen eine gute Nacht zu wünschen." Françoise reichte ihm freundlich die Hand, die er bedächtig an seine Lippen führte, dabei aber zu Rosa hinüberschielte und dann sagte: „Françoise hat doch ein gutes und versöhnliches Gemüth und läßt mich selten ohne ein Zeichen ihrer Güte scheiden, aber Sie —"

„Schon gut, Herr von Marlott," lachte die Tänzerin, „ich bin um Ihren ruhigen Schlaf besorgt. Wie oft haben Sie mir schon versichert, daß ich Ihnen mitternächtige qualvolle Stunden verursacht."

„Und auf Ehre, das ist wahr! Selbst im Traume noch umschwebt mich dein Bild! singt jener glückselige junge Mensch in der Nachtwandlerin, indem er, ach, mit ganz anderen Gefühlen scheidet, als ich. Gute Nacht dann, Paul! Ich wünsche dir von Grund meines Herzens einen festen Schlaf."

„Gute Nacht, meine Damen," sagte Herr von Scherra,

und damit verließen Beide das Gemach, während der Hausherr an der Glocke zog, die neben dem Kamin hing.

Draußen im Vestibul stand der Kammerdiener des Grafen Lotus und präsentirte den beiden Herren Cigarren auf einem silbernen Teller, während einer der Lakaien ein brennendes Wachslicht bereit hielt. Ein anderer der Bedienten half Herrn von Scherra seinen Ueberrock anziehen, und bot alsdann auch dem Husaren-Offizier den seinigen, welchen dessen Reitknecht gebracht.

„Das ist wunderbar," meinte Herr von Marlott, „daß mein theurer George sich um solche Kleinigkeiten, wie meinen Paletot, bekümmert; ich fürchte, er hat wieder allerlei Streiche gemacht, weßhalb er sich bemüht, mich bei guter Laune zu erhalten, es ist mir das immer verdächtig." Er brannte seine Cigarre an und folgte dem alten Herrn, der schon die Treppe hinabgegangen war. —

Es war eine kalte, sternenklare Nacht. Der Offizier schaute an den Himmel empor und heftete dann seine Blicke auf das gegenüber liegende Haus, wo aber kein Lichtschimmer mehr zu sehen war.

„Sie schläft und träumt von mir,"

trillerte er nach einer bekannten Weise, worauf er dem alten Herrn freundlich seinen Arm bot.

Nachdem sie ein paar Schritte gegangen waren, sagte Herr von Marlott: „Ich habe Sie in der That um eine kleine Gefälligkeit zu bitten, welche, was Ihnen allerdings sonderbar vorkommen wird, jenen Dr. Henderkopp betrifft. Sie kennen ihn, wie ich weiß, und könnten etwas für mich thun."

„Ich muß wiederholen, daß ich begierig bin, auf welche

Art ich Ihnen bei dem Director der Privat-Irren-Anstalt nützlich sein kann."

„Nun, in dieser Eigenschaft freilich nicht," lachte der Husar, „Gott soll mich in Gnaden bewahren; aber wie ich ganz genau weiß, wird sich der Doctor in den nächsten Tagen verheirathen."

„So ist es; wenn ich aber hinzusetze, daß seine Braut ein ganz unbescholtenes Mädchen ist, die sehr eingezogen lebt, und, wie ich glaube, keine militärischen Bekanntschaften hat, so —"

„Machen Sie mir mit dieser Aeußerung durchaus kein Compliment, sprechen vielmehr eine Befürchtung aus, die ich aber dadurch zu entkräften vermag, daß ich Ihnen mein Ehrenwort darauf gebe, daß ich die Braut des Doctors in meinem Leben nicht gesehen habe, und auch kein besonderes Verlangen darnach trage, ihre Bekanntschaft zu machen."

„Gut denn; aber meine Bemerkung können Sie mir nicht übel nehmen, denn ich weiß, um was es sich bei Euch jungen Leuten gewöhnlich handelt."

„Haben auch dieses Mal nicht Unrecht, verehrter Herr und Freund. Ich will ehrlich sein; es betrifft in der That so eine kleine, liebenswürdige Bekanntschaft, die ich gemacht habe und zu cultiviren gedenke."

„Und dazu soll ich die Hand bieten?"

„O, unbesorgt," sagte der Husar mit einem affectirten Seufzer, „es ist eine reine, unschuldige Liebe."

„Das glaube Ihnen der Henker, aber was wollen Sie denn eigentlich?"

Statt auf diese Frage sogleich eine Antwort zu geben, zog Herr von Marlott seinen Begleiter etwas auf die Seite,

um eine rasch daherrollende Equipage vorüber zu lassen. „Es ist der Wagen des Grafen,“ sprach er nach einer Pause, ihm nachschauend, „Rosa fährt nach Hause. Nicht wahr, das ist doch eine prächtige Erscheinung? — — Aber um wieder auf meine Bitte zu kommen, so ist sie im Grunde nur eine Kleinigkeit, die Ihnen nicht schwer wird, mir zu erfüllen, eine Einladung zu jener Hochzeits-Feierlichkeit — lassen Sie mich ausreden, Verehrtester, ehe Sie, wie ich an Ihrem Kopfschütteln merke, mit Gründen gegen mein Verlangen aufmarschiren. Dieser Dr. Henderkopp,“ fuhr er eifrig fort, „den ich persönlich zu kennen nicht das Vergnügen habe, spricht, wie ich ererfahren, gern von seinen vornehmen Verwandtschaften und Bekanntschaften, und es ist ihm und auch der verehrlichen Schwiegermama alles daran gelegen, daß die Geschichte mit gehörigem Pompe vor sich geht. Dazu will ich nun mein Scherflein beitragen, und Sie werden mir zugeben, verehrtester Herr und Freund, daß es keinen geringen Schlagschatten hinwerfen wird, wenn ich zur kirchlichen Trauung in meinem Wagen vorfahre und mich in meiner Uniform zwischen den schwarzen Fräcken präsentire. Daß der Doctor nur einige Plätze für Leute von Distinction reservirt hat, habe ich ebenfalls erfahren, und —“

„Aber sagen Sie mir ums Himmels Willen,“ fragte heiter der alte Herr, „woher erfahren Sie denn eigentlich alles das?“

„Soll ich ehrlich gegen Sie sein?“

„Nun, ich hoffe.“

„Ich habe alles das von einer der Brautjungfern, o, ich sage Ihnen, von einem liebenswürdigen, kleinen, frischen, runden Geschöpfe, die mir außerordentlich zugethan ist.“

„Aha, in reiner, unschuldsvoller Liebe?“

„So ist es, auf Taille! Und nachdem ich so ehrlich und offen war," setzte er schmeichelnd hinzu, „bin ich fest überzeugt, bei meinem lieben und bewährten Freunde Scherra keine Fehlbitte gethan zu haben, nicht wahr, alter Freund? Du lieber Himmel, Sie waren ja auch jung und haben auch Ihre kleinen Geschichtchen gehabt! Bitte, schlagen Sie mir die Kleinigkeit nicht ab."

„Was kann ich denn eigentlich für Sie thun? Den Dr. Henderkopp um eine Einladung für Sie bitten? Wenn er es mir aber abschlägt?"

„O, o," rief der Husaren-Offizier erfreut, „er schlägt es Ihnen nicht ab! Also Sie wollen?"

„Meinetwegen denn, aber unter Bedingungen."

„Nur keine zu harten."

„Daß ich die junge Dame unter meinen Schutz nehmen darf, und daß Sie sich nicht einfallen lassen, sie nach der Festlichkeit in Ihrem Wagen nach Hause bringen zu wollen."

„Mir scheint," sagte der Husaren-Offizier, pfiffig lächelnd, „daß Sie auch schon kleine Verhältnisse mit Brautjungfern hatten — es ist hart, aber es sei. Sie bitten also für mich?"

„Ich werde mit dem Dr. Henderkopp sprechen."

„Bitten!"

„Nun ja, aber Sie versprechen mir, sich vernünftig aufzuführen?"

„Wie immer."

„Nein, nicht wie immer, sondern wie es sich für meinen Schützling geziemt."

„Der Ihnen von ganzem Herzen dankbar ist."

„Wer weiß, ob Sie dazu Ursache haben."

„Gewiß, denn ich verdanke Ihnen einige frohe, lichtvolle Stunden.“

„Licht gibt Schatten, mein junger Freund, und wenn uns der Schatten beschattet, sind wir nicht selten geneigt, das vorausgegangene Licht zu verwünschen.“

„Aber mit Unrecht,“ sagte der Husar in leichtfertigem Uebermuthe, „wer kann immer Sonnenschein verlangen? Ihm folgt naturgemäß der Regen. Soll ich die hellen Augenblicke hassen, weil auf sie vielleicht eine dunkle Stunde folgt?“

„Möge Ihre Philosophie Sie nie im Stiche lassen,“ bemerkte etwas ernst Herr von Scherra. „Und nun gute Nacht, denn hier bin ich an meiner Wohnung.“

„Ich darf also auf Sie zählen?“

„Wie auf eine dunkle Stunde.“

„Meinetwegen auch, ich trotze ihr.“

„Gute Nacht denn!“

Damit schieden die Beiden.

Einunddreißigstes Kapitel.

Eine nächtliche Unterredung.

Während Herr von Scherra die Klingel an seinem Hause zog, blickte er seinem jungen Freunde nach und sprach lächelnd zu sich selber: „Da geht er hin und ist glücklich bei seinem Leichtsinn, und sein Leichtsinn verzeihlich bei seiner Jugend; für ihn hat der Tag fast vierundzwanzig Stunden des Genusses. Ist es uns früher zeitweise nicht auch so ergangen? Jetzt sucht er vielleicht noch ein Kartenspiel auf, oder — bei diesen Worten trat Herr von Scherra in die mittlerweile geöffnete Hausthür — wenn er nach Hause kommt, meldet ihm sein Bedienter —“

„Es ist drinnen eine Dame, die Sie zu sprechen wünscht,“ sagte der Kammerdiener des Herrn von Scherra, und traf damit zufälliger Weise, aber so genau den Gedankenstrom seines Herrn, daß dieser lächelnd zur Antwort gab: „Ja, so dachte ich, leichtsinniges Volk!“

„Ob die Dame unter die leichtsinnigen zu zählen ist,

gnädiger Herr, das weiß ich nicht so genau, aber da ist sie einmal und —"

„Wer ist da?" fragte der alte Herr fast bestürzt.

„Eine junge Dame, die so eben kam und im Zimmer auf Sie wartet, da dieselbe Sie, gnädiger Herr, sprechen will und muß, wie sie sagte."

„Bin ich denn hier in meiner Wohnung?" fragte kopfschüttelnd Herr von Scherra. „Was schaust du mich so sonderbar lächelnd an? Ich hoffe nicht, daß du irgend einen Spaß mit deinem Herrn vor hast. Wer ist in meinem Zimmer?"

„Eine junge Dame."

„Und fragte nach —?"

„Nach Ihnen, nach dem Herrn von Scherra."

„Da sieht man," meinte der alte Herr kopfschüttelnd, „daß man nie nach dem Scheine urtheilen soll! Was ich bei Arthur als natürlich voraussetzte, geschieht bei mir, und doch gewiß nur im allerunschuldigsten Zusammenhange. — Sehen wir, wer die Dame ist."

Er trat in sein Wohnzimmer und sah dort bei der schwachen Beleuchtung einer mit einem Schirm bedeckten Lampe eine weibliche Gestalt, welche rasch auf ihn zutrat, und die, als er sie mit einem ernsten, schüchternen und zugleich fragenden „Mein Fräulein" anredete, heiter erwiderte: „Ich bin es, lieber Freund, Rosa. Daß ich Ihnen unerwartet komme, glaube ich, hoffentlich aber zürnen Sie über mein Kommen nicht, ich muß mit Ihnen reden."

„Hätte ich gewußt, daß mir das Glück zu Theil werden soll, Sie, mein verehrtes Fräulein, bei mir zu sehen, so würde ich gewiß nur ein freudiges Erstaunen haben blicken lassen,

und das will ich jetzt nachholen und Ihnen zum herzlichen Empfang statt einer Hand meine beiden reichen. So, und nun bitte ich Sie, sich zu setzen."

Rosa ließ sich auf dem kleinen Sopha des alten Herrn ganz ungezwungen nieder und nahm Capuze und Schleier von ihrem Kopfe.

Herr von Scherra setzte sich vor ihr auf einen Stuhl, legte seine Hände auf die Kniee und betrachtete mit wohlwollendem Lächeln die schöne Erscheinung.

„Und nun zur Sache," sagte die Tänzerin, „die Zeit ist so vorgerückt, daß ich mir und Ihnen jedes einleitende Wort ersparen muß."

Um sie nicht zu unterbrechen, nickte der alte Herr mit dem Kopfe und nahm alsdann einen aufmerksamen Ausdruck an.

„Vor ein paar Tagen," fuhr sie fort, „war ein kleines Diner bei meinem Schwager. Sie waren dort, Herr von Marlott, Professor Spanger; ich konnte nicht da bleiben, da ich nothwendig im Theater zu thun hatte."

„Was wir alle sehr bedauerten," sagte der galante Zuhörer.

„Während des Diners sprach man von Reisen, von fernen Ländern, Sie erwähnten Neapels und erzählten eine Geschichte, die sich während Ihres Aufenthaltes dort zugetragen, und welche Sie, da Sie die Handelnden genau gekannt, schmerzlich berührt."

„So ist es, mein Fräulein," entgegnete Herr von Scherra, dessen Aufmerksamkeit, welche bisher nur der liebenswürdigen Persönlichkeit seines Gastes zugeschrieben werden konnte, sich mit einem Male steigerte. „Ich erzählte von einem jungen

Manne, dessen Vater ich gekannt und geliebt, und der mir selbst seiner vortrefflichen Eigenschaften wegen werth und theuer war — von dem jungen Marchese Gaetano Fontana."

Rosa nickte mit dem Kopfe und dabei preßte sie ihre Lippen heftig aufeinander, ja, ihr Gesicht nahm einen so schmerzlichen Ausdruck an, daß Herr von Scherra sie mit dem größten Erstaunen betrachtete. Er fuhr mit seiner Hand über die Augen, er blickte das junge Mädchen starr an. — „Bei Gott," murmelte er, so leise, daß sie es kaum verstand, „sollte denn meine Erzählung die Frau Gräfin näher interessirt haben, als ich gedacht? Sie war ja auch in Neapel, um des Himmels Willen, sollte —"

Die Tänzerin hatte sich gesammelt und versetzte nach einem tiefen Athemzuge: „Wie ich vorhin schon sagte, wir haben keine Zeit zu einleitenden oder vorbereitenden Worten. Ihre Erzählung enthielt Thatsachen aus dem Leben meiner armen Schwester."

Herr von Scherra sprang rasch in die Höhe und blickte entsetzt auf das junge Mädchen. „Das ist ja ein fürchterlicher Zufall," rief er aus, „und Françoise, unsere gute, liebe, unschuldige Françoise mußte das mit anhören! Ach, jetzt erinnere ich mich, bemerkt zu haben, daß ihr meine Erzählung nicht behaglich erschien; ich glaube auch, daß ich dieser Bemerkung Worte lieh und vorschlug, meine traurige Geschichte ein andermal beendigen zu dürfen, sie aber lehnte es ab."

„Weil sie einen Vorwand fand, sich zu entfernen, und weil sie das Furchtbarste aus Ihrer Geschichte, die Gewißheit, daß Gaetano damals nicht verheirathet gewesen, bereits

erfahren. Sie können sich die Lage meiner armen Schwester denken; ich brauche Ihnen, dem vertrauten Freunde unseres Hauses, kein Geheimniß daraus zu machen, daß das Verhältniß Françoise's mit Gaetano ein inniges gewesen, daß ihre ganze Seele an ihm hing, und daß es ihr nur dadurch möglich wurde, im Verlaufe der Zeit etwas Ruhe und Trost zu finden, daß sie in Gaetano einen treulosen, unwürdigen Verräther sah."

„O, mein Gott, das war er nicht! Mit Beiden wurde ein furchtbares Spiel getrieben, wie ich jetzt vollkommen begreife. Was ist zu thun, Fräulein, wie kann ich Ihnen in dieser entsetzlichen Angelegenheit nützlich sein?"

Das junge Mädchen zuckte mit den Achseln. „Zu thun wird darin wohl nichts mehr sein," sagte sie mit einer erschreckenden Ruhe. „Alles, was Françoise und ich von Ihnen, unserem Freunde, wünschen, besteht darin, uns mittheilen zu wollen, ob in dem, was Sie damals erzählten, als meine Schwester fortgegangen war, noch etwas Wichtiges enthalten war, und ob," setzte sie stockend hinzu, „Ihnen etwas über das fernere Schicksal Gaetano's bekannt wurde. Ich, für meine Person," fuhr sie nach einer Pause fort, „stellte, nachdem wir Neapel verlassen, und auch später noch Nachforschungen an, ohne je etwas von ihm zu erfahren."

„Ich kann Ihnen nichts Besseres sagen," gab Herr von Scherra nach einem längern Stillschweigen zur Antwort. „Nachdem jene, mir damals unbekannte Künstlerin, meine arme Freundin Françoise, Neapel verlassen, verschwand auch der unglückliche junge Mann. Daß ich schon seiner Mutter zu Liebe alles aufbot, um Spuren von ihm zu entdecken, werden Sie mir glauben. Auf San Antonio war er noch

gesehen worden, da aber ging jede weitere Spur von ihm verloren, und so viel ich mir auch auf meinen vielen Reisen durch Italien, Deutschland und Frankreich Mühe gab, etwas von ihm zu erfahren, waren doch alle meine Schritte vergeblich, eben so wie die seiner armen Mutter, welche bis zu ihrem Tode begreiflicher Weise nie die Hoffnung aufgab, ihren einzigen Sohn wieder zu sehen.“ —

„Die Marchesa starb?“

„Vor anderthalb Jahren, und bis zu ihrem Tode stand ich mit ihr in Correspondenz. Sie zeigte mir ihre erfolglosen Schritte an, ich ihr die meinigen; wir beklagten Beide in Gaetano einen Verstorbenen, und so wird es auch sein,“ setzte er mit schmerzerfülltem Tone hinzu, „ein Herz wie das seinige, das so innig und heiß geliebt, mußte brechen bei dem ungeheuren Verluste. Aber eines, Rosa,“ rief er leidenschaftlich aus, „ist mir unklar, unbegreiflich, wie Sie, mit Ihrem ruhigen Verstande, an die furchtbare Schuld jenes unglücklichen jungen Mannes glauben konnten, wie Sie, bekannt mit dem italienischen Charakter, Einflüsterungen, Verdächtigungen Gehör geben konnten, da Sie doch ahnen mußten, daß diese Verdächtigungen von einer stolzen, unerbittlichen Mutter herrührten!“

„Sie machen mir Vorwürfe, lieber Freund,“ erwiderte Rosa trübe lächelnd, „die jetzt, aber in viel stärkerem Maße mein Gewissen belasten, jetzt, wo die Verhältnisse anfangen, furchtbar klar zu werden. Damals aber hätten Sie gewiß nicht anders gefühlt und gehandelt, wie wir. Lange, lange widerstanden wir, selbst ich, jenen Verdächtigungen und Einflüsterungen, bis jener entsetzliche Abend kam, wo, ich will das nicht leugnen, alles zur Flucht meiner Schwester mit

Gaetano vorbereitet war, zu einer Flucht, wozu sich Françoise lange nicht verstehen wollte, wozu sie nur endlich zaghaft ihre Zustimmung gab, da sie nicht länger im Stande war, seinen wilden, leidenschaftlichen Bitten zu widerstehen, und da ich mich an ihrer Seite befand. Gerade am Abend, der diesem Tage voranging, wurden wir, anscheinend von einer Seite, welche durchaus kein Interesse an einer derartigen Verdächtigung haben konnte, aufs bestimmteste davon unterrichtet, daß der Marchese Gaetano Fontana verheirathet sei, auch wurde der Name seiner Frau genannt, eine Fürstin Pallavicini aus Palermo."

Herr von Scherra schüttelte traurig lächelnd mit dem Kopfe.

„Meine Schwester zweifelte; was mich anbetrifft, so gestehe ich offenherzig, ich hielt ihn eines solchen Frevels fähig — möge es mir Gott verzeihen — ich liebe die Italiener nicht. Nun kam er, und statt wie er früher gethan, auf die Abreise zu dringen, sprach er von Versprechungen, die er seiner Mutter gegeben — Versprechungen," wiederholte Rosa, indem ein leuchtender Blick aus ihren Augen schoß, „Versprechungen seiner Mutter, als ob er nicht gegen meine arme Françoise frühere und heiligere zu halten gehabt hätte."

„Er gab diese Versprechungen, ich weiß das ganz genau, aber erst, nachdem die Mutter ihm feierlich gelobt, sich der von ihm erflehten Verbindung nicht länger widersetzen zu wollen."

„Der Verbindung ihres Sohnes, des Marchese Gaetano Fontana mit einer fremden Sängerin von gar keiner Familie?" versetzte Rosa in scharfem Tone; „und glauben Sie,

die stolze Dame, welche ihre Abkunft von sicilianischen Königen herleitete, würde ihr Gelöbniß gehalten haben?"

„Sie vielleicht nicht, aber Er hätte sein Wort gehalten, liebe Rosa; ich kannte Gaetano, ich blickte in sein liebendes und treues Herz. Glauben Sie mir, mit ihm ist viel zerstört worden, ich darf wohl sagen, ich liebte ihn, wie einen Sohn."

„Schrecklich für mich, daß Sie das sagen können, und entsetzlich für meine arme Schwester!" rief Rosa in tiefem Schmerze aus. „Welch' unseliges Verhängniß, das ein Band zerreißen mußte, welches das Glück Beider gegründet hätte! — Doch Sie müssen mich zu Ende hören, ich muß vor Ihnen, der Gaetano geliebt, wenigstens eine Entschuldigung versuchen. Der Nachricht, daß der Marchese verheirathet sei, wurde hinzugefügt, die Fürstin Pallavicini, seine Gemahlin, sähe mir ähnlich — und das war nicht zu leugnen," setzte sie nach einer Pause mit bebender Stimme hinzu, „denn in seinem Wagen, der unten in der Straße hielt, während er droben bei meiner Schwester war, in dem Wagen des Marchese Fontana — o, ich kannte das Wappen genau, — sah ich selbst jene Dame, ihn erwartend, die mit mir allerdings eine flüchtige Aehnlichkeit hatte."

„In seinem Wagen?" rief Herr von Scherra, indem er, gewaltsam erregt, rasch aufstand.

„In seinem Wagen, eine junge, und ich bin gezwungen, hinzuzusetzen, schöne Dame, die ihn sehnlichst erwartete."

„O, da ist ein entsetzliches Spiel getrieben worden! Gott verzeihe es denen, welche die Hand dazu boten!"

„Dazu sage ich Amen," erwiderte Rosa in kaltem Tone.

Der alte Herr hatte die Hände zusammengefaltet und ging mit raschen Schritten ein paarmal im Zimmer auf und ab.

„Lassen wir die Vergangenheit," sagte Rosa nach einem peinlichen Stillschweigen, „kann doch keine Klage, keine Reue das Geschehene ungeschehen machen. Beschäftigen wir uns mit der Gegenwart, und seien Sie uns darin, wie immer, ein treuer, wohlmeinender Freund."

„Unseliges Geschick, unseliges Geschick!"

Die Tänzerin nickte mit dem Kopfe, dann fuhr sie fort: „Und den Umfang dieses unseligen Geschickes kennen Sie noch nicht einmal. Sie wissen, welche treue und aufopfernde Gattin meine Schwester dem Grafen ist. Sie hatte ihr Gefühl für ihre heiße erste Liebe in sich zurückgekämpft, nur zuweilen und sehr selten trat das düstere Bild Gaetano's wie ein Blitz in einer Sturmnacht vor ihre Seele und ließ sie erschreckt zusammenbeben. Jetzt aber, wo sie erfahren, daß Gaetano unschuldig war, daß sein Herz nur für sie schlug, und wo sie überzeugt ist, daß dieses treue Herz aufhörte, zu schlagen — jetzt, o mein Gott, jetzt —"

„Ich verstehe, ich verstehe!" rief der alte Herr mit einer abwehrenden Handbewegung. „Unglückliche Frau!"

„Ja," sagte die Tänzerin, tief erschüttert und dem Weinen nahe, „um so unglücklicher, da mir der Friede ihres Hauses zerstört scheint — der Graf weiß um alles."

„Sagen Sie das nicht, Rosa, um des Himmels willen, sagen Sie das nicht! Woher kann er es wissen? Doch nicht durch meine Erzählung? Ich hätte keine Ruhe mehr."

„Nicht unmittelbar durch Ihre Erzählung, aber durch die Mittheilung derselben, welche meine Schwester mir machte, und welche der Graf, ohne daß wir es wußten, mit anhörte. — Sie sehen mich vorwurfsvoll an; ich weiß wohl, daß Sie sagen wollen, diese Mittheilung hätte an einem geeigneteren

Orte statt finden können. Es war nach jenem Diner, ich traf Françoise in furchtbarer Aufregung, der Graf hatte sich zu Bette begeben und schlief, wie meine Schwester sagte, ein Wort gab das andere, und er, der erwacht war, hörte vom Nebenzimmer zu."

„Und woher wissen Sie, daß er alles gehört?"

„Françoise hatte vor einigen Tagen mit ihrem Gatten eine Unterredung, worin er sie um Aufrichtigkeit bat. — Sie kennen ihr weiches Gemüth, sie sagte ihm alles."

Herr von Scherra ging hastig im Zimmer auf und ab, er legte zuweilen seine Hand an die Stirn, er focht mit den Armen, er schüttelte mit dem Kopfe, er stieß Worte hervor, wie: „das ist arg, das ist entsetzlich! Für Beide gleich entsetzlich! Ich weiß, wie der Graf Ihre Schwester liebt, ich weiß, wie sie sein Alles ist — sein Stern in finsterer Nacht — sein Arm — sein Schutz — sein Trost — alles, alles — o mein Gott, ich kenne sein zerstörtes Gemüth, das ist ja, um mit ihm wahnsinnig zu werden!"

Rosa schaute mit ihren großen, klaren Augen scheinbar ruhig zu ihm empor, obgleich schwere Thränentropfen, hastig einander jagend, über ihre Wangen hinabrollten.

„Der Graf wird mit mir reden," fuhr der alte Herr fort, „was soll ich ihm sagen, welchen Trost soll ich ihm geben?"

„Sagen Sie ihm die Wahrheit, und einen schrecklichen Trost wird er Ihnen selbst entgegen bringen: Gaetano ist todt, so sagt er, soll todt sein, muß todt sein — und dieser Gedanke, so furchtbar er auch ist, ist doch der einzige, der uns vor Verzweiflung bewahren kann."

Herr von Scherra seufzte aus tiefer Brust, und als er sich wieder auf dem Stuhle vor der Tänzerin niederließ,

drückte er während einiger Sekunden sein Taschentuch vor die Augen.

„Ich habe nicht geglaubt," sagte er alsdann, schmerzlich lächelnd, „daß dieser Abend mir noch so Trauriges brächte; ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung, meine theure Rosa. Wer kennt wohl das treue, ehrliche Gemüth Ihrer Schwester besser, als ich! Lassen Sie mich ruhig überlegen, was zu thun ist, lassen Sie mich erwarten, ob der Graf mit mir spricht und was er mir sagen wird. Seien Sie überzeugt, liebes Kind, daß ich mit aller Umsicht eines väterlichen Freundes, der ich Ihnen ja bin, mit mir zu Rathe gehen werde, was geschehen kann. Sollte etwas vorfallen, was mir zu erfahren nützlich ist, so lassen Sie es mich wissen."

„Und wenn Gaetano noch lebte?"

„Rosa, Rosa," gab er erschreckt zur Antwort, „rufen Sie dieses Gespenst nicht aus seinem Grabe!"

Sie erhob sich rasch, trat einen Augenblick ans Fenster und blickte in die Nacht hinaus. — „Es ist spät geworden," sagte sie alsdann, „ich habe Sie um ein paar kostbare Stunden Ihres Schlafes gebracht, verzeihen Sie mir auch das, wie so vieles Andere."

Er war ihr langsam gefolgt, legte seine Hände auf ihre Schultern, und nachdem er sie langsam herumgewandt, was sie willenlos geschehen ließ, küßte er sie langsam auf die Stirn und sprach: „Ich bewundere Sie, Rosa, und habe Sie herzlich lieb; Sie sind so gut, so aufopfernd, so treu und —"

„So unglücklich," unterbrach sie ihn rasch. Dann drückte sie hastig seine beiden Hände, nahm ihren Schleier vom Sopha und wollte das Zimmer verlassen.

„Halt, mein Kind," rief Herr von Scherra, „in dieser

nächtlichen Stunde wollen Sie doch nicht allein gehen — erlauben Sie mir, meinen Hut zu nehmen, ich werde Sie selbst begleiten."

„Nein, nein," sagte sie, mit dem Kopfe schüttelnd, „das werde ich nimmer geschehen lassen, gewiß nicht! — Sie kennen meinen Eigensinn," setzte sie, unter Thränen lächelnd, hinzu.

„So darf wenigstens mein Bedienter mit Ihnen gehen, ich sehe schon, Sie wollen einen alten Mann, wie ich bin, schonen."

„Auch der nicht," gab sie rasch zur Antwort; „ich danke Ihnen herzlich für Ihre Fürsorge, ich werde allein gehen; was hätte ich auch zu befürchten? Habe ich doch einige traurige Gesellen bei mir, die mich schützen, begleiten und alles von mir abwehren — meinen Kummer und meine Thränen. Gute Nacht, lieber Freund!"

„Ich muß Sie ziehen lassen," sagte Herr von Scherra achselzuckend. „Gute Nacht denn, liebe Rosa, und Gott geleite Sie!"

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Tante Rosa.

Wir erfuhren bereits, daß Herr Karl Vander und der Chorist Herr Richter neuerdings ein gemeinschaftliches Wohnzimmer hatten, in welchem der Erstere schlief, und da sich der geneigte Leser wohl denken kann, daß bei demselben nothwendiger Weise auch ein Gelaß sein mußte, wo der Letztere sein Haupt niederlegen konnte, so nehmen wir keinen Anstand, dieses Gelaß in seiner ganzen Unbedeutendheit dem Leser vorzuführen — es stieß nämlich an besagtes Wohnzimmer und war nichts als ein Raum unter der schiefen Neigung des Daches, wo sich für das Bett des Herrn Richter nothdürftig Platz fand. Es erforderte jedoch von Seiten des Besitzers dieser Bettstelle einige Geschicklichkeit, um sein Lager zu gewinnen, ohne dabei den Kopf an die Sparren und Platten des Daches zu stoßen, und es war dies dem Herrn Richter sogar ein paarmal bei unruhigen Träumen passirt. Er war daher auf die sinnreiche Idee gekommen, ein altes gestreiftes Stück Zeug, das er in einem Winkel der Dachkammer gefunden, zeltartig

über sein Lager auszuspannen, einestheils, um bei vorkom=menden Gelegenheiten durch Anstoßen an diese weiche Decke erinnert zu werden, daß sich hinter derselben harte und kan=tige Gegenstände befänden; anderntheils aber auch, um wenn er morgens wachend von den Mühen des Schlafes ausruhte, seiner Phantasie einen Spielraum zu gönnen und sich eine Zeltwand vorzustellen, hinter der sich schlanke Palmen und duftende Orangen erhöben, wo Sklaven und Sklavinnen harrten und erwartungsvoll auf das dreimalige Händeklatschen des erhabenen Gebieters lauschten.

„Sidi=ben=Aben=Hamet ist müde, müde, müde!
Sidi=ben=Aben=Hamet wünscht noch nicht aufzustehen!“

sang er dann vielleicht und träumte von fernen, sonnenbe=glänzten Wunderländern.

Konnte er in solchen Augenblicken seinen Freund Carlo Banderi veranlassen, ihm die Pfeifenspitze zwischen die Lippen zu stecken und Feuer auf den Tabak zu legen, so kannte seine Wonne keine Grenzen, und für einen solchen Beweis von Freundschaft verpflichtete er sich gern, einige Stunden Dic=tando an dem unsterblichen Lustspiele zu schreiben.

Daß sich bei heftigem Nordwestwinde zuweilen Regen=tropfen oder Schnee unter die Dachplatten geschlichen und die Zeltwand fleckig gefärbt, machte ihm keinen Kummer, ja, er behauptete an solchen Tagen, wenn das trübe Licht sich in der Dachkammer kaum bemerklich machen konnte, wenn die Dachbedeckung unter der Gewalt des über sie dahinfah=renden Windes klapperte und stöhnte, wenn das Sausen des Sturmes förmlich fühlbar wurde, daß alles dies nicht im Stande sei, seine Phantasie niederzudrücken; es ging dann ein anderes Bild durch seinen Traum, und er malte sich deut=

lich die brandenden Wogen aus, die tückisch an den Fundamenten des Leuchtthurmes rüttelten, dessen Wächter zu sein er die Ehre hatte.

„Warum verkürzen diese glückliche Zeit?" erwiderte er auf die Ermahnungen seines Freundes, endlich aufzustehen.

Zu Anfang dieses Kapitels unserer wahrhaftigen Geschichte war übrigens jene glückliche Zeit schon vorüber, und wenn sich Herr Richter in seinem Schlafcabinet befand, so träumte er nicht von Palmenwäldern oder brandenden Wogen, sondern man vernahm, wie er auf Holz klopfte und Bretter zusammenbrach, wobei er seinem Freunde, der im Wohnzimmer auf- und abschritt, zurief: „Als jener tapfere Spanier, jenen noch tapferen Krieger des Alterthums nachahmend, an der mexicanischen Küste seine Schiffe verbrannte, hatte er nicht einmal den Nutzen, sich an ihrem Feuer die Pfoten wärmen zu können, einen Vortheil, den ich vor ihm voraus habe."

„Wenn ich auch an deine blühende Phantasie gewöhnt bin," erwiderte der ehemalige Sänger, „so möchte ich doch wissen, wie du eine alte, wurmstichige Kiste mit jenen Schiffen zu vergleichen gesonnen bist?"

„Sehr einfach, indem ich diese Kiste, welche einst meine Habseligkeiten barg, verbrenne, schneide auch ich mir gewissermaßen den Rückzug ab, und ich kann nicht von dannen gehen, wie ich gekommen. Entweder also ich muß mich zu einem anständigen Koffer aufschwingen, oder ich muß heimwärts ziehen, ein Hemd in meiner Rocktasche, einen Gott im Herzen und einen Rock auf dem Leibe."

„Ich fürchte das Letztere."

„Ich auch," hallte es aus der Bodenkammer zurück, „das

soll uns aber nicht verhindern, uns mit dem Holz der alten Kiste einen warmen Nachmittag zu machen. Probe und Vorstellung gibt's heute nicht, der Nebel, der gestern in die Höhe stieg, kommt heute als ein feiner Regen nieder,

„Drum laß uns still genießen,
Was unser Haus beschert,
Genießen, ja, genießen,
Was uns das Haus gewährt."

Nach diesen Worten erschien der Sänger, auf dem einen Arm etwas klein gemachtes Holz und unter dem andern eine Wasserflasche tragend. Glücklicher Weise war die Menge des Holzes in nicht zu großem Mißverhältniß mit dem winzigen Ofen, und der Chorist bemerkte richtig: „wenn wir sparsam mit unserem Holze umgehen, so können wir wenigstens sechs Mal nachlegen, schließen hierauf die Ofenklappe

„Und wollen froh genießen,
Was uns das Haus beschert."

Vander schritt noch immer im Zimmer auf und ab, und seine trübe Miene erheiterte sich auf Augenblicke bei dem Frohsinne seines Freundes. Wenn er dann aber wieder an das Fenster trat und auf den hartnäckig herabrieselnden Regen blickte, so schüttelte er mißmuthig den Kopf und sagte: „Ich könnte mich selbst ausschelten, daß das Wetter einen solchen Einfluß auf mein Gemüth ausübt."

„Vielmehr auf deinen Kopf," meinte Herr Richter, „und der Arzt fand das bei deiner schweren Verwundung ganz natürlich; nebenbei betrachtest du jeden Regentropfen als einen Riegel, welcher unser Haus zuschließt und keinen Besuch einläßt."

„Ich erwarte keine Besuche; wer sollte mich auch besuchen?"

„Du erwartest keine, aber du hoffst auf welche. Haben wir nicht die Kühnheit gehabt und die zwei ersten Acte unseres unsterblichen Lustspieles dem hochgeborenen Herrn Hoftheater-Intendanten geschickt, und erwartest du nicht das Rollen einer Equipage, das Anklopfen an die Stubenthür und das langweilige Gesicht eines Bedienten, der sich bei dir erkundigt, ob du geneigt seiest, deinen verehrten Gönner zu empfangen?“

„Unsinn!“ —

„So, mein Feuer brennt, der Kaffeetopf ist bei der Hand, der Mokka gemahlen und —“

Bander hatte sich gegen das Fenster gelehnt und unterbrach, den Kopf wendend, den Redefluß seines Freundes mit der Frage: „Bist du vielleicht gestimmt, ein vernünftiges Wort zu reden?“

„Dazu bin ich immer gestimmt; ob aber dein vernünftiges Wort vernünftig sein wird, ist eine andere Frage. Ich fürchte, nicht ganz, wenn dieses vernünftige Wort dasselbe ist, um welches sich seit zwei Tagen alle deine Reden drehen.“

„Du kannst ja nicht wissen, was ich sagen will.“

„Hm, das zu wissen ist nicht zu schwer; soll ich dir sagen, wie deine Rede beginnen wird?“ Der Chorist richtete sich neben dem Ofen in die Höhe, und indem er sich bemühte, die ernstere Sprechweise seines Freundes zu carikiren, fuhr er fort: „Richter, wirst du zu mir sprechen, wie ist es möglich, daß sich zwei Wesen so ähnlich sehen können? — Sei ehrlich,“ setzte er mit einem gewöhnlichen Tone hinzu, „wolltest du das nicht sagen?“

Der Andere zuckte mit den Achseln und schwieg einen

Augenblick, ehe er zur Antwort gab: „Und wenn ich das in der That sagen wollte, wäre es unvernünftig? Habe ich nicht Recht, diese Frage unzählige Male aufzuwerfen, und gerade dir gegenüber, der du mir bewiesen hast, daß ein solches merkwürdiges Spiel der Natur allerdings möglich ist.“

„Ja, ich habe es dir bewiesen,“ versetzte der Chorist trocken, indem er sich niederbeugte, den Kaffeetopf vom Boden aufnahm und aus der Flasche, die er aus der Schlafkammer mitgebracht, auffüllte.

„Und du bist fest überzeugt, daß du dich nicht geirrt?“

„Fest überzeugt. Die Tante unseres kleinen Prinzen war ja, wie du selbst weißt, hier im Hause, als ich fort ging, und wenige Straßen von hier sah ich unsere erste Tänzerin im Wagen vorbeifahren.“

„Du kannst dich dennoch geirrt haben.“

„Na, erlaube mir, ich werde doch meine verehrte Collegin kennen; und obendrein nickte sie mir freundlich zu, denn sie erinnerte sich wahrscheinlich unseres Gesprächs hinter den Coulissen.“

Herr Vander drückte seine rechte Hand vor die Augen, wie um seine Gedanken zu sammeln, und blieb so ein paar Minuten stehen, dann sagte er: „Aber zugeben mußt du mir, daß eine solche Aehnlichkeit unerhört ist.“

„Sie ist allerdings groß, aber nicht so, wie du sie dir ausmalst. Wahrhaftig, lieber Junge,“ fuhr er in seinem gewöhnlichen lustigen Tone fort, „unser kleiner Prinz ist gescheiter, wie du; er war auf einen Augenblick überrascht, als er unsere prima ballerina sah, aber nur einen Augenblick, alsdann sagte er: ‚Nein, das ist doch nicht Tante Rosa!‘ Ich

wollte nur, du könntest Beide einmal neben einander sehen oder auch nur kurz nach einander, wie ich neulich, da springt der Unterschied schon in die Augen. Tante Rosa ist etwas stärker und auch um die Idee kleiner, der Klang ihrer Stimme ist viel tiefer, auch tritt sie mit dem linken Fuße etwas schwer auf, was du vielleicht mit deinen verliebten Augen nicht bemerkt hast."

„Das könnte Verstellung sein," meinte der Andere nachdenklich.

„Na, du bildest dir nichts Geringes ein," erwiderte Herr Richter lachend; „du denkst wohl, eine Fee komme verkleidet zu dir, dem kranken Königssohne, um dein Herz zu gewinnen, das wäre vielleicht der Anfang zu einem pikanten Märchen, aber im wirklichen Leben kommt so etwas nicht vor — Teufel, da habe ich mir die Finger verbrannt! Dieser Ofen entwickelt eine Hitze, welche man einem so armseligen Möbel nicht zutrauen sollte. Willst du nicht so gut sein und auch ein bischen mit helfen bei Bereitung unseres famosen Kaffee's? Dort auf dem Tische liegt der Mokka — die blaue Düte, in der gelben ist Zucker — nein, nein, beruhige dich, die Aehnlichkeit zwischen Beiden ist nicht so ungeheuer, auch hat Tante Rosa ganz andere, derbere Ausdrücke."

„Das muß ich mir ausbitten," sagte Herr Bander, indem er die verlangte blaue Düte brachte, „gerade in ihrer Redeweise liegt etwas so Verständiges, Sinniges, Edles und Wohlthuendes —"

„Hör' auf, hör' auf!" —

„Was ich selbst bei der großen Künstlerin nicht in dem Maße fand."

„Also doch ein Unterschied, — nun, siehst du wohl?

Glaube mir, theuerster Carlo, wenn die Beiden hier neben einander ständen, da würdest du, was die Aehnlichkeit anbelangt, über dich selbst lachen. Aber, alle Wetter," rief er zurückfahrend, „hol mich der — unser Kaffeetopf hat ein Loch! Das ist eine saubere Bescherung! Reich' mir das Handtuch — o weh — o weh, das halte, wer kann!"

Diese Aeußerungen galten einem Wasserstrahle, der zuerst tropfenweise, dann aber immer stärker aus dem verrosteten Gefäße herausspritzte, sich über den heißen Ofen ergoß und diesen dadurch in eine förmliche Dampfwolke einhüllte.

„Das ist ein elendes Geschirr," rief Herr Richter entrüstet und steckte seinen abermals verbrannten Daumen in den Mund. „Aber du stehst auch dabei," wandte er sich ärgerlich an seinen Freund, „wie der Prinz in der Komödie; jetzt fehlte nichts, als die gütige Fee, die statt unseres zerbrochenen Kaffeetopfes uns ein ‚Kaffeetischchen deck dich' bescherte."

„Da ist sie schon," sprach Bander leise, aber in einem so plötzlich veränderten Tone, daß sich der Chorist mitten in seiner Bemühung, den immerfort aussprudelnden Kaffeetopf zu entfernen, umwenden mußte und in der geöffneten Thür das junge Mädchen stehen sah, von dem so eben die Rede gewesen war. Sie hielt den kleinen Knaben an der Hand und bemühte sich vergeblich, dessen lautem und lustigem Lachen Einhalt zu thun.

„O, Richter, was machst du?" rief Eugen; „willst du deinen Ofen auslöschen? Sieh, Tante Rosa, er hat Wasser darauf gegossen, wie das dumm ist!"

„Pfui, Eugen," sagte das junge Mädchen mit einer sehr

tiefen und wohlklingenden Stimme, „so spricht man nicht, und vor allen Dingen nicht mit Freunden."

„Ja, wenn der kleine Unfug so fortmacht, so ist es nächstens mit unserer Freundschaft am Ende," erwiderte Herr Richter, halb lachend, halb ärgerlich.

„Ich will das Fenster öffnen," sagte Bander hastig, „der Dampf wird Ihnen beschwerlich sein, mein Fräulein."

„Ich wäre dafür, das Fenster nicht zu öffnen," brummte Herr Richter, „Wasserdämpfe belästigen niemand, im Gegentheil, sie machen eine angenehme, dunstige Wärme."

„Der Ansicht bin ich auch," sprach das junge Mädchen, die einen Schritt näher getreten war, während Eugen die Thür schloß.

„So, Richter," sagte dieser alsdann, „ich habe deine Thür zugemacht, jetzt bist du wieder zufrieden, denke ich."

„Es ist ein bischen Hexerei dabei," meinte der Chorist, indem er den Kaffeetopf, der nun ausgelaufen war, mit umwickelter Hand vom Ofen nahm und sorgfältig betrachtete, „da schaue ich mir die Augen aus und sehe kaum einen kleinen Riß, während doch das Wasser in Strömen herausgeflossen ist und einen Dampf verursachte, der noch im Zimmer umherirrt."

„Du riefst die Geister an," versetzte Carlo vergnügt, „und sie erscheinen immer in Wolken und Nebel, sogar die gütigen Feen."

„Damit kann ich nicht gemeint sein," sagte Tante Rosa, „für eine Fee bin ich ein bischen unbeholfen und schwer; auch ist es ein gar zu materieller Grund, wegen dessen ich mir die Freiheit nahm, Sie zu stören. Eugen, der, wie es zuweilen vorkommt, Langeweile hatte, verlangte von mir, ich

solle ihm einen zerbrochenen Nußknacker wieder herstellen, und da ich ihm meine Unfähigkeit, dies zu thun, erklärte, so bat er mich, ich solle Herrn Richter darum ersuchen."

Das junge, blühende Mädchen, an der Hand den lächelnden Knaben, der nun seinen Nußknacker hoch emporhielt, stand so unbefangen und freundlich lächelnd vor den beiden jungen Leuten, daß es wahrhaftig ein Vergnügen war, sie nur sehen zu dürfen; dabei hatte sie etwas Schüchternes, was ihr außerordentlich gut stand, etwas Weiches im Blick ihrer glänzenden Augen, einen so gutmüthigen Zug um den frischen Mund, daß Carlo, der sie entzückt betrachtete, sich gestehen mußte, allerdings sei die Aehnlichkeit zwischen ihr und der Tänzerin groß, aber der Ausdruck des Gesichtes, der bei Fräulein Rosa immer etwas Kaltes, Strenges und Abstoßendes hatte, doch ein ganz anderer. Und mit der Figur war es wahrhaftig der gleiche Fall; so schlank und elegant, wie die der Tänzerin erschien, war die des jungen Mädchens hier allerdings nicht. Richter hatte Recht, Tante Rosa war etwas stärker und kleiner; freilich hielt sie sich nicht so aufrecht, wie die Andere, aber dadurch erhielt die Gestalt eine wohlthuende und angenehme Rundung, es war etwas Weiches und Hingebendes darin; vor jener wich man bewundernd zurück, diese zog unwiderstehlich an. O, wie gern hätte sich der ehemalige Sänger anziehen lassen, näher und näher, wie gern wäre er dem fast unwiderstehlichen Zuge seines Herzens gefolgt, wäre vor ihr niedergekniеet, hätte ihre kleine, feine Hand mit unzähligen Küssen bedeckt, hätte ihr in das schöne, klare Auge geschaut, und wäre vor Seligkeit vergangen, wenn sie, sich abwendend, ihre andere Hand leicht auf seinen Kopf gelegt, als er ihr zugeflüstert: ‚ich liebe dich.‘

Träume, die davon flatterten, wie die Wasserdämpfe des zersprungenen Topfes! Im nächsten Augenblicke war die Luft im Zimmer wieder rein und klar, und die Gedanken im Kopfe des Herrn Vander wieder ruhig und besonnen.

„Während Richter an seinem Nußknacker flickt, werden Sie wohl die Güte haben, Fräulein, sich ein wenig bei uns niederzulassen, hier auf dem Sopha, wenn ich bitten darf." Er räumte eilfertig Bücher, Musikalien, Schreibpapier und sonstige Gegenstände auf die Seite, um einen genügenden Platz für seinen schönen Gast zu machen.

Als sich Tante Rosa, ohne viel Umstände zu machen, dem angebotenen Sitze näherte, schaute er ihrem Gehen zu und mußte sich eingestehen, daß sie allerdings mit dem linken Fuße etwas schwer auftrat; ungraziös erschien dies aber durchaus nicht, im Gegentheil, es verlieh ihrer ganzen Erscheinung etwas Pikantes.

Als das schöne Mädchen nun auf dem ärmlichen Sopha saß — dasselbe beliebte in allen Fugen zu krachen, wenn sich jemand desselben bediente — als sie nun offenen Auges um sich her blickte und dieses Ideal einer verwahrlos'ten Junggesellen-Wirthschaft sah, da konnte sie sich nicht enthalten, so herzlich zu lachen, daß man ein paar Sekunden lang ihre schneeweißen Zähne sah.

Herr Vander, der neben dem Tische stand und mit Entzücken seinen Gast betrachtete, rieb sich vergnügt die Hände und lachte ebenfalls. Das Gleiche that auch Herr Richter, der über den zerbrochenen Nußknacker hinweg die Beiden betrachtete und dabei seine eigenen Gedanken hatte, und als endlich das Bübchen diesen allgemeinen Ausbruch des Ver-

genügens bemerkte, schrie es vor Lachen laut auf und mußte in seine Hände klopfen, um sich selbst zu beruhigen.

„Es ist nicht recht, daß Sie so lachen," meinte Tante Rosa, nachdem sie selbst wieder ernst geworden war, „es muß Ihrem Kopfe weh thun."

„O, jetzt thut mir gar nichts mehr weh," rief Carlo mit einem glückseligen Blicke; „ich glaube, jetzt könnte kommen, was da wollte, nichts wäre im Stande, mich trübe zu stimmen, Eines allerdings ausgenommen, und das wird leider auch geschehen, wenn Sie nämlich wieder fortgehen, Fräulein."

„Darin hat er Recht," mischte sich Herr Richter ins Gespräch; „es macht einen Effect an diesem trüben Herbsttage, als sei die Sonne nicht nur durch die Wolken gebrochen, sondern als stehe sie gerade vor unserem Fenster und lache freundlich zu uns herein."

Das junge Mädchen schüttelte lächelnd ihren Kopf und entgegnete: „Darüber müßte ich mir eigentlich eine Erklärung ausbitten, aber ich will es nicht thun," setzte sie rasch mit einer abwehrenden Handbewegung gegen Herrn Vander hinzu, da sie bemerkte, wie dieser sich anschickte, ihr hastig etwas zu erwidern. „Sagen Sie mir lieber, wie es mit Ihrer Verwundung steht oder stand, ehe ich kam," setzte sie heiter lächelnd hinzu.

„Es geht im Allgemeinen sehr gut," gab Carlo zur Antwort, „ehe Sie nämlich kamen, Fräulein; jetzt ist mir Kopf und Herz wahrhaftig so voll, daß ich über meinen Zustand nichts Genaues zu sagen im Stande bin."

„Ja, ja," meinte Herr Richter, der sich mit Wiederherstellung des Nußknackers beschäftigte, „wir können im Allge-

meinen nur das variiren, was ich eben sagte, nämlich daß es für uns unaussprechlich behaglich ist, ein so liebenswürdiges weibliches Wesen in unseren vier Wänden verehren zu dürfen."

„Woher wissen Sie, daß ich liebenswürdig sein kann?"

„Das verräth schon Ihr Aeußeres," versetzte Herr Richter, „und darin trügt der Schein nicht. Auch hat der kleine Prinz schon so viel Schönes und Liebes von Ihnen erzählt, daß wir Sie schätzen mußten, ehe wir Sie noch gesehen. Sehen Sie," fuhr der Chorist fort, nachdem er den Zopf des Nußknackers mit einigen tüchtigen Schlägen wieder eingerichtet, „wenn Sie eine vornehme Dame wären, so wäre es unbeschreiblich fade, Sie so Ihr Lob hören zu lassen; da Sie aber unseres Gleichen sind, so haben wir vielleicht ein Recht, unsere Herzensmeinung ohne alle Nebenabsichten auszusprechen."

„Ja, unseres Gleichen," wiederholte Carlo mit leiser Stimme, wobei seine Augen vor Vergnügen leuchteten.

„Ihres Gleichen? — Nicht so ganz," lachte Tante Rosa, „Sie sind Künstler, und ich nur eine arme Näherin."

„Na, was die Künstlerschaft anbelangt, so hat das für uns auch so seine Haken; ein Chorist, wie ich, wird von der Coulissen-Aristokratie nicht dazu gerechnet, und Freund Bander, der bei seinem ersten künstlerischen Versuche verunglückt ist, wird erst zeigen, ob es ihm beim zweiten gelingt."

„Und dieser zweite Versuch," fragte das junge Mädchen, „soll ebenfalls auf dem Theater gemacht werden?"

„O nein, o nein!" rief Carlo mit einer entschiedenen Kopfbewegung; „die Bretter haben mir nichts Gutes gebracht;

ich bin, um ehrlich zu reden, so durchgefallen, wie es nur irgend möglich ist."

„Und bei diesem Durchfall brach sein Herz," warf der Chorist mit einem raschen Blick auf Tante Rosa leicht ein.

„Schwätzer," sagte Carlo unmuthig, „hören Sie nicht auf ihn, es passirt ihm häufig, allerlei Zeug zu fabeln, — es ist besser, wenn du schweigst."

Herr Richter mochte es aber gerade unter den gegenwärtigen Verhältnissen für besser finden, nicht zu schweigen; denn als ihn das junge Mädchen mit großen Augen forschend ansah, fuhr er mit ungewöhnlicher Ruhe fort: „Ja, es brach sein Herz, denn er fiel durch vor den Augen einer Dame, die er liebte."

„Richter, das ist perfid," rief Bander empört.

„Aber die Wahrheit," fuhr sein unerschütterlicher Stubengenosse hartnäckig fort; „warum ein Geheimniß daraus machen? Ja, ich setze noch hinzu, die Dame, die er liebte, sieht Ihnen, mein Fräulein, außerordentlich ähnlich; ja, so ähnlich, wie eine blühende Rose vom gleichen Strauche der anderen."

„Lassen Sie ihn doch," sagte begütigend das junge Mädchen zu Herrn Bander, als sie bemerkte, wie dieser sich über die Aeußerung seines Freundes kaum zu fassen vermochte; „es ist ja nichts Beleidigendes für mich, und," setzte sie lächelnd hinzu, „wohl nicht ohne allen Grund."

„Aber eine Sache, die weit hinter mir liegt."

„In der unendlichen Weite von zehn Tagen," warf Herr Richter ein, „und sehr nachwirkend, wie wir sehen." Nachdem er dies gesagt, ließ er mit einem äußerst pfiffigen Lächeln die Kinnladen des Nußknackers ein paarmal zusammenklappen.

Tante Rosa spielte mit einer Feder, die neben ihr auf dem Tische lag, und sprach dabei, aber ohne aufzublicken: „Die Dame, von der die Rede ist, glaube ich zu kennen; ich hörte schon oft von einer großen Aehnlichkeit zwischen mir und ihr."

„Eine Aehnlichkeit," rief Carlo rasch, „die in der That erstaunlich ist, bei der Sie aber offenbar gewinnen, mein Fräulein. Verzeihen Sie diese Worte, sie kommen aus meinem Herzen und sind aufrichtig gemeint."

„Denken Sie, was das heißen will, mein Fräulein," meinte trocken der Chorist, „er zieht Sie der Dame vor, die er liebte! In den glücklichen Jahren meiner Jugend hätte es einen famosen Kettensatz gegeben, über dessen Resultat ich mich nicht näher auslassen will."

„Spare dir diese Mühe," entgegnete Carlo, und fuhr dann, gegen das junge Mädchen gewandt, fort: „Aber diese Aehnlichkeit ist in der That überraschend; je mehr ich Sie betrachte, finde ich das; abgesehen von einigen Verschiedenheiten, von denen ich mir aber selbst keine Rechenschaft geben kann, glaube ich nicht, daß sich Zwillingsschwestern ähnlicher sehen könnten."

„Leider bin ich keine Zwillingsschwester der vornehmen Tänzerin, sonst hätte ich vielleicht einen andern Lebenspfad betreten."

„O, wünschen Sie sich nicht jenen anscheinend so glänzenden, der nur auf Schein und falschem Schimmer beruht, der die Sinne betäubt und das beste Herz langsam zu Grunde richtet."

„Diese Reden sollte ich mir eigentlich verbitten," sagte Herr Richter.

„Ja, der das Gemüth verbittert und der uns so gern die falsche Welt jener Bretter ins wirkliche Leben hinübertragen läßt," sprach Carlo aufgeregt. „Mir sind diese Orte furchtbar verhaßt geworden mit ihren falschen Thränen und falschen Brillanten."

„Sie haben dort bittere Erfahrungen gemacht?" fragte Tante Rosa in sanftem Tone.

„Mein Fräulein," konnte sich Herr Richter nicht enthalten, mit einem gewissen Pathos einzufallen, „es war seine erste Liebe!" —

„Nun ja denn, Schwätzer, es war meine erste Liebe; es war der Glanz eines mitternächtigen glutsprühenden Nordlichtes, den ich anbetete, da ich ihn in meiner Verblendung mit der rosigen Morgendämmerung verwechselte. Ach, mein Fräulein, jener heiße, sinnbethörende Traum liegt hinter mir, und es ist mir jetzt gerade zu Muthe, als fühlte ich das erfrischende Wehen einer stärkenden Morgenluft."

Herr Richter hatte gute Lust, wieder eine höchst unpassende Bemerkung einzuwerfen, doch als er sah, wie sein Freund das offene, strahlende Auge mit einem so glückseligen Ausdruck auf das junge Mädchen heftete, und wie diese mit einem seltsamen Zucken um den Mund angelegentlich sich die Feder in der Hand betrachtete, so verschluckte er seine Bemerkung und begnügte sich, dem kleinen Knaben, der ihn aufmerksam betrachtete, zu sagen: „Träume sind Schäume, mein Sohn, aber Morgenluft erfrischt das Herz, wenn man gut geschlafen hat."

„Ihren Aeußerungen nach scheinen Sie also keine Lust mehr zu haben, Ihre Laufbahn am Theater zu verfolgen," begann Tante Rosa nach einer kleinen Pause, augenscheinlich

in der Absicht, das Gesprächsthema zu ändern; „welche Plane haben Sie nun für die Zukunft gemacht?"

„Ich habe einen alten Plan, den ich nie hätte verlassen sollen, wieder aufgenommen und mich der Schriftstellerei zugewandt, wozu ich große Neigung habe; ob auch ein Talent, ist eine andere Frage."

„Er hat, er hat," sprach Herr Richter.

„Sie werden sich vielleicht wundern," fuhr das junge Mädchen in herzlich natürlichem und freimüthigem Tone fort, „daß ich mich so gerade heraus nach Sachen erkundige, die man sonst nur mit vertrauten Bekannten bespricht; da Sie aber meinen kleinen Freund dort schon früher und auch mich so freundlich aufgenommen, und da Sie auch vorhin aussprachen, die gleiche Lebensstellung erlaube uns schon, unsere Herzensmeinung frei auszusprechen, so werden Sie es mir nicht übel nehmen, daß ich meine Frage gethan."

„Im Gegentheil," bemerkte Herr Bander vergnügt, „Ihre Frage verräth eine Theilnahme, die mich sehr glücklich macht; ja, ich will den Versuch machen, ob ich in der That Talent zur Schriftstellerei habe, und schreibe deßhalb an einem Lustspiele. Sie sehen, wer einmal in die Nähe jener glänzenden Flamme, Theater genannt, als arme Mücke gerathen ist und sich sogar ein wenig die Flügel verbrannt hat, kann es doch nicht lassen, um das trügerische Licht herum zu flattern."

„Ein Lustspiel?" entgegnete nachdenklich das junge Mädchen; „ich glaube, Sie haben sich da keine leichte Arbeit ausgesucht, denn wie man mir sagte, gibt es nichts Schwereres, als ein gutes Lustspiel zu schreiben."

„Aber wir werden ein gutes Lustspiel schreiben," sagte Herr Richter in sehr bestimmtem Tone. Er hatte sich auf

einen Stuhl niedergelassen, den kleinen Knaben zwischen die Kniee genommen und probirte das wieder hergestellte Maul des Nußknackers, indem er dasselbe auf eine wirklich erschreckende Art aufriß und dann scharf wieder zuknacken ließ.

Carlo blickte lächelnd zu seinem Freunde hinüber und sagte: „Ja, wir schreiben ein Lustspiel, denn erstens ist Richter die Hand, welche niederschreibt, während ich dictire, und dann verdanke ich auch manche glückliche Wendung seinen verständigen Andeutungen.“

„Also dictiren Sie Ihre Arbeiten?“

„Ich mache den Versuch, und namentlich für einen Dialog scheint es mir leichter, als wenn ich die Worte selbst niederschreiben müßte. Während ich auf und ab gehe, bin ich im Stande, mir die Person, mit der ich spreche, so lebhaft zu vergegenwärtigen, daß es mir gerade ist, als spräche ich wirklich mit ihr, und ich glaube, daß dadurch die Unterhaltung natürlicher und ungekünstelter wird. Auch gibt mir Richter zuweilen eine Antwort, die mich, wie schon eben bemerkt, auf neue Ideen bringt.“

„Da könnte man ja gleich,“ meinte Tante Rosa, „einen Dialog niederschreiben, den zwei Personen in den betreffenden Verhältnissen mit einander hielten.“

„Allerdings,“ warf Herr Richter kopfnickend ein, „wenn die Personen danach wären und wenn sie es über sich vermöchten, sich in der nothwendigen Kürze zu fassen, sonst gnade Gott dem armen Schreiber und dem armen Publikum.“

Vander's Augen leuchteten vor Vergnügen, als er hierauf zur Antwort gab: „Wir sollten einen Versuch machen, wie ihn Fräulein Rosa vorgeschlagen; Sie, mein Fräulein,

müssen aber die Unterhaltung mit mir führen und Richter müßte sie niederschreiben."

„Und was soll denn ich thun?" sprach dann rasch der Knabe, der sich einigermaßen zu langweilen schien.

„Du lässest deinen Nußknacker Nüsse aufknacken, ich habe noch eine Hand voll in meinem Vermögen."

Das junge Mädchen schüttelte leicht mit dem Kopfe und erwiderte nach einem augenblicklichen Stillschweigen: „Sie sagten vorhin, Personen und Verhältnisse müßten passend erscheinen, das ist aber hier gewiß nicht der Fall."

„O doch, o doch," rief der junge Schriftsteller eifrig, „es handelt sich in meinem dritten Acte um eine Dame, die sich gegenüber einem jungen Manne, der sie liebt, nicht zu erkennen geben will, die aber in einer Verkleidung unter ihrem Stande erscheint."

Eine plötzliche Röthe flog über das Gesicht der Tante Rosa; sie nahm die Spitzen der Federfahne zwischen ihre weißen Zähne und bemühte sich, so unbefangen als möglich aufzublicken, als sie entgegnete: „Die Verhältnisse passen überhaupt schon ganz und gar nicht."

„Zugegeben, aber je besser die Dame ihre Verkleidung zu wahren weiß, um so pikanter ist es für unsern Dialog. O, mein Fräulein," setzte er bittend hinzu, „es wäre gar zu unterhaltend und lehrreich, einen solchen Versuch zu machen."

„Wo denken Sie hin! Wie sollte ich dazu kommen, einen verständigen Dialog zu führen?"

„Im Gegentheil, davon bin ich überzeugt," erwiderte hastig Herr Vander, „so wie auch von Ihrem warmen, gefühlvollen Herzen — ja, eine Innigkeit des Gefühls strahlt

aus Ihren Augen, Herzlichkeit und Geist! O, es müßte ein sprühender Dialog werden!"

„Es ist nun einmal seine Grille," meinte Herr Richter; „lassen Sie ihm diese Grille, o, sie ist so süß, diese Grille!"

„Richter schreibt und wir Beide reden zusammen; o, ich spreche so gern mit Ihnen, mein Fräulein!"

War es die Neuheit der Situation, oder war es ein natürliches Verlangen, ihre glänzende, elegante Art, sich auszudrücken, einem hohen Stande angehörig, durch die unscheinbare Hülle ihres jetzigen Anzuges durchbrechen zu lassen, was das junge Mädchen vermochte, nichts mehr gegen den Vorschlag zu erwidern, obgleich ihr leichtes Kopfschütteln zeigte, daß sie nicht ganz damit einverstanden war?

Herr Richter hatte sich vor sein Schreibheft an seinen Tisch gesetzt, nachdem er vorher dem Knaben die versprochene Hand voll Nüsse und damit für einige Zeit Beschäftigung gegeben.

Tante Rosa hatte sich von dem Sopha erhoben und sagte, während eine leichte Röthe ihr Gesicht überflog: „Aber dabei ruhig sitzen zu bleiben, ist mir unmöglich; auch dürfen Sie mir nicht so forschend ins Gesicht sehen, das würde ja auch auf dem Theater nicht so angehen — ich weiß es nicht, aber ich meine so."

„Das hängt von der Situation ab," sprach Herr Richter in belehrendem Tone; „man betrachtet sich, man wendet die Blicke ab, man nähert sich sehr stark, man wendet sich vielleicht wieder ab, bis man zu einem glücklichen Resultate gelangt — meine Feder ist eingetunkt, mein Papier liegt bereit, es kann losgehen."

„Nein, es geht wahrhaftig nicht," sagte Tante Rosa noch

einmal, „ich wüßte in der That nicht, was ich Ihnen antworten sollte, es bringt mich in Verlegenheit.“

„Ganz der Situation angemessen,“ trug Herr Richter pathetisch vor. „Sie, mein Fräulein, die junge Gräfin von St. Alban, haben ein Rendezvous bewilligt, und jener junge Mensch dort, ein bescheidener Legations-Secretär, Vicomte de Neufville, der Sie anbetet, tritt Ihnen in den Weg, um Sie von einem übereilten Schritte abzuhalten; also: erste Scene, der Vicomte rasch auftretend.“

Herr Vander that so, wie er als Vicomte de Neufville thun mußte, trat bis auf ein paar Schritte vor die junge Dame hin, die sich verlegen abwandte, und sagte mit vor Aufregung zitternder Stimme: „Verzeihung, Gräfin, daß ich Ihnen gefolgt, schenken Sie mir einige Augenblicke, hören Sie mit Ihrem Herzen, was ich Ihnen zu sagen habe, und Sie werden nicht mehr im Stande sein, Ihre Hand so drohend, so kalt gegen mich auszustrecken — o, diese Hand, wenn ich sie fassen und an meine Lippen drücken dürfte!“

Herr Richter warf in ruhigem Tone ein: „Das Letzte muß er unbedingt bei Seite sprechen, und was Sie anbetrifft, Fräulein Rosa, so kann ich Ihnen versichern, daß ich etwas darum gäbe, wenn ich die wunderbare Art, mit der Sie Ihre Hand gegen ihn ausstreckten, ja, Ihre ganze Haltung zu Papier bringen könnte. Daraus könnten unsere jungen Schauspielerinnen 'was lernen.“

„Unterbrich uns nicht immer.“

„Nur so viel, als nöthig; jetzt weiter.“

„Wenn ich Ihnen verwegen erscheine,“ fuhr Herr Vander fort, „so ist die Lage schuld daran, in der ich mich befinde. Ich sehe den Abgrund zu Ihren Füßen, ich muß Sie

zurückreißen mit Gewalt der Ueberredung, ich muß es thun auf die Gefahr hin, von Ihnen als ein Ueberlästiger gescholten zu werden; ich bin ein verzweifelnder Spieler, der sein ganzes Vermögen auf eine einzige, letzte Karte setzt."

Herr Richter hatte Recht; hätte jemand auf der Bühne durch Haltung und Gesichtsausdruck so wunderbar den Kampf auszudrücken vermocht, wie es hier dieses junge Mädchen that, ehe das erste Wort über ihre Lippen kam, er wäre mit einem rauschenden Beifallssturm belohnt worden; und nun dazu der ruhige Blick, mit dem sie ihn anschaute, der kalte Ton, in dem sie sprach: „Sie irren, mein Herr, ich habe nicht das Glück, Sie zu kennen, und wenn ich Ihnen die eigenthümliche Art, eine Dame anzureden, verzeihen soll, so könnte es nur dann geschehen, wenn Sie sich augenblicklich entfernten."

„Ich Sie nicht kennen, ich, der Ihr Bild in seinem Herzen trägt, ich, an dem der Schatten Ihrer Gestalt nicht unerkannt vorbeischlüpfen würde! — Glauben Sie nicht, daß diese ärmliche Kleidung, daß dieser dunkle Schleier Sie vor meinem Auge verbirgt! Ja, und wäre die neidische Hülle, die Sie um sich geworfen, noch tausend Mal undurchdringlicher, ich würde es an dem Stocken meines Athems, an dem Klopfen meines Herzens fühlen, daß ich in Ihrer Nähe bin."

„Nicht ganz schlecht," meinte Herr Richter, während er eifrig schrieb.

Das junge Mädchen hatte sich hoch emporgerichtet; sie schien einige Zolle gewachsen zu sein, ihr Auge flammte, die herausforderndе Haltung ihres edeln Körpers war hinreißend schön.

„Und wenn Sie mich erkannt, wenn es wirklich so ist, daß die Gräfin von St. Alban vor Ihnen steht, wer gibt Ihnen ein Recht, meine Schritte zu erspähen und mir in den Weg zu treten?“

„Das Recht, mein Fräulein, — ja, nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, die ich jedem Unglücklichen zuwenden müßte, den ich mit geschlossenen Augen einem Abgrunde zueilen sähe, ja, die Pflicht, die mich zwingt, einem Verzweifelnden den Giftbecher aus der Hand zu reißen, einen Lebensmüden vom Ufer des Flusses zurückzuziehen! O, Gräfin, Sie fragen, wer mir ein Recht gibt, Ihre Schritte zu erspähen, Ihnen in den Weg zu treten? Dieses Recht gibt mir vor allen Dingen meine Liebe zu Ihnen, ja, meine hingebende, heiße, uneigennützige Liebe. Treten Sie nicht von mir zurück, schauen Sie mich nicht so verwundert an, ich kann nicht mehr zurück, das Wort ist ausgesprochen: ja, ich liebe Sie mit aller Leidenschaft, mit aller Lust, mit aller Qual eines jugendlichen warmen Herzens!“

„Ei, Herr Bander,“ meinte Tante Rosa lächelnd, „Sie sagen das mit einem solch' lebhaften Ausdruck, als wollten Sie nicht nur dictiren, sondern selbst Komödie spielen.“

„Noch mehr,“ murmelte der junge Schriftsteller, „ich fühle, was ich gesagt, und es ist,“ setzte er mit einem trüben Lächeln hinzu, „wenigstens in meinem Stücke nothwendig, daß die stolze Gräfin von St. Alban von meinen Worten erschüttert wird: sie sieht ein, daß sie in ihrem Herzen eine Liebe genährt, deren Gegenstand ihrer unwürdig ist.“

„In der That, sie sieht das ein,“ gab das junge Mädchen mit einem gänzlich veränderten Gesichtsausdruck zur Antwort, „o, sie sieht das ein.“

„Daß dieser Gegenstand, ein schöner und eleganter Mann, ihr gleichstehend in gesellschaftlichem Range, diese Neigung nicht verdient."

„Das sieht sie alles ein, alles, alles — und was wird sie thun?"

„O, sie wird fühlen," rief Carlo enthusiastisch, „wie sich an der edleren Leidenschaft, die ihr entgegenflammt, auch ihre Liebe entzündet, sie wird dankbar dafür sein, daß er sie gewarnt, sie wird dem jungen Manne, der ihr zu Füßen fällt, die Hand entgegenstrecken und ihm erlauben, dieselbe zu küssen."

„Aber das ist kein Dialog mehr," rief Richter fast unmuthig, „das könnte man höchstens flüchtig skizziren nennen, aber," setzte er mit einem Seitenblick auf die Beiden lächelnd hinzu, „wie ich sehe, eine Skizze mit Illustrationen."

Carlo hatte nämlich im Feuer seiner Auseinandersetzungen die Hand des Mädchens ergriffen, dieselbe feurig geküßt, worauf ihm Tante Rosa ihre Finger lachend entzog. —

„Lassen wir die Scene auf sich beruhen," sagte sie heiter, „ich bin der Ansicht, daß ein derartiges Zusammenarbeiten des Dialogs doch nicht das Richtige ist; ich habe es ja vorher gesagt," fuhr sie gutmüthig fort, „auch werden Sie einsehen, daß ich nicht im Stande bin, Ihre Reden so zu beantworten, wie es nothwendig ist. Wenn Sie mir aber etwas Urtheil zutrauen, so geben Sie mir das fertige Manuscript und ich will Ihnen meine Meinung, die Meinung eines einfachen Mädchens darüber sagen."

„Zwei Acte dieser Arbeit, welche bereits fertig sind," versetzte Herr Richter, „legten wir dem Herrn Hoftheater-Intendanten zur vorläufigen Beurtheilung zu Füßen."

„Das hätte ich nicht gethan," meinte Tante Rosa, „man muß eine derartige unfertige Arbeit nicht aus der Hand geben."

„Ein Daniel, gewiß ein Daniel!" rief der Chorist. „Das Gleiche habe ich auch gesagt, und diese Ihre weise Ansicht allein müßte uns veranlassen, Ihnen das Manuscript, sobald es fertig ist, vorzulesen."

„Gut, wenn Sie ein solches Vertrauen in mich setzen, so will ich es nach besten Kräften zu rechtfertigen suchen."

„Ich will mich beeilen," sagte Carlo in herzlichem Tone, „daß wir bald fertig werden. O, die Belohnung, Sie wieder zu sehen, um Ihnen meine Arbeit vorlesen zu dürfen, ist so groß, daß sie mich zur äußersten Anstrengung antreiben muß." —

„So, meine Nüsse sind alle gegessen," mischte sich der Knabe auf seine Art in die Unterhaltung, und damit legte er die Ueberbleibsel auf das Schreibheft seines Freundes Richter.

„Eugen, du bist nicht artig," sagte Tante Rosa, „macht man es so seinen Freunden, die uns Wohlthaten erzeigen?"

„Es ist der Lauf der Welt," meinte lachend Herr Richter; „der Kerl hat die süßen Kerne gegessen und gibt mir die leeren Hülsen zurück; ich bin nur froh, daß er sie nicht auf den Boden geworfen hat."

„Und mir scheint, Sie verziehen das Kind," sagte das junge Mädchen, „Eugen aber weiß, was sich schickt," wandte sie sich ernst an den Knaben, „und wird die Schalen in den Ofen werfen."

Der Kleine schaute ehrfurchtsvoll auf den strengen Blick des jungen Mädchens, und that augenblicklich, wie ihm geheißen.

„Jetzt laß uns gehen," sagte sie hierauf, indem sie ihm die Hand entgegenstreckte, „wir haben die beiden Herren lange

genug aufgehalten. Man muß nie," setzte sie lächelnd, aber doch im Tone einer mütterlichen Ermahnerin hinzu, „irgendwo zu lange bleiben, sonst wird es nicht gerne gesehen, daß man wiederkommt."

„O, mein Fräulein," rief eifrig Herr Richter, der aufgestanden war und eine tiefe Verbeugung machte, „glauben Sie mir, hier bei uns ist ein düsteres, nebelbedecktes Land, dem eine glänzende Sonne aufgeht, wenn Sie erscheinen."

„So meine ich auch," sagte Carlo in ernstem Tone, „nur möchte ich's mit andern Worten ausdrücken: Wenn Sie uns erscheinen wie eine gütige Fee, so meine ich, das Leben habe wieder einen rechten Werth für mich, und wenn ich mit aller Kraft meines Geistes arbeite, so habe diese Arbeit einen schönen und edlen Zweck."

„Darauf weiß ich nichts Passendes zu erwidern," versetzte heiter das junge Mädchen, und kann Ihnen nur sagen, daß ich mit meinem kleinen Pflegling hier gern wiederkommen werde, und daß wir, wenn es Ihnen recht ist, alle miteinander gute Nachbarschaft halten wollen."

Sie sagte das so freundlich grüßend, während sie mitten im Zimmer stand, in ihrem unscheinbaren dunkeln Kleide, mit der Haltung und dem Anstand einer Königin; als sie aber hierauf das Zimmer verließ, war ihre Figur etwas gebückt, ihr Gang war etwas schwankend, als mache es ihr Mühe, mit dem linken Fuße fest aufzutreten. —

„Eine Fee," rief Herr Richter, als sich die Thür hinter ihr geschlossen, „gewiß eine Fee, die uns Glück und Segen bringt! Es sollte mich gar nicht wundern, wenn die Feder, die sie in ihrer schönen Hand gehalten, sich in Gold ver-

wandelt, wenn unter ihrem Blicke unser armer Geranium-stock dort am Fenster neue Blüthen getrieben hätte."

Carlo hatte seine Augen mit der Hand bedeckt, und als er sie wieder niedersinken ließ, blickte er lange sinnend vor sich nieder, ehe er zur Antwort gab: „Der Druck ihrer Hand müßte meine armen Gedanken in goldene, strahlende verwandeln, ja, müßte Wunder thun, wie ihr Blick schon gethan, der in meinem Herzen eine unaussprechlich schöne Blüthe getrieben."

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Herr Moses Goldstein.

Das Arbeitscabinet des Dr. Henderkopp, Directors der Privat-Irren-Anstalt, war an der hintern Seite des weiß angestrichenen Hauptthauses so gelegen, daß man von den Fenstern desselben das vertiefte Rosenparterre, so wie den dahinter liegenden Garten übersehen konnte.

In der Jahreszeit, von der wir gerade reden, war dieses Uebersehen dadurch sehr erleichtert, daß ein tüchtiger Reif, der Berg und Thal, Gras und Laub mit einer feinen, zierlichen, weißen Rinde überzogen hatte, den Blattstielen ihre letzte Lebenskraft geraubt, und daß die Blätter an dem betreffenden Tage beim leisesten Wehen des Windes massenhaft auf den Boden niederflatterten. Dadurch war es denn möglich, daß man den ziemlich geräumigen Garten in seiner ganzen Ausdehnung überschauen konnte, sogar bis zu jener vergitterten Mauerlücke hin, an welcher der vorgebliche Graf meistens zu sitzen pflegte, um in die Gegend hinauszustarren.

Dr. Henderkopp stand an einem Fenster seines eben

erwähnten Arbeitscabinets und blickte hinaus, aber nicht nach dem Garten, wo die meisten seiner Kranken oder Pensionäre, wie er lieber zu sagen pflegte, von ihrem unsteten Wesen getrieben, eilfertig an einander vorüberhuschten und das Terrain nach allen Richtungen durchschritten, sondern sah an den Himmel empor, wo trübe Wolken, Ueberbleibsel des gestern emporgestiegenen Nebels, eilfertig gegen Osten zogen. Der Himmel sah regnerisch aus, es war frostiges, windiges Herbstwetter, und die alten Bäume drüben im Garten schüttelten mißmuthig ihre Häupter.

Nachdem der Doctor eine Zeit lang den trüben Himmel betrachtet, welcher sich in seiner trüben, verdrießlichen Miene wiederzuspiegeln schien, legte er die Hände auf dem Rücken zusammen und schritt gesenkten Hauptes in dem Zimmer auf und ab.

Er dachte nach, er stellte Betrachtungen an über seine Vergangenheit und Zukunft, und dazu hatte er heute mehr Veranlassung als an jedem andern Tage, denn es war heute sein Hochzeitstag. Er wollte in jene große Gemeinschaft derer eintreten, die mit vor Liebe oder aus anderen minder edlen Ursachen geblendeten Augen in die große Spielurne greifen, um sich eines von den Loosen heraus zu ziehen, die äußerlich alle gleich aussehen, aber unter trügerischer Decke eine Niete eben so gut wie einen Gewinn enthalten können, und wenn man zufällig eine Niete zieht, so muß man sie behalten und mit ihr wandeln ein ganzes langes Leben hindurch.

So dachte auch Dr. Henderkopp, und wenn er so dachte, so preßte er seine Lippen fest aufeinander, daß sie kaum so viel Raum ließen, um einen dicken Seufzer durch zu lassen. Zuweilen zuckte er die Achseln, als wollte er sagen, da ist

nun einmal nichts zu machen, nehmen wir die Sache vom philosophischen Standpuncte und suchen wir ihr eine gute Seite abzugewinnen. Dieser Gedanke war im Stande, ihn etwas aus seinem Trübsinne aufzumuntern, ja, er verstieg sich bis zu einem leisen Pfeifen, doch war es bezeichnender Weise ein Moll-Tonart, die seinen Lippen entschlüpfte.

„Wie dem auch sei," sprach er halblaut vor sich hin, „wenn es auch eine bittere Pille ist, so präsentirt sie sich mir doch stark vergoldet, und ich bin in gewisser Beziehung so krank, daß ich nach einem bittern Kern nicht fragen darf."

Er war bei diesen letzten Worten, vielleicht zufällig, vielleicht absichtlich, in die Nähe seines Schreibtisches gegangen, auf den er nun die rechte Hand stützte und auf ein Blatt Papier blickte, welches bedeutsame Zahlenreihen zeigte.

Nachdem er sich daran satt gesehen, — sein Gesicht zeigte eine überdrüssige Miene, — zog er an einer Klingel, die über dem Schreibtische hing, worauf nach ein paar Augenblicken der Wärter Gebhard ins Zimmer trat.

Der Doctor hatte seinen Spaziergang im Zimmer wieder aufgenommen und sagte ohne aufzublicken: „Nichts Neues im Hause?"

Der Wärter schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „Im Hause ist alles beim Alten; die Herren sind ruhig und gehen ihren Beschäftigungen nach, der Förster hat schon seit zwei Tagen keinen Anfall mehr gehabt und benimmt sich überhaupt so ruhig und anstellig, daß ich ihn zu kleinen Dienstleistungen verwenden kann, die er auch bereitwillig übernimmt und glücklich ausführt."

„Und der Italiener?"

„Hat sich gestern in der Dunkelzelle ruhig verhalten, und

ich glaube, man könnte ihn wohl an dem heutigen festlichen Tage," dies sprach der Wärter mit einer tiefen Verbeugung, „zu den Andern lassen."

Bei dem Worte ‚festlichen Tage' schien sich wieder ein Sandkorn zwischen den Zähnen des Doctors zu befinden. „Dieser Italiener," fuhr er barsch heraus, „ist ein widerspänstiges, bösartiges Geschöpf, ein Subject, das nun einmal nicht einsehen will, daß es verrückt ist. Wahrhaftig, wenn ich nicht so gut für ihn bezahlt würde, ich hätte schon lange seine Verwandten ersucht, mich von ihm zu befreien, denn Ihr werdet sehen, Gebhard, er bringt uns noch in Ungelegenheiten."

„Was der Herr Doctor da sagen, ist vollkommen richtig, doch an dem heutigen Tage," bat der Wärter, „könnten wir wohl eine Ausnahme machen. Gefährlich ist er eigentlich doch nicht, und der Förster hat mir versprochen, ihn nicht aus den Augen zu verlieren."

„Meinetwegen denn, aber seid besorgt dafür, daß er mit dem General nicht zuviel zusammen kommt, dessen fixe Idee, sich zu verschwören, ihn anstecken könnte. Wer steht uns dafür, daß die beiden Narren, wenn sie auch sonst nichts ausführen können, nicht einmal den Versuch machen, das Haus in Brand zu stecken? Dem Italiener traue ich alles zu."

„Heute werden sie auf ihre Art vergnügt sein," gab Gebhard besänftigend zur Antwort. „Des Herrn Doctors Frau Schwiegermutter haben der Köchin aufgetragen, ein ganz besonders gutes Mittagsmahl zu machen und haben dazu schöne Sachen geschickt, auch ein ganzes Dessert von Obst. Wir müssen doch auch diesen schönen Tag nach Kräften feiern," setzte er schmunzelnd hinzu.

„Feiert ihn meinetwegen, wie Ihr wollt,“ erwiderte der Doctor mit zusammengezogenen Augenbrauen, „aber ich mache Euch verantwortlich, Gebhard, daß alles in Ordnung vor sich geht. Was mich anbetrifft,“ fuhr er mit einem Seufzer fort, „so habe ich einen harten Tag vor mir, die Geschichte in der Kirche, dann ein langes und wahrscheinlich langweiliges Diner; ich sehe es schon voraus, daß ich vor sinkender Nacht nicht zurück sein werde — wenn ich nur schon vier Wochen älter wäre!“ setzte er halblaut hinzu.

Ein leises Klopfen an der Thür unterbrach die Rede des Doctors, und als er ärgerlich dorthin blickte, meinte der Wärter: „es wird die Köchin sein.“

„Herein denn!“

Die Thür öffnete sich langsam, aber es war nicht die Köchin, die hineinschaute, es war jemand, bei dessen Anblick Dr. Henderkopp ein Gesicht machte, als habe er zwischen jedem Zahn ein Sandkorn, und sei gezwungen, herzhaft darauf zu beißen.

Dieser Jemand war ein Mann, von dem man sagen konnte, er stehe in der Blüthe der Jahre. Auf einer untersetzten, kräftigen Gestalt erblickte man einen dicken Kopf, mit etwas wulstigen rothen Lippen, mit Wangen, die in einer Röthe prangten, als seien sie eben erst geschminkt worden, mit einer scharf gebogenen Nase, verschmitzten leuchtenden Augen, hochgeschwungenen, tief dunkeln Augenbrauen, und einem starken, kohlschwarzen, lockigen Haare; alle Linien an diesem ausgezeichneten Kopfe waren rund oder doch wenigstens stark gerundet. Die lebhafte Farbenzusammenstellung desselben in Roth und Schwarz zeigte sich auch in seinem Anzuge, denn er trug schwarze Beinkleider, eine korinthen-

farbene Sammtweste, auf welcher eine dicke goldene Kette glänzte, und einen schwarzen Frack; auf dem Arme hatte er dagegen einen Paletot von hellgrauem Tuche; den Hut hielt er in der Hand.

Wenn auch diese Gestalt gebückt und schleichend ins Zimmer trat, so zeigte das selbstgefällige und behagliche Lächeln auf seinem Gesichte, daß er sich durchaus nicht in Verlegenheit befand; und der Ton, mit dem er sprach, bestärkte letztere Vermuthung.

„Da bin ich denn, verehrtester Herr Doctor," sagte er mit einem leichten Anstoßen der Zunge, „zu gehöriger Zeit, und angethan, wie man es nur hätte erwarten können von einem Hochzeitsgast."

Was Dr. Henderkopp zur Antwort gab, war nicht genau zu verstehen; eben so wohl aber als ein freundlicher Gegengruß hätte es heißen können: Hol' Sie der Teufel! Auch sprach für das Letztere die barsche Art, mit welcher er sich hierauf an den Wärter wandte und ihm sagte: „Laßt uns allein!"

Als sich die Thür hinter diesem geschlossen, warf der vorhin Eingetretene ziemlich ungenirt seinen Paletot auf einen Stuhl, setzte den Hut daneben und ging auf den Doctor zu, während er freundlich lächelnd sagte: „Soll ich nochmals gratuliren zu dem frohen, festlichen Tage, froh und festlich für uns alle, auch für mich, ja, ganz besonders für mich, denn nun kommt doch einmal ins Reine das schwebende Geschäftchen, so wir mit einander gemacht schon seit geraumer Zeit."

„Ihre Gratulationen können Sie sich sparen," versetzte unmuthig der Director der Irren-Anstalt, „und was die Hoff-

nung anbelangt, so theile ich Sie wahrhaftig mit Ihnen, und mit den gleichen Gefühlen, die einen Verdammten beseelen, wenn er einstens Hoffnung auf Erlösung hat."

„A—a—a—ah, verehrtester Herr Doctor," erwiderte der Andere mit einer schalkhaften Neigung des Kopfes auf die linke Seite, „bin ich denn anzusehen als ein Quälgeist, der gekommen ist, Sie zu plagen, oder bin ich nicht immer erschienen wie ein guter Freund, wie ein Engel in der Noth, der kam genau zur rechten Zeit, Ihnen vorzustrecken klingende Gelder, wenn Sie nicht mehr haben gewußt weder aus noch ein?"

„Das weiß Gott," seufzte der Doctor, „die rechte Zeit, wann Sie kommen mußten, um mir das Messer an die Kehle zu setzen, daß ich Ihnen Zinsen und Commission bewilligen mußte, die Sie niemals vor Gott verantworten können!"

Herr Moses Goldstein zog seine Schultern so hoch in die Höhe, wie es ihm nur immer möglich war, und erwiderte, einige Augenblicke in dieser Stellung verharrend: „Was werde ich nicht können verantworten vor Gott? Habe ich an Ihnen gehandelt als ein Wucherer oder habe ich mit Ihnen gethan als werther Geschäftsmann, der da gezwungen ist, zu nehmen Zinse von seine Zinse, wenn ihm diese Zinse nicht werden bezahlt? Haben der Herr Doctor wohl einmal eingehalten Ihre Versprechungen, mich zu bezahlen, Capital oder Zinsen? Niemals, so wahr mir Gott helfe, und so ist aufgelaufen das Capital zu der Höhe, wie es jetzt da steht auf der Abrechnung." Er zeigte mit dem Finger auf die Zahlenreihen des Papiers, welches auf dem Schreibtische lag.

„Ja, aufgelaufen," erwiderte der Doctor mit zusammen

gebissenen Zähnen, „achttausend Gulden auf zwanzigtausend Gulden in anderthalb Jahren.“

„Nicht in anderthalb Jahren,“ gab Herr Goldstein eifrig zur Antwort, „in fast zwei Jahren, von dem Tage an gerechnet, wo unsere Verhandlung begann.“

„Dessen zu erwähnen, sollten Sie sich doch wahrhaftig schämen. Sie unterhandeln mit mir ein halbes Jahr lang, ehe ich Geld erhalte, und lassen mich dann von jener Zeit die Zinsen zahlen.“

„Soll der Geschäftsmann nicht haben für sein Risico einen Gewinn? Wie sähe es aus mit meiner Schuldforderung, wenn Sie nicht machten diese reiche Heirath? Wäre ich doch ein ruinirter Mann. So aber haben Sie den Profit, Geld und eine schöne Frau.“

Der Doctor schaute mit einem trostlosen Blick an den grauen Herbsthimmel und versetzte mit einer abwehrenden Handbewegung: „Wozu dieses Gerede? Sie halten mich umklammert mit gültigen Documenten — — — — Sie werden Ihr Geld haben, heute noch — — wenn es mir eingehändigt wird,“ setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu.

„Ich rechne darauf heute,“ entgegnete Herr Goldstein lebhaft. „Werden Sie doch erhalten die Mitgift von Ihrer Frau, zwanzigtausend Gulden — er sagte das mit einem Ausdrucke, als verspeise er eine saftige Pfirsiche — in guten Staatspapieren, viereinhalbprocentigen, so gut wie baares, klingendes Geld, so daß wir nichts haben zu thun,“ setzte er mit einem pfiffigen Blicke hinzu, „als zu berechnen die kleine Coursdifferenz, die sein wird zu meinem Schaden, trotz der fälligen Zinscoupons. Weiß ich doch ganz genau,“ fuhr er geschwätzig fort, „daß die Frau Wittwe Speiteler Sie nach

dem Diner wird lassen kommen in ihr gelbes Zimmer, wo steht ihre Geldschatulle, und daß Sie Ihnen einhändigen wird die zwanzigtausend Gulden, was macht gerade Ihre Schuld an mich, wenn man noch hinzuzieht die Bagatelle von wegen der Coursdifferenz.“

Wir müssen hier bemerken, daß der Director der Privat-Irren-Anstalt seine Brille mit den blauen Gläsern, welche seinem Blicke etwas Farbloses, Unheimliches verliehen, nicht aufgesetzt hatte, und man deßhalb sehen konnte, wie sein Auge flammte.

„Herr Moses Goldstein,“ rief er mit einer vor Zorn zitternden Stimme, „ich will Ihnen jetzt mein letztes Wort sagen: Sie erhalten die bewußten zwanzigtausend Gulden, aber das schwöre ich Ihnen zu, daß, wenn Sie noch eine Silbe verlieren über Coursdifferenz oder ähnliche Schindereien, so erkläre ich vor dem Altar, daß ich es als bankerott, für gewissenlos halte, mich zu verheirathen.“

Der Jude streckte seine Hände von sich ab, als sähe er plötzlich vor sich etwas Entsetzliches erscheinen, und erwiderte darauf im Tone des höchsten Schreckens: „Würden Sie sein im Stand, so etwas zu thun? O nein, Sie würden nicht, o nein, Sie werden nicht, o nein, Sie können nicht! Wie, werden Sie wollen gehen in das kalte Schuldgefängniß, statt in das warme Brautgemach?“

„Erbärmlicher Kerl!“ begnügte sich der Doctor zu sagen, und fuhr nach einem tiefen Athemzuge fort: „Warum mich über Ihresgleichen ereifern? Mich däucht, Herr Moses Goldstein, unsere Rechnung ist abgeschlossen, Sie erhalten Ihr Geld, dort ist die Thür!“

Der also Angeredete legte seine Hände zusammen, bemühte

sich, bewegt auszuschauen, und sagte mit sanfter Stimme: „Handelt man so mit Leuten, die einem gezeigt haben, daß sie sind gesinnt gut und freundschaftlich — — und billig — — wahrhaftig, Herr Doctor! — billig? — Wären Sie gefallen in andere Hände, so würden nicht ausreichen die armen zwanzigtausend Gulden, auch nicht mit der Coursdifferenz, die ich in Gottes Namen verlieren will. Sie haben mir gewiesen die Thür, aber ich werde nicht gehen, ich werde nicht können gehen, denn Sie wissen, daß wir stipulirt haben, ich sei ein Hochzeitsgast, so gut wie jeder Andere, und darum habe ich mich auch so festlich angezogen. Haben wir das nicht stipulirt?"

„Sie haben allerdings das zudringliche Verlangen an mich gestellt."

„Zudringlich nicht," lächelte vergnügt und selbstgefällig Herr Goldstein, „nur eine bittere Nothwendigkeit, denn ich bin Geschäftsmann und muß gehen sicher mit meinem Gelde. Klar und deutlich haben mer's stipulirt: ich bin bei der Hochzeit als gern gesehener Gast und Freund, ich dinire mit an der großen Tafel und werde ausbringen meinen Toast so gut wie jeder Andere; im Hause werde ich bleiben bis zu dem wichtigen Augenblicke, wo Ihnen Frau Wittwe Speiteler wird übergeben die Mitgift von ihre Tochter, dann begleite ich Sie hieher, versteht sich von selbst, in einem eigenen Wagen, den ich mir werde lassen kommen auf meine Kosten, und wenn wir wieder hieher werden zurückgekommen sein, übernehme ich hier in diesem Zimmer die zwanzigtausend Gulden, während ich Ihnen behändige Ihren Schuldschein, den ich hier trage in meiner Brusttasche, nachdem ich denselben vor Ihren Augen quittirt."

Herr Dr. Henderkopp schaute den Sprecher an, wie jemand, der mit seinen Gedanken ganz wo anders ist; plötzlich aber schien er sich über die Gegenwart zu besinnen, und nachdem er die letzten Sätze seines Geschäftsfreundes mit großer Ruhe angehört, erwiderte er: „Wozu wiederholen, was mir leider bekannt ist! Sie haben Ihr Mißtrauen gegen mich so weit getrieben, diese erniedrigenden Bedingungen gegen mich zu stellen; ich bin in Ihrer Hand, wenn ich nicht vielleicht verziehe, einen Scandal zu machen,“ setzte er mit einem Aufflammen seines Blickes hinzu.

„Sie werden nicht,“ warf Herr Goldstein ein.

„Aber,“ fuhr der Andere fort, „wenn ich dieser meiner Schuld gegen Sie vollkommen quitt und ledig bin, so kann ich als Gegengefälligkeit vielleicht erwarten, daß —“

„Ich wieder bereit sein werde, Ihnen zu dienen. Gott der Gerechte, warum das nicht, gegen gute Zinsen und Provision!“

„Lassen Sie mich ausreden — daß Sie sich nie mehr bei mir sehen lassen, und so ist der Wunsch meines Herzens, vergessen Sie ihn nicht.“

„Ich werde ihn aber vergessen,“ rief Herr Goldstein jovial; „was sollte ich behalten in meinem Gedächtniß, was Ihnen doch kein Ernst ist? Sie werden wieder brauchen den Goldstein, Sie werden rufen nach Goldstein, und Goldstein wird sich beeilen, zu erscheinen mit offenen Händen, die er immer hat für seine Freunde — aber nun machen Sie mir nicht mehr so traurige Gesichter — die Sache wird sein abgemacht in zehn Stunden oder zwölf, Sie werden einziehen in diese hübsche Wohnung, frei von Schulden mit Ihrem Weibchen, in diese wahrhaftig nette Wohnung,“ fuhr er fort,

während er schmunzelnd sich rings umsah. „Es hat sich hier auf Ehre schon recht gemacht, mit werthvollen Mobilien, angeschafft von der Frau Schwiegermutter, eine brave Frau das! Hier ist das Arbeits-Cabinet von dem Herrn Director, und gleich da neben an — darf ich wohl hineinschauen gleich da neben an?"

Der Doctor schien sich am heutigen festlichen Tage vollkommen als Schlachtopfer anzusehen und mit Resignation über sich ergehen lassen zu wollen, was das Schicksal über ihn verhängen werde. Er zuckte die Achseln, that einen tiefen Athemzug und wandte sich, ohne den Herrn Goldstein einer Antwort zu würdigen, wieder dem Fenster zu.

Dieser aber schien das Stillschweigen für die Erlaubniß anzunehmen, das Nebengemach besehen zu dürfen, denn er öffnete ohne Weiteres die Thür desselben und verschwand in dieser, um erst nach einigen Minuten, welche der Zurückgebliebene in tiefem Nachsinnen vollbracht, wieder zu erscheinen.

„Alles in Ordnung," rief der Geschäftsmann mit fröhlicher Miene, „ein Aufenthalt für glückliche Menschen; da gleich neben an das Eßzimmer, dann der Salon für die Frau Gemahlin, und gleich daneben das Schlafzimmer, heimlich und verschwiegen — Doctor, Sie sind auf Ehre ein glücklicher Mann. Schöne Betten, ganz neu von polirtem Nußbaumholz, und seidene Kuwerter, 's ist wahrhaft fürstlich! — Aber, Gott der Gerechte," unterbrach er sich plötzlich, nachdem er sich umgeschaut, „schon zehn Uhr und Sie erst halb zum festlichen Tage angezogen? Machen Sie, Verehrtester, daß Sie hineinkommen in Ihren Frack, und dann fahren wir in der Stadt."

„Wir?" fragte der Doctor gereizt.

„Nun, Sie werden doch mitnehmen Ihren Geschäftsfreund, wenigstens bis ans Stadtthor? — Lassen Sie Ihren Groll fahren; warum Groll haben auf mich, mein lieber Henderkopp? Werden Sie doch noch oft brauchen Ihren treuen Goldstein. Ziehen Sie sich an, ich werde unten am Thore auf Sie warten, nachdem ich vorher einen Blick in den Garten gethan und geschaut, ob ich nicht kann sehen einen oder den anderen von Ihren spaßigen Herren Pensionären; es macht mir immer Vergnügen, mit so einem Verrückten zu reden."

„Bekümmern Sie sich nicht um meine Kranken," versetzte der Doctor barsch, „und lassen Sie mich jetzt allein, damit ich mich anziehen kann."

„Gerade, wie ich Ihnen gesagt," gab der unverwüstliche Geschäftsmann zur Antwort, „ich werde hinunter ans Thor gehen und auf Sie warten."

Er nahm bei diesen Worten seinen langen Paletot vom Stuhle, und als er ihn bedächtig anzog, verschwand unter dieser grauen, unscheinbaren Hülle der glänzende Kern des Herrn Goldstein, nur die rothen Wangen und glänzenden Augen blieben noch übrig, deren Schimmer er vor der Thür dadurch milderte, daß er seinen Hut tief in die niedrige Stirn drückte. Seine Hände versenkte er in die weiten Taschen des Ueberrocks und ging darauf, sorgfältig nach allen Seiten blickend, die Treppen hinab in den Hof, dann durch den Thorbogen gegen das Rosenparterre, wo er an der Treppe, die zu diesem hinabführte, lächelnd stehen blieb, da er bemerkte, daß der General ihm entgegen kam.

Dieser blieb einen Augenblick mit finsterem Gesichte vor ihm stehen, maß ihn von oben bis unten, und als er vorübergehen wollte, sagte Herr Goldstein, der sich behaglich von einem seiner gespreizten Beine auf das andere wiegte: „Nun, wie steht's, Herr General, was machen die Verschwörungen, werden wir nächstens was erfahren, wie umgekommen ist der große Cäsar, oder wie Sie haben sprengen wollen das englische Parlament? Wenn Sie mich einmal brauchen können, so sagen Sie's frei heraus, auf Ehre, ich helf' bei 'ner Verschwörung."

„Sehen Sie lieber zu," gab ihm der finstere Mann zur Antwort, „daß Sie nicht mit in die Luft fliegen, Vogelscheuche."

„Vogelscheuche hat er gesagt?" rief der Andere lustig, „sehe ich aus, wie 'ne Vogelscheuche? Gott der Gerechte, er ist sehr verwirrt, der arme General!"

Dieser aber trat bei der Aeußerung des Herrn Goldstein so dicht auf ihn zu, daß sich letzterer gern einen Schritt zurückgezogen haben würde, wenn ihn nicht zu gleicher Zeit die derbe Faust des großen und starken Mannes fest an einem seiner Handgelenke gepackt hätte; auch öffnete er schon den Mund, um nach Hülfe zu rufen.

Der General brachte sein Gesicht so nahe an das des Andern, daß zwischen beiden Nasen kaum ein Blatt Papier Platz gehabt hätte, betrachtete ihn ein paar Sekunden lang mit stechendem Blick und murmelte dann, während er den gefaßten Arm los ließ und von sich wegschleuderte, kopfnickend und mit dumpfer Stimme: „Wir sehen uns wieder."

Dann schritt er langsam an ihm vorüber.

Den Herrn Goldstein überflog ein so umheimliches Gefühl, daß er nicht mehr daran dachte, sich noch ferner in dem Garten nach den anderen Pensionären des Dr. Henderkopp umzuschauen; auch sah er diesen so eben im Hofe erscheinen, und beeilte sich, um seinen Platz im Wagen nicht zu verlieren, der so eben am Gitterthor vorfuhr.

Als der Director der Privat-Irren-Anstalt seinen Geschäftsfreund auf sich zukommen sah, hatte er einen eigenthümlichen Gedanken. „Wäre es nicht ersprießlich und komisch zugleich und dabei ein Act der Gerechtigkeit, wenn ich Gebhard einen Wink gäbe, er solle diesen zudringlichen Kerl, dessen Geisteskräfte mir etwas gestört erscheinen, unter irgend einem Vorwande sanft auf die Seite ziehen und in die Tobzelle einsperren? Gäbe man ihm von vorn herein eine kräftige Douche, so könnte das bis morgen früh auf seinen moralischen Zustand so eingewirkt haben, zugleich mit dem ahnenden Verluste seines Geldes, daß der erste Irrenarzt der Welt, ja, eine ganze Facultät von Irrenärzten seinen Zustand als sehr gefährlich finden würden, wenn ich ihnen diesen jungen Mann da mit der rothen Sammtweste als einen gewissen Moses Goldstein vorstellte, der die fixe Idee hat, ich sei ihm zwanzigtausend Gulden schuldig — es wäre ein kolossaler Spaß und vielleicht heute Abend ausführbar, wenn mein guter Freund die Schuldurkunde quittirt hat."

Diese angenehmen Betrachtungen, denen sich der Doctor überließ, während sich der Andere Schritt für Schritt näherte, berührten sein verfinstertes Gemüth so wohlthuend, daß sich auf seine Züge ein leises Lächeln stahl, welches sich

bis zu einem freundlichen Kopfnicken gegen Herrn Goldstein steigerte.

Dieser sah die Umstimmung zu seinen Gunsten und verfehlte als praktischer Mann nicht, den Versuch zu machen, einigen Nutzen daraus zu ziehen. „Habe ich doch gewußt," sagte er heiter, „daß der Zorn auf den armen Goldstein nicht kann sein ein anhaltender, daß Sie überhaupt nicht können haben einen Groll an dem festlichen Tage und auf Ihren ergebenen Freund. Steigen Sie ein, Doctor, steigen Sie ein, 's ist auf Ehre die höchste Zeit; freue mich auch für die Braut auf Ihr freundliches Gesicht, und für mich, es sind bessere Gedanken, die Sie haben gefaßt gegen Goldstein, gegen Ihren treuen Goldstein."

„Ich dachte wirklich an Sie," erwiderte der Doctor gütig, nachdem sich Beide im Wagen niedergelassen, und indem er die blauen Brillengläser auf ihn richtete, fuhr er fort: „Ich sah Sie im Geiste so recht lebhaft vor mir, wie Sie sich abmühen und abwinden, und dachte dabei an Ihre Zukunft; ich glaube und hoffe, Sie werden eine feste und gesicherte haben."

„Denken wir nicht an die Zukunft, denken wir an die Gegenwart. Was werd' ich haben für eine große Zukunft? Mit Mühe und Noth werd' ich mir verdienen einen armseligen Kreuzer Geld, um vielleicht etwas zu haben in meinem Alter; jetzt bin ich noch so arm, wie Hiob;" damit spielte er mit einer schweren goldenen Kette.

„Als ein so praktischer Geschäftsmann kann es Ihnen unmöglich fehlen, und wenn Ihnen meine Kundschaft etwas eintragen kann," sagte der Doctor milde lächelnd, „so wird

sie Ihnen erhalten bleiben." — Die Tobzelle, dachte er bei sich, liegt nach dem kleinen Hofe hinaus, und kann man ihn da mit voller Sicherheit schon ein paar Tage spectakeln lassen. — „Vergessen Sie," fuhr er lauter fort, „die heftigen Worte von vorhin, man ist nicht immer gut aufgelegt, selbst unter Freunden."

„Sie sehen mich entzückt, Doctorchen, von Ihren herzlichen Gesinnungen. So ist es recht am heutigen festlichen Tage. Lassen wir ihn froh beginnen und fröhlich endigen."

„So wollen wir," gab der Doctor mit ruhiger Stimme zur Antwort; „was das Geschäftliche anbelangt, so bleibt es bei der Verabredung: Sie erhalten heute Abends Ihr Geld und übergeben mir dagegen meinen Wechsel quittirt. Dabei hätte ich aber noch eine Bitte."

„Lassen Sie hören, Doctorchen; im Voraus bewilligt, wenn es nicht betrifft Abzüge."

„Gewiß nicht, nur eine kleine Discretion, die ich von Ihnen erwarte. Wenn man erfährt, daß Sie heute Morgens bei mir waren und daß Sie heute Abends wieder zu mir hinauskommen, so könnte man sich allerlei zusammenstellen, was der unangenehmen Wahrheit ziemlich nahe käme. Deßhalb bitte ich Sie, nach dem Diner zu ein paar Leuten zu sagen, Sie beabsichtigten heute Abend eine kleine Reise gerade in entgegengesetzter Richtung, als zu mir hinaus; Sie verstehen mich, lieber Goldstein, nur um keine Vermuthungen aufkommen zu lassen; um acht Uhr sind Sie alsdann bei mir draußen, Sie nehmen bei meiner Frau eine Tasse Thee und wir machen in meinem Arbeitszimmer unsere Geschäfte ab."

„Wenn es nichts weiter ist, bester Doctor, so können Sie sich auch darin auf den Goldstein verlassen; es ist das ein Stein, wie von Gold, ein Herz, wie von Diamant, überhaupt um zu sagen, ohne Unredlichkeit, ein kostbarer Kerl."

Der Sprecher rieb sich heiter die Hände und blickte seinen Nachbar an, der ruhig vor sich hin summend und dabei milde lächelnd zum Wagenfester hinaus auf die verschleierte Landschaft sah. Durch eine Biegung des Weges war es dem Doctor möglich, rechts neben sich auf der Höhe die hohen, weißen Mauern seiner Anstalt zu erblicken. „Ein Gefängniß," murmelte er mißmuthig zwischen den Zähnen, „ein Kerker, und ich von heute an in doppelten Banden!" Seine Augen blickten von dem Hügel hinab und folgten einem Wagenzuge, der schon in ziemlicher Ferne mit dampfender Locomotive gegen Süden fuhr und eben im Begriffe war, zwischen einer durchschnittenen Hügelkette zu verschwinden. „Es würde gar keinen Verdacht erregen," fuhr er in seinen Gedanken fort, „wenn ich morgen schon die Papiere zu Geld machte und dann ein bischen in die Welt hinausreis'te."

Es ist ein behagliches Gefühl, an eine Vergnügungsreise zu denken, man läßt dieses behagliche Gefühl gern nach außen bringen, woher es auch wohl kam, daß das Gesumme des Dr. Henderkopp in eine verständliche Melodie überging, und er pfiff die Weise des Liedes:

„Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond,"

bis die Hufe der Pferde auf dem Pflaster klapperten und er mit seinem Wagen am Eingange der Stadt hielt. Hier verabschiedete sich Herr Goldstein dem Vertrage gemäß, mit dem festen Versprechen, sich pünctlich zu Anfang des Hochzeits-Diners einstellen zu wollen.